Supplement

zu

Thomas Babington Macaulay's

Geschichte von England.

Memoiren des Grafen Grammont.

Von

Anthony Graf Hamilton.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1853.

Memoiren des Grafen Grammont.

Der englische Hof

unter Karl dem Zweiten,

geschildert

von

Anthony Graf Hamilton.

In deutscher Uebertragung nebst geschichtlichen Erläuterungen nach englischen Quellen.

Leipzig,

Hermann Costenoble.

1853.

Vorwort.

Der Verfasser dieser Memoiren, Anthony Graf Hamilton, gehörte der in Macaulay's Geschichtswerk erwähnten schottischen Herzogsfamilie dieses Namens an. Er wurde 1646 in Irland geboren und folgte nach der Hinrichtung Karl's des Ersten den königlichen Prinzen mit seinen Eltern nach Frankreich. Bei der Wiedereinsetzung Karl's des Zweiten kehrte er mit dem König nach England zurück. Während der Regierung dieses Fürsten blieb er, obgleich mit dem Hofe in beständiger Verbindung, als Katholik durch die gesetzlichen Bestimmungen von jedem Staatsamt ausgeschlossen. Jakob der Zweite gab ihm jedoch bald nach seiner Thronbesteigung 1685 das Kommando über ein Regiment Fußtruppen in Irland und ernannte ihn zum Statthalter der Grafschaft Limerick. Bei der Vertreibung Jakob's folgte auch Graf Hamilton dem Könige nach Frankreich und hat dort noch über dreißig Jahre gelebt. Er starb zu Saint-Germain-en-Laye im August 1720.

In seinen Schriften nahm er die Einfachheit, Reinheit und Anmuth der französischen Klassiker zum Muster und, obgleich Engländer, reiht er sich seinen Vorbildern würdig an. Er ist un-

übertroffen im Ausdruck des höheren Gesellschaftstones und in der Feinheit der Satyre. Seine Märchen sind Meisterwerke.

Von bei weitem größerer Bedeutung indeß sind für uns seine Memoiren des Grafen Grammont. In vollendeter Form bieten sie ein ironisches Bild des üppigen Hofes Karl's des Zweiten dar. Nirgends ist der „tolle Karneval der Restauration," wie Macaulay die Zeit treffend nennt, so scharf gegeißelt worden, wie in dieser Schrift. Man sieht die Verblendeten auf einem Vulkan tanzen. — Der englische Historiker erkennt den ganzen Werth dieser Vorarbeit und läßt sich durch keine pedantische Rücksicht davon abhalten, sie zu benutzen. Davon zeugt eine große Anzahl von Stellen in seinem Geschichtswerk. Er rühmt „die lebendige und geistreiche Feder Hamilton's" und es spricht für die Höhe des Standpunkts, den beide Männer behaupten, daß sie in ihrem Urtheil sich über die engen politischen Partheiansichten erheben und, wenn auch allerdings verschieden in der Form, in der Sache wesentlich übereinstimmen. Macaulay, der liberale Whig des neunzehnten Jahrhunderts, darf natürlich die Dinge unumwunden bei ihren Namen nennen, Hamilton, der Zeitgenosse und persönliche Freund der Stuarts, spricht in treffender Persiflage spielend ein mindestens ebenso entschiedenes Verdammungsurtheil aus. Beide Autoren ergänzen einander. In der Lebendigkeit, sittlichen Wärme, in dem Streben nach unpartheilicher Auffassung, — hauptsächlich indeß wohl in der glücklichen Wahl des Stoffs gerade in jetziger Zeit liegt das Geheimniß von Macaulay's Erfolg. Er schrieb zunächst für Engländer und ahnte schwerlich, daß seine Arbeit in Deutschland fast noch größeren Anklang finden würde als im Vaterlande. Es erklärt sich das durch den Entwicklungsproceß, in welchem

unsre Heimath, dieses Schwesterland des Inselreichs, gegenwärtig begriffen ist. —

Den gelehrten Herren, welche sich mit Fragen beschäftigen, wie z. B. ob Macchiavelli ironisch geschrieben oder einfach in gutem Glauben, überlassen wir die Untersuchung, inwiefern Hamilton eine geschichtlich-soziale Satyre liefern wollte oder blos ein geistreiches Unterhaltungsbuch. Uns genügt die schlichte Auffassung, daß da, wo die Ironie in der Sache selbst und in den Charakteren steckt, das Wort: difficile est, satiram non scribere, die Frage wohl erledigt.

Im Exil mußte Jakob's wunderliche Haltung die denkenden Männer unter seinen Anhängern gewiß zum Nachsinnen anregen über die Ursachen des in starrer Verblendung herbeigeführten Sturzes der Königsfamilie. Von solcher kritischen Stimmung ist Hamilton bei Abfassung der Memoiren schwerlich frei gewesen; sonst hätte er ja leicht unter Verschweigung oder Aenderung von Namen ein anziehendes Gemälde liefern können. Der Chevalier Grammont, dieser Typus seiner Gesellschaftsklasse, ist ihm nur Staffage oder Rahmen für das reiche Bild, welches er vor unsern Blicken aufrollt; der eigentliche Held ist der ganze englische Hof in seiner naiven Sittenverwilderung: König Karl, Talbot und jene Masse von bunten Gestalten, unter denen vor allen der Herzog von York in kläglicher Wahrheit hervortritt. Ehe diese Welt uns durch Macaulay's Meisterwerk von neuem in lebendiger Frische vor die Seele gerückt wurde, ist der Werth der Memoiren gewiß von manchem Leser des Originals nur in der vollendeten Form, in der geschickten Verkettung und in der unerschöpflichen Heiterkeit der Darstellung gefunden worden. Man hat das Ganze als ein pikantes Kunstwerk betrachtet. Seitdem

man aber zwischen den Zeilen lesen gelernt, erschließt sich auch die tiefere Bedeutung des Werks.

Wir sagten, Macaulay habe zunächst nur an sein englisches Publikum gedacht, und in der That, der deutsche Leser empfindet bei dem Studium seines Geschichtswerks manche Lücke. Zwar hat der Historiker auf bewundrungswürdige Weise die Masse des Stoffs verarbeitet, um in möglichster Gedrängtheit das Nothwendige zu geben; den Engländern gegenüber, bei denen er viele Dinge als bekannt voraussetzen darf, genügt auch oft eine bloße Andeutung und die Aufgabe des Geschichtschreibers bedingt überdies solche Skizzirung. Die, welche sich näher unterrichten wollen, verweist er häufig auf Pepys', auf Evelyn's Tagebücher und auf Grammont's Memoiren. Um die Letzteren unseren Landsleuten nun zugänglicher zu machen, haben wir die deutsche Ausgabe unternommen; wir geben die Schrift mit gebührender Achtung für das Original unverstümmelt wieder und haben sie durch Erläuterungen mit Macaulay's Werk in Verbindung gesetzt, so daß eins dem andern als Schlüssel dient.

Unsre Arbeit war nicht ganz leicht. Ein freundliches Kennerauge würde bald entdecken, wie die Verschiedenheit des Charakters beider Idiome manche Schwierigkeit bot. Stolz auf ihren Reichthum will die deutsche Sprache nicht die Wiederholung desselben Worts in der Antithese gestatten, sondern verlangt ein Synonym, wodurch oft die Wendung an Reiz verliert; — stolzer noch und — glücklicher in ihrer Armuth mag die französische Sprache nichts von einer aus Ueberfluß entspringenden Verlegenheit wissen, sondern setzt gerade in die Wiederkehr desselben Worts die schlagende Kraft des Gedankens. Diesen Wink erlauben wir uns nur

den Verehrern des Originals gegenüber, das wir gleichfalls schätzen und deshalb treu und mit Sorgfalt behandelt haben.

Den wohlmeinenden, aber befangenen Gemüthern, welche etwa an dem freien Tone des Buches Anstoß nehmen möchten, haben wir zum Trost zu sagen, daß sich darin keine sinnliche Ausmalung findet, wie in so manchen als sittlich geltenden Modebüchern unsrer Zeit und daß der Spott über die Schwächen der Welt bei dieser Schrift wohl jede bedenkliche Wirkung aufhebt. Uebrigens kennt der wissenschaftliche Geschichtssinn, wie die Heilkunde, keine falsche Scham.

B., im März 1853.

A. Heller.

dem Verfasser des Originals gegenüber, das wir gleichfalls schätzen und deshalb treu und mit Sorgfalt behandelt haben.

Den wohlmeinenden, aber befangenen Gemüthern, welche etwa an dem freien Tone des Buches Anstoß nehmen möchten, haben wir zum Trost zu sagen, daß sich darin keine sinnliche Ausmalung findet, wie in so manchen als sittlich geltenden Modebüchern unserer Zeit und daß der Spott über die Schwächen der Welt bei dieser Schrift wohl jede bedenkliche Wirkung aufhebt. Uebrigens kennt der wissenschaftliche Geschichtssinn, wie die Heilkunde, keine falsche Scham.

B., im März 1838.

A. Zeller.

Inhalt.

Einleitung.

Da die, welche blos zu ihrer Unterhaltung lesen, mir vernünftiger scheinen, als die Krittler, die ein Buch nur aufschlagen, um Fehler darin zu entdecken, so erkläre ich, daß ich mich um die Weisheit der Letzteren wenig kümmre und nur für Jene die Feder ergreife.

Ferner bemerke ich, daß mich bei Abfassung dieser Memoiren die Reihenfolge der Ereignisse wenig inkommodiren soll, weil sie dem Schriftsteller mehr zu schaffen macht als zum Genuß des Lesers beiträgt.

Indem ich die Absicht hege, ein Bild von meinem Helden zu geben, werden die ihn charakterisirenden Züge in den folgenden Bruchstücken eine Stelle finden, wie sie sich meinem Geiste gerade darbieten.

Was thut es bei einer Zeichnung überhaupt, wo man sie anfängt, wenn nur die Theile ein Ganzes bilden, welches die Züge des Urbildes treu wiedergiebt? — Der große Plutarch behandelt seine Helden wie seine Leser; er beginnt das Leben der Ersteren, wie es ihm gerade einfällt und lenkt die Aufmerksamkeit der Letzteren auf merkwürdige Alterthümer oder auf interessante wissen=

schaftliche Fragen hin, die mit seinem Thema nicht gerade immer in Verbindung stehn.

So sagt er uns z. B.: Demetrius, der Städtebezwinger, war lange nicht so groß wie sein Vater Antigonus; zum Trost meldet er dann beiläufig, dieser angebliche Vater Antigonus sei indeß eigentlich nur sein Onkel gewesen; allein bevor wir zu dem Leben des Helden gelangen, erfahren wir dies erst nach einer Schilderung von dessen Tode, nach Aufzählung von verschiedenen Waffenthaten, wie von seinen guten und schlechten Eigenschaften, wo der Biograph denn auch, wahrscheinlich aus Mitleid mit dessen Schwächen, den armen Markus Antonius auf's Tapet bringt.

Das Leben des Numa Pompilius beginnt er mit einer Abhandlung über dessen Lehrer Pythagoras und scheint zu glauben, man sei äußerst gespannt, zu erfahren, ob dies der alte Philosoph gewesen oder ein Namensvetter, welcher bei den olympischen Spielen den Preis im Wettlauf gewann und dann sogleich mit Riesenschritten zu Numa Pompilius eilte, um ihm Philosophie vorzutragen und ihn beim Regieren zu unterstützen. Nachdem Plutarch sich erst lange mit dieser Frage gequält, läßt er sie endlich auf sich beruhen.

Damit will ich dem verdientesten Geschichtschreiber des Alterthums nicht etwa einen Vorwurf machen. O nein, ich möchte durch sein Beispiel nur die Art rechtfertigen, wie ich ein Leben zu schreiben denke, außerordentlicher, als alle Biographien, die er uns hinterlassen.

Wir wollen einen Mann vorführen, dessen unvergleichlicher Charakter uns Schwächen übersehen läßt, die wir keineswegs zu vertuschen denken, einen Mann mit einem Gemisch von Fehlern und Tugenden, welche wie durch nothwendige Verkettung ein harmo=

nisches Ganze bilden und durch den Kontrast um so glänzender hervortreten.

Diese eigenthümliche Mischung hat den Grafen Grammont im Kriege, bei Liebesabenteuern, beim Spiel und in den verschiedenen Lagen eines langen Lebenslaufs zum Gegenstande der Bewunderung seines Zeitalters gemacht. Dadurch hat er in sämmtlichen Ländern, wo er seine Anmuth und seine — Unbeständigkeit zeigte, Entzücken erregt; überall hat so sein lebendiger Geist treffende Aussprüche hingestreut, welche ein einstimmiger Beifall auf die Nachwelt trägt; so hat er ferner allerwärts Spuren seiner Munificenz hinterlassen und endlich bei den dringendsten Gefahren sich volle Geistesklarheit bewahrt, indem er mitten unter den Schrecken des Krieges eine Heiterkeit und Kaltblütigkeit an den Tag legte, die wahrlich nicht Jedermanns Sache sind.

Sein äußres Bild will ich nicht zeichnen. Ueber den Eindruck, den er machte, haben Bussy und Saint-Evremond mehr pikant als treu berichtet. Der eine hat den Chevalier Grammont in Liebesintriguen als verstellt, wankelmüthig und selbst ein wenig zweideutig, im Punkt der Eifersucht als unermüdlich und schonungslos geschildert. Saint-Evremond hat andre Farben gewählt, um den Geist und die Sitten des Grafen zu malen, aber Beide haben in ihren Darstellungen mehr sich selber Ehre als dem Helden Gerechtigkeit erwiesen.

Ihn allein also muß man hören in jenen ergötzlichen Berichten von Schlachten und Belagerungen, bei denen er sich an eines andern Helden Seite auszeichnete; ihm nur muß man bei den weniger rühmlichen Ereignissen ein gläubiges Ohr schenken, wo er ohne

Rückhalt seine Gewandtheit, sein Feuer, seine Schliche und Kniffe und das ganze eigene Wesen so natürlich aufdeckt.

Seine Stimme, sage ich, muß man in dieser Schrift vernehmen, weil ich nur die Feder führe, während er mir die seltsamsten und unbekanntesten Züge aus seinem Leben diktirt.

Hamilton.

I.

Grammont

in

Piemont und in Frankreich.

Erstes Kapitel.

Ankunft Grammont's bei der Belagerung von Trino; seine Lebensweise.

Zu jener Zeit gingen die Sachen in Frankreich nicht wie sie heute gehn. Ludwig der Dreizehnte herrschte noch und der Kardinal Richelieu regierte das Reich. Große Männer befehligten kleine Heere und diese Heere vollbrachten gewaltige Dinge. Das Schicksal der Herren bei Hofe hing von der Gunst des Ministers ab und die Stellungen dort waren nur fest gegründet, so weit man diesem ergeben war. Inmitten der andern europäischen Staaten legten umfassende Entwürfe den Grund zu jener gefürchteten Größe Frankreichs, auf deren Gipfel man dies Land seitdem erblickte. Die Polizei wurde etwas vernachläßigt, bei Tage waren die großen Heerwege und des Nachts die Straßen unsicher; allein anderwärts raubte man noch viel ungestrafter. Die Jugend wählte bei ihrem Eintritt in die Welt diejenige Laufbahn, welche ihr gerade zusagte. Wem es so beliebte, der machte sich zum Chevalier, und wer da konnte, zum Abbé, ich meine zum Abt mit einer Pfründe. Durch die Tracht unterschied sich der Ritter nicht vom Abbé und ich glaube, der Chevalier Grammont war während der Belagerung von Trino beides zu gleicher Zeit. Es war dies sein erster Feldzug und er brachte dazu jene glücklichen Gaben mit, welche für den, der sie besitzt, auch ohne sonstigen Schutz immer der beste Empfehlungsbrief sind.

Bei seiner Ankunft war die Belagerung im Gange und das ersparte ihm einige Tollkühnheiten; denn ein Freiwilliger kann nicht ruhig schlafen, wenn er nicht dem ersten Feuer Stand gehalten hat. Er machte also blos die Bekanntschaft der Generale, indem für ihn

hinsichtlich der Festung nichts zu rekognosziren blieb. Der Prinz Thomas befehligte die Armee und weil der Titel: Generallieutenant noch nicht gebräuchlich war, so dienten Duplessis-Praslin und der berühmte Vicomte von Turenne als Unterbefehlshaber mit der Bezeichnung: „maréchal-de-camp.“

Damals hatte man vor festen Plätzen noch einige Achtung, weil eine unwiderstehliche Gewalt noch nicht die Mittel lieferte, sie durch einen furchtbaren Bombenhagel und hunderte von Feuerschlünden in Asche zu legen. Bevor diese gewaltigen Orkane wütheten, welche den Gouverneur in die Gewölbe hinabjagen und die Garnison zu Staub zermalmen, da bezeugten häufige, lebhaft zurückgeschlagene Ausfälle nebst kräftigen tapfer empfangenen Angriffen die Kunst der Belagerer und den Muth der Belagerten. So zogen denn diese Unternehmungen sich ziemlich lange hin und die jungen Leute hatten Gelegenheit, dabei etwas zu lernen.

Während der Belagerung von Trino gab es auf beiden Seiten herrliche Waffenthaten. Man ertrug Strapatzen und erduldete ruhig Verluste; seit Ankunft des Chevaliers Grammont langweilte man sich in der Armee nicht mehr.

In den Laufgräben kannte man keine Ermattung, bei den Generalen fortan keinen gezwungenen Ernst, bei den Truppen keine schlechte Laune. Ueberall fand und verbreitete der Ankömmling Stoff zur Heiterkeit.

Wie allerwärts gab es unter den Offizieren des Heeres Männer von wirklichem Verdienst und auch Leute, die sich gerne Verdienst angeeignet hätten. Die letzteren ahmten, ohne ihn zu erreichen, dem Chevalier Grammont in seinen glänzenden Eigenschaften nach; die ersteren bewunderten seine Gaben und suchten seine Freundschaft. Zu ihnen gehörte Matta. Voller Freimuth und Ehrlichkeit machte dieser auch durch sein Aeußeres einen angenehmen Eindruck, mehr aber noch durch sein eigenthümliches geistiges Wesen. Einfach und natürlich besaß er doch eine sehr feine Urtheilskraft und ein reges Zartgefühl.

Es dauerte nicht lange, so hatte der Chevalier Grammont seine charakteristischen Züge bemerkt; bald war die Bekanntschaft gemacht und ebenso rasch auch Freundschaft geschlossen.

Matta verlangte durchaus, der Chevalier solle bei ihm wohnen und dieser nahm es nur unter der Bedingung gemeinschaftlicher Kostenbestreitung an. Da beide freigebig waren und den Aufwand liebten, so gaben sie zusammen gut eingerichtete, sehr gewählte Mahlzeiten. Anfangs trug ihnen das Spiel viel ein und der Chevalier gab hundertfältig das wieder zurück, was er nur in einer Weise — nahm.

Nach der Reihe traktirt bewunderten die Generale diesen Aufwand und machten ihren Offizieren einen Vorwurf daraus, daß sie nicht so gut bedient waren. Der Chevalier besaß die Gabe, die einfachsten Dinge geltend zu machen und sein Geist beherrschte die Mode dergestalt, daß man sich selbst herabsetzte, wenn man nicht seinem Geschmack folgte. Sowohl hinsichtlich der Bestellung überließ ihm Matta die Sorge für die Tafel als auch im Honneurmachen. Der allgemeine Beifall entzückte ihn und er bildete sich ein, man könne gar nicht schöner leben, wie sie; auch sei nichts leichter, als diese Existenz fortzusetzen; allein bald sollte er gewahren, daß das reinste Glück niemals von langer Dauer ist.

Eine kostspielige Tafel, wenig Oekonomie, betrügerische Diener, Unglück beim Spiel, alles das vereint störte den Haushalt und die Tischfreuden schränkten sich allmählig von selbst ein, als plötzlich das an Auskunftsmitteln reiche Genie des Chevaliers es unternahm, seine Ehre durch einen Kunstgriff aufrecht zu erhalten, den wir mittheilen wollen.

Sie hatten von dem Zustande ihrer Angelegenheiten mit einander noch gar nicht gesprochen, obgleich der Verwalter jeden der Herren einzeln davon in Kenntniß setzte, als er Geld zu fordern kam, um die Ausgaben fortzuführen oder über den bisherigen Verlauf abzuschließen. Eines Tags, als der Chevalier früher als gewöhnlich nach Hause kam, fand er Matta ruhig auf einem Lehnstuhl eingeschlafen und da er seinen Schlummer nicht stören wollte, so

fing er an, über seinen Plan zu brüten. Unvermerkt wachte Matta auf und nach einigem Erstaunen über die Vertieftheit seines Freundes, weil ein Schweigen von mehr als einer Minute zwischen ihnen etwas Unerhörtes war, stimmte er plötzlich ein lautes Gelächter an. Je mehr der Chevalier ihn betrachtete, desto heftiger wurde der Ausbruch. „Das nenne ich ein lustiges Erwachen", sprach Grammont, „worüber lachst du oder gilt es den unsichtbaren Engeln?" — „Meiner Treu, Chevalier", entgegnete Matta, „ich lache über den eben gehabten Traum; der war so natürlich und drollig, daß du darüber mitlachen sollst. Mir träumte, wir hätten unsern Haushofmeister, den Herrn Oberkoch und unsern Herrn Inspektor entlassen, mit dem Vorsatz, für die übrige Feldzugszeit bei den andern Offizieren zu speisen, wie diese bisher bei uns. Das war mein Traum und du, Chevalier, worüber grübeltest du?"

„Schwacher Geist!" erwiederte Grammont achselzuckend, „da bist du nun außer Fassung, ich sehe dich herabgestimmt und verwirrt wegen einiger unangenehmen Worte, die der Haushofmeister dir wahrscheinlich, wie mir, gesagt haben wird. Wie? Nach der Rolle die wir bis jetzt im Angesichte der Großen und Ausländer im Heer gespielt, sollen wir die Parthie aufgeben wie Einfaltspinsel, einpacken wie Lumpe, bloß weil unsre Finanzen einmal erschöpft sind! Du hast gar keine Seelengröße. Wo ist die französische Ehre?" — „Und wo ist Geld?" fragte Matta, „meine Leute wollen des Teufels werden, daß nicht zehn Thaler im Hause sind und ich glaube, die Deinigen haben auch nicht mehr aufzuweisen; denn seit länger als acht Tagen sehe ich dich nicht mehr die Börse ziehn und dein Geld zählen, — ein Genuß, der dich in Zeiten des Glücks oft beschäftigte." „Ich räume alles das ein", erwiederte Grammont, „aber ich will dir zeigen, daß du dich in diesem Fall so verkehrt geberdest, wie ein begossenes Huhn. Was würde aus dir, wenn du dich in einem Zustande befändest, wie ich ihn vier Tage vor meiner Herkunft erlebte! Ich muß dir die Geschichte erzählen."

Zweites Kapitel.

Erziehung und Abenteuer vor der Ankunft bei der Belagerung.

„Das schmeckt sehr nach dem Romanenton; nur mit dem Unterschiede, daß es eigentlich dein Stallmeister sein müßte, der mir deine Geschichte erzählte", — sagte Matta. „Es wäre so freilich die Regel", erwiederte der Chevalier; „ich kann indessen von meinen ersten Heldenthaten selbst Bericht erstatten, ohne meiner Bescheidenheit allzu nahe zu treten; mein Stallmeister hat übrigens für den heroischen Vortrag eine etwas wunderliche Ausdrucksweise.

„So wisse denn, bei meiner Ankunft zu Lyon". — „Fängt man so an?" fragte Matta. „Beginne gefälligst deine Erzählung mit einem früheren Datum; bei einem Leben, wie das deine, verdienen die geringsten Umstände Erwähnung, besonders aber die Art, wie du dem Kardinal den ersten Besuch machtest; man hat mich oft damit zum Lachen gebracht. Uebrigens erlasse ich dir alle zarten Züge aus der Kindheit, ferner deinen Stammbaum, die Namen und Eigenschaften deiner Vorfahren; denn davon weißt du doch kein Wort."

Ach, was für ein schlechter Spott! Du meinst, jedermann wäre so unwissend, wie du selbst und bildest dir ein, ich kenne weder die Mendoren noch die Corisanden! Am Ende weiß ich etwa auch nicht, daß es nur von meinem Vater abhing, wenn er ein Sohn Heinrichs IV hätte sein wollen! Der König wünschte ihn durchaus als Kind anzuerkennen; aber dieser Verräther wollte absolut nichts davon wissen. Denke nur, was ohne den Querstrich aus den Gramonts geworden wäre! Sie hätten den Vorrang vor den Cäsaren

von Vendôme. Du magst lachen; aber der Punkt ist so wahr, wie das Evangelium. Doch kommen wir zur Sache.

Man steckte mich in das Kollegium zu Pau mit der Absicht, mich zum Priester zu machen; da ich aber ganz andere Vorsätze hegte, so hütete ich mich, es zu benutzen. Ich hatte so sehr das Spiel im Kopfe, daß Lehrer und Inspektor ihre Weisheit verloren, als sie mir ihr Latein beibringen wollten. Vergebens drohte der alte Brinon, der mir gleichzeitig als Kammerdiener und Erzieher diente, mit der Mutter; ich studirte nur, wenn ich Lust hatte d. h. fast niemals. Man behandelte mich indeß als Schüler meinem Stande gemäß; ich erhielt, ohne sie verdient zu haben, alle Grade der Klasse und verließ das Kollegium ungefähr wie ich hingekommen war. Man fand übrigens, ich wisse genug, um der Abtei, welche mein Bruder mir verschaffte, vorzustehen.

Er hatte eben die Nichte eines Ministers geheirathet, vor dem sich alles beugte und er wünschte, mich ihm vorzustellen. Ich verließ die Heimath ohne besondern Schmerz und sehnte mich sehr nach Paris. Nachdem mich der Bruder, um mich zu poliren, einige Zeit bei sich gehabt hatte, ließ er mich auf die Stadt los, damit ich das ländliche Wesen ablegte und ein Weltmann würde. Das gelang mir so gut, daß ich die Miene gar nicht wieder aufgeben wollte, als es sich darum handelte, mich bei Hofe in Abbé-Tracht einzuführen. Du erinnerst dich der damaligen Mode. Alles, wozu man mich bringen konnte, war, daß ich eine Soutane über meinen Kavalieranzug warf. Wie mein Bruder mich in diesem geistlichen Ornat erblickte, wollte er vor Lachen umkommen und auch andern den Genuß des Spaßes gewähren. Ich hatte oben über dem Priestermantel die herrlichste Frisur an meinem gepuderten Kopfe und unten weiße Stiefelchen mit goldenen Sporen. Der Kardinal, mit seinem durchdringenden Verstande, mußte lachen. Dieser Uebermuth jedoch verdroß ihn, er mochte denken: was wird aus einem Kopfe

werden, der so früh über die Tonsur spottet und den Priesterkragen verachtet.

Als der Bruder mich zurückbrachte, sagte er: „Nun, mein Brüderchen, das ging ja trefflich; dein halb geistliches, halb kriegerisches Kostüm hat den Hof sehr ergötzt. Allein, das ist nicht genug; du mußt wählen, mein kleiner Kavalier. Ueberlege also, ob du bei der Kirchenlaufbahn große Güter besitzen willst, ohne etwas zu thun, oder ob du mit einem kleinen Pflichttheil Arme und Beine zu opfern denkst, um an einem undankbaren Hofe als „fructus belli“ aufzutreten und am Ende des Lebens mit einem Glasauge und hölzernen Beine zu dem Titel: „maréchal-de-camp“ zu gelangen?

„Ich weiß, erwiederte ich, hinsichtlich des bequemen Lebens ist zwischen beiden Ständen gar kein Vergleich; da man jedoch vor allem seine Seele retten muß, so will ich mich der Kirche entziehen und mein Heil in der Welt suchen; vorausgesetzt, daß ich meine Abtei behalte.“

Alles Einreden und das ganze Ansehn meines Bruders war vergeblich und man mußte mir wohl oder übel diesen Punkt einräumen, um mich auf der Akademie zu erhalten.

Du kennst mich als den gewandtesten Mann in Frankreich; ich hatte also bald alles gefaßt, was dort gelehrt wird und nebenbei lernte ich noch, was die Jünglinge veredelt und zu anständigen Männern ausbildet; denn ich erwarb Fertigkeit in allem Karten- und Würfelspiel. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, hielt ich mich darin für viel gewandter, als ich eigentlich sein mochte, wie ich das erst in der Folge erfahren sollte.

Als die Mutter meinen Entschluß vernahm, weinte sie über die verlassene Laufbahn und konnte sich über die neue Richtung nicht trösten. Sie hatte mich schon als künftigen Heiligen betrachtet und rechnete darauf, mich im Weltgetriebe als wahren Teufel oder im Kriege todtgeschossen zu sehen. Ich brannte vor Sehnsucht nach einem Feldzuge; da ich aber noch zu jung war, so mußte ich erst

schaftliche Fragen hin, die mit seinem Thema nicht gerade immer in Verbindung stehn.

So sagt er uns z. B.: Demetrius, der Städtebezwinger, war lange nicht so groß wie sein Vater Antigonus; zum Trost meldet er dann beiläufig, dieser angebliche Vater Antigonus sei indeß eigentlich nur sein Onkel gewesen; allein bevor wir zu dem Leben des Helden gelangen, erfahren wir dies erst nach einer Schilderung von dessen Tode, nach Aufzählung von verschiedenen Waffenthaten, wie von seinen guten und schlechten Eigenschaften, wo der Biograph denn auch, wahrscheinlich aus Mitleid mit dessen Schwächen, den armen Markus Antonius auf's Tapet bringt.

Das Leben des Numa Pompilius beginnt er mit einer Abhandlung über dessen Lehrer Pythagoras und scheint zu glauben, man sei äußerst gespannt, zu erfahren, ob dies der alte Philosoph gewesen oder ein Namensvetter, welcher bei den olympischen Spielen den Preis im Wettlauf gewann und dann sogleich mit Riesenschritten zu Numa Pompilius eilte, um ihm Philosophie vorzutragen und ihn beim Regieren zu unterstützen. Nachdem Plutarch sich erst lange mit dieser Frage gequält, läßt er sie endlich auf sich beruhen.

Damit will ich dem verdientesten Geschichtschreiber des Alterthums nicht etwa einen Vorwurf machen. O nein, ich möchte durch sein Beispiel nur die Art rechtfertigen, wie ich ein Leben zu schreiben denke, außerordentlicher, als alle Biographien, die er uns hinterlassen.

Wir wollen einen Mann vorführen, dessen unvergleichlicher Charakter uns Schwächen übersehen läßt, die wir keineswegs zu vertuschen denken, einen Mann mit einem Gemisch von Fehlern und Tugenden, welche wie durch nothwendige Verkettung ein harmo-

nisches Ganze bilden und durch den Kontrast um so glänzender hervortreten.

Diese eigenthümliche Mischung hat den Grafen Grammont im Kriege, bei Liebesabenteuern, beim Spiel und in den verschiedenen Lagen eines langen Lebenslaufs zum Gegenstande der Bewunderung seines Zeitalters gemacht. Dadurch hat er in sämmtlichen Ländern, wo er seine Anmuth und seine — Unbeständigkeit zeigte, Entzücken erregt; überall hat so sein lebendiger Geist treffende Aussprüche hingestreut, welche ein einstimmiger Beifall auf die Nachwelt trägt; so hat er ferner allerwärts Spuren seiner Municenz hinterlassen und endlich bei den dringendsten Gefahren sich volle Geistesklarheit bewahrt, indem er mitten unter den Schrecken des Krieges eine Heiterkeit und Kaltblütigkeit an den Tag legte, die wahrlich nicht Jedermanns Sache sind.

Sein äußres Bild will ich nicht zeichnen. Ueber den Eindruck, den er machte, haben Bussy und Saint-Evremond mehr pikant als treu berichtet. Der eine hat den Chevalier Grammont in Liebesintriguen als verstellt, wankelmüthig und selbst ein wenig zweideutig, im Punkt der Eifersucht als unermüdlich und schonungslos geschildert. Saint-Evremond hat andre Farben gewählt, um den Geist und die Sitten des Grafen zu malen, aber Beide haben in ihren Darstellungen mehr sich selber Ehre als dem Helden Gerechtigkeit erwiesen.

Ihn allein also muß man hören in jenen ergötzlichen Berichten von Schlachten und Belagerungen, bei denen er sich an eines andern Helden Seite auszeichnete; ihm nur muß man bei den weniger rühmlichen Ereignissen ein gläubiges Ohr schenken, wo er ohne

eine Kampagne zu Bidache machen, ehe ich zum Heere abgehn konnte.

Bei der Rückkehr zur Mutter hatte ich ein so weltmännisches, hofähnliches Aeußre, daß sie mich mit Respekt ansah, statt mir Vorwürfe über die Waffenliebe zu machen. Ich war ihr Abgott und wie sie mich unerschütterlich fand, dachte sie nur daran, mich so lange als möglich zu behalten, während man meine kleine Ausrüstung zurecht machte.

Brinon, der treue Kammerdiener, sollte beiläufig auch meinen Hof- und Stallmeister spielen; vielleicht hat es nie einen so ernsten, starren Gaskogner gegeben, als ihn. Er übernahm die Verantwortung hinsichtlich meiner sittlichen und anständigen Führung; auch machte er sich anheischig, über meine Person in Kriegsgefahren zu wachen. Ich hoffe, daß er hinsichtlich des letzten Punktes besser Wort halten wird, als in Betreff der ersten Artikel.

Acht Tage vor meiner Abreise sandte man mein Gepäck voraus; meine Mutter gewann dadurch Zeit, mir Ermahnungen vorzuhalten. Nachdem sie mich gehörig beschworen, Gott vor Augen und die Liebe zum Nächsten im Herzen zu haben, ließ sie mich unter der Obhut des Herrn und des weisen Brinon abziehen.

Schon auf der zweiten Poststation bekamen wir Streit. Man hatte ihm für meinen Feldzug vierhundert Pistolen in die Hände gegeben; ich verlangte sie zu haben, — er widersetzte sich hartnäckig. „Alter Schelm", sagte ich, „hat man dir das Geld für dich oder für mich anvertraut? Nach deiner Meinung sollte ich wohl einen Schatzmeister haben und nur durch Anweisungen zahlen! Ich weiß nicht, ob er durch eine Art von Ahnung traurig wurde, aber er wich erst nach den heftigsten Zuckungen und Kämpfen dem Zwange; — es schien, als ob ich ihm das Herz aus dem Leibe risse.

Seitdem ich ihn von der Last befreit, fühlte ich mich bedeutend leichter und heiterer; er dagegen erschien sehr niedergebeugt, und man konnte meinen, ich hätte ihm vierhundert Pfund Blei auf den

Rücken geladen. Sein Pferd ging so langsam, daß ich es selber anpeitschen mußte. Indem er sich von Zeit zu Zeit umsah, sagte er wiederholt: „Herr Chevalier, so hat es die gnädige Frau nicht gemeint.“ Bei jeder Poststation erneute sich sein Schmerz; denn statt dem Postillon zehn Sous zu geben, gab ich immer dreißig.

Endlich langten wir in Lyon an. Am Thore nahmen uns zwei Soldaten in Empfang, um uns zum Gouverneur zu führen. Ich nahm den einen Mann, damit er mich nach dem besten Gasthofe brächte, und überließ Brinon dem andern, um dem Kommandanten von meiner Reise und meinen Absichten Bericht zu erstatten.

In Lyon giebt es ebenso gute Speisewirthe, als in Paris. Allein der Gewohnheit treu führte mich mein Soldat zu einem seiner Freunde, dessen Haus er mir als den besten Ort der Stadt anpries, wo man die trefflichste Kost und die vornehmste Gesellschaft fände. Der Wirth des Hauses war dick wie ein Faß und hieß Cerise, von Nation ein Schweizer, seiner Profession nach ein Vergifter und aus Gewohnheit Spitzbube. Er führte mich in eine ziemlich nette Stube und fragte, ob ich allein zu speisen wünsche oder in Gesellschaft. Ich wollte an der Wirthstafel essen und zwar wegen der vornehmen Gäste, die mir der Soldat in diesem Hause versprochen hatte.

Durch die Fragen des Gouverneurs verstimmt kam Brinon grämlich wie ein alter Affe zurück und als er bemerkte, ich kämmte mein Haar ein wenig, um hinunterzugehen, sagte er: „Was wollen Sie, Herr Chevalier? Durch die Stadt traben; haben wir nicht den ganzen Tag Bewegung genug gehabt? Speisen Sie einen Bissen und legen Sie Sich früh schlafen, um morgen mit Tages Anbruch wieder zu Pferde zu sein.“ — „Mein Herr Hofmeister“, erwiederte ich, „ich werde weder durch die Stadt traben, noch allein speisen, noch früh zu Bett gehen. Ich will unten in Gesellschaft essen.“ — „An einer gewöhnlichen Wirthstafel! mein Herr, das ist nicht Ihr Ernst. Der Teufel soll mich holen, wenn da unten nicht

ein Dutzend Gauner sitzen und Karten und Würfel spielen, daß sie nicht Gottes Donner hören."

Seitdem ich mich des Geldes bemächtigt, war ich keck geworden und wollte mich der Bevormundung meines Hofmeisters entziehen. So sagte ich denn: „Wißt ihr auch, mein Herr Brinon, daß ich es nicht leiden mag, wenn ein Einfaltspinsel den Klugredner spielt. Geht zum Abendbrot, wenn's beliebt und sorgt, daß ich vor Tagesanbruch Postpferde habe."

Kaum warf er die Worte: Karten und Würfel hin, als ich schon das Geld in meiner Tasche hüpfen fühlte. Ich war etwas erstaunt, den Speisesaal mit abenteuerlichen Gestalten gefüllt zu sehen. Nachdem der Wirth mich eingeführt, sagte er, nur etwa achtzehn bis zwanzig der Herren würden die Ehre haben, mit mir zu speisen. Ich trat an einen Spieltisch und wollte vor Lachen bersten. Ich hatte anständige Leute und hohes Spiel erwartet und es waren zwei Deutsche die eine Parthie Triktrak machten. Nie haben ein paar Ackergäule, wie diese Menschen, gezogen, allein ihre Erscheinung überstieg jede Vorstellung. Der Mann, an dessen Seite ich stand, war ein kleiner Fettwanst, rund wie eine Kugel. Er trug eine Halskrause und einen ellenhohen, spitzen Hut; ein jeder hätte ihn in einiger Entfernung für eine Kuppel mit ihrem Glockenthurm gehalten. Ich fragte den Wirth, wer es sei. „Ein Kaufmann aus Basel", sagte er, „der hier Pferde verkaufen will, aber ich glaube, wie er es anfängt, wird er nicht viel los werden, denn er thut nichts, als spielen." — „Spielt er hoch?" fragte ich. „Nicht gerade jetzt, lautete die Antwort", „sie spielen vor dem Abendbrot nur um die Zeche; wenn man den kleinen Kaufmann aber unter vier Augen festhalten kann, so spielt er hübsch hoch." — „Hat er Geld?" forschte ich weiter. „O, oh", sagte der hinterlistige Cerise, „wollte Gott, Sie hätten ihm tausend Pistolen abgewonnen und ich hätte die Hälfte davon; wir würden nicht lange auf Geld zu warten brauchen."

Das genügte mir, um das Verderben des kleinen Spitzhuts zu

beschließen. Ich stellte mich ihm wieder zur Seite, um ihn zu examiniren, er spielte immer verkehrt, Fehler auf Fehler. Der Himmel weiß, ich fühlte einige Gewissenszweifel über das Geld, das ich dem kleinen Kürbis abgewinnen sollte, da er so wenig vom Spiel verstand. Er verlor die Zeche; man trug das Essen auf und ich ließ ihn an meiner Seite sitzen. Es war eine vollbesetzte wahre Klostertafel, an der trotz dem Versprechen des Wirths wir wenigstens unserer fünf und zwanzig saßen.

Nach dem abscheulichsten Mal von der Welt zerstreute sich die Bande, ich weiß nicht wie, mit Ausnahme des kleinen Schweizers, welcher sich mir zur Seite hielt und des Wirths, der auf der andern saß. Sie rauchten wie die Dragoner und der Schweizer sagte mir von Zeit zu Zeit: „Bitte den Herrn um Verzeihung für die große Freiheit, und damit sandte er mir zum Ersticken Rauchwolken in's Gesicht. Herr Cerise auf der andern Seite erbat sich die Freiheit, mich fragen zu dürfen, ob ich in seinem Vaterlande gewesen wäre und schien erstaunt, als ich es verneinte, mein Aeußres so gut zu finden, obgleich ich nie in der Schweiz gewesen.

Der kleine Rundbauch war ein eben solcher Frager, wie der andre; er forschte, ob ich von der piemontesischen Armee käme; als ich ihm sagte, ich ginge dort hin, meinte er, ob ich vielleicht Pferde kaufen wolle; er hätte deren an zweihundert und würde mir günstige Preise stellen. Ich wurde eingeräuchert wie ein Schinken, und durch die Fragen und den Tabak gelangweilt, schlug ich vor, wir wollten um eine kleine Pistole Triktrak spielen, bis unsre Leute gespeis't haben würden. Nur nach bedeutenden Umständen willigte der Mann ein, indem er mich für die große Freiheit um Verzeihung bat.

Ich gewann ihm die Parthie, dann Revanche und das Ganze in einem Nu ab; es war ein wahrer Spaß, wie er sich verwickelte und überrumpeln ließ. Am Schluß der dritten Parthie kam Brinon, um mich zu Bett zu bringen. Er schlug ein gewaltiges Kreuz und achtete nicht auf meine Zeichen, er solle doch hinausgehen; ich

mußte aufstehen, um ihm den Befehl deutlich zuzuraunen. Er machte mir Vorstellungen, wie ich mich mit einem so gemeinen Unthier einlassen könnte. Meine Bemerkung, es sei ein Großhändler mit vielem Gelde, und er spiele so ungeschickt, wie ein Kind, half mir nichts. „Der da, ein Kaufmann!“ sagte er, „trauen Sie dem nicht, Herr Chevalier, wenn das nicht ein Hexenmeister ist, soll mich der Teufel holen.“ — „Still, alter Narr“, rief ich, „er ist eben so wenig ein Hexenmeister, wie Du selbst; — mehr kann ich nicht sagen und um es dir zu beweisen, will ich ihm vor dem Schlafengehn vier bis fünfhundert Pistolen abgewinnen.“ Damit drängte ich ihn hinaus und verbot ihm, uns zu stören.

Als das Spiel beendet war, knöpfte der kleine Schweizer sein Wamms auf, um einen schönen Quadrupel heraus zu ziehen; indem er ihn mir reichte, bat er mich um Verzeihung für die große Freiheit und wollte sich empfehlen. Das stand nicht in meiner Rechnung. Ich sagte, wir spielten ja nur zum Vergnügen; ich verlangte sein Geld nicht und wenn er es zufrieden wäre, so wollte ich noch in einer einzigen Tour wieder um seine vier Pistolen spielen. Er machte etwas Umstände, aber endlich gab er nach und gewann sie wieder. Das reizte mich, ich setzte nochmals ein Vierpistolenstück; das Glück schlug um, die Würfel wurden ihm günstig, seine Fehler hörten auf, ich verlor die Parthie, Revanche und das Ganze. Ich war aufgeregt; er als guter Spieler verweigerte mir nichts und gewann mir alles ab, ohne daß ich bei acht Parthieen auch nur sechsmal zu einem Treffer gekommen wäre. Ich bat ihn noch um eine Tour auf hundert Pistolen; wie er aber sah, daß ich nicht mehr Geld setzte, meinte er, es sei spät, er müsse nach seinen Pferden sehen, zog sich zurück und bat mich um Verzeihung für die große Freiheit.

Die Ruhe, mit der er es abschlug und seine höfliche Verbeugung brachten mich so auf, daß ich Lust hatte, ihn umzubringen. Von der Schnelligkeit, mit der ich alles bis auf die letzte Pistole

verloren, war ich ganz verwirrt und stellte noch gar nicht einmal alle durch meine Lage nöthig gewordenen Betrachtungen an.

Aus Angst vor Brinon wagte ich kaum auf mein Zimmer zu gehen. Glücklicher Weise war er, des langen Wartens müde, schlafen gegangen. Das gab mir etwas Trost, hielt aber nicht lange vor. Kaum im Bett stellte sich der ganze Jammer meines Zustandes vor meine Seele. Ich konnte nicht einschlafen. Ohne einen Ausweg zu entdecken, sah ich nur das Entsetzliche meines Unglücks; wie ich auch meinen Kopf wandte, es bot sich mir keine Rettung dar.

Ich bebte vor nichts so sehr als vor dem Anbruch des Tages; der Morgen kam dennoch und mit ihm der grausame Brinon. Er war bis zum Gürtel gestiefelt und gespornt, und knallte mit einer verwünschten Peitsche. „Auf, auf, Herr Chevalier", rief er, meine Bettvorhänge auseinanderziehend, „die Pferde halten an der Thür und Sie schlafen noch. Wir sollten schon zwei Stationen hinter uns haben. Nun, geben Sie mir rasch etwas Geld, um die Rechnung zu bezahlen." — „Brinon", sagte ich mit demüthigem Ton, „macht die Vorhänge zu." — „Wie", rief er, „die Vorhänge zu? Sie wollen also Ihren Feldzug in Lyon machen? Es scheint Ihnen hier zu gefallen. Haben Sie den Kaufmann ausgebeutelt? Nein, Herr Chevalier, dies Geld kann Ihnen keinen Segen bringen. Vielleicht hat der Unglückliche Weib und Kind; er hat ihr Brot, das Brot seiner Familie verspielt und Sie haben es gewonnen. War das der Mühe werth, die ganze Nacht zu durchwachen! Was würde die gnädige Frau sagen, wenn sie dies Leben sähe!" — „Monsieur Brinon", sprach ich nochmals, „ich bitte, die Vorhänge zu." — Statt mir aber zu gehorchen, schien es, als habe der Teufel ihm gerade für meine unglückliche Lage die bittersten Dinge in den Kopf gesetzt. „Und wie viel haben Sie gewonnen?" fragte er, „fünfhundert? Ach was wird der arme Mann anfangen! Denken Sie, Herr Chevalier, an das, was ich Ihnen sagte, dies Geld wird Ihnen nichts Gutes bringen. Sind es vierhundert? drei? zwei? Wie, bloß hun-

dert Pistolen?" rief er, als er sah, wie ich bei jeder Summe den Kopf schüttelte. „Nun, das ginge noch, hundert Pistolen gehn ihm noch nicht an den Hals, wenn Sie sie nur in Ehren gewonnen haben." — „Lieber Brinon", seufzte ich tief, „zieht die Vorhänge zu, ich bin nicht werth, den Tag zu sehn."

Bei diesen traurigen Worten bebte Brinon, aber ich dachte er würde in Ohnmacht fallen, als ich ihm mein Schicksal mittheilte. Er raufte sich das Haar aus, und unter Schmerzenslauten wiederholte er beständig: was wird die gnädige Frau sagen! — Nachdem er sich so in nutzlosen Klagen ergangen, sprach er: „Nun, Herr Chevalier, was denken Sie anzufangen?" „Nichts", antwortete ich, „denn ich bin zu nichts nutze." Wie ich durch die Beichte mich etwas erleichtert fühlte, gingen mir einige Pläne durch den Kopf, zu denen ich ihn jedoch nicht bereden konnte. Ich wollte, er solle meinem Gepäck nachreisen und eins meiner Kleidungsstücke verkaufen, auch dachte ich dem Pferdehändler auf Kredit und zu hohem Preise mehrere Thiere abzunehmen, um sie dann billig wieder zu verkaufen. Brinon wollte von allen diesen Vorschlägen nichts wissen und nachdem er mich lange grausam gequält, zog er mich aus der Sache. Die Eltern enthalten knausernd ihren armen Kindern immer etwas vor. Meine Mutter hatte die Absicht gehabt, mir fünfhundert Louisd'or zu geben; funfzig davon hatte sie zurückgelegt, theils um einige Ausbesserungen an meiner Abtei vornehmen, theils um für mich beten zu lassen. Funfzig Goldstücke waren überdies dem Brinon zugestellt worden mit dem Befehl, mir außer in dringendster Noth nichts davon zu sagen. Wie du siehst, kam dieser Fall bald.

Dies der Schluß des ersten Abenteuers. Bisher war mir das Spiel günstig; denn seit meiner Ankunft hatte ich baare funfzehnhundert Louis gewonnen. Seitdem hat das Glück sich wieder gewendet, wir müssen ihm nachhelfen. Unser Geldvorrath ist im Stande der Ebbe, nun gut, führen wir die Fluth herbei."

„Das ist kinderleicht", sagte Matta, „wir brauchen nur wieder

einen solchen Dummkopf zu finden, wie den Kaufmann zu Lyon. Doch, still, hat der treue Brinon vielleicht für den alleräußersten Fall nicht noch einen kleinen Rückhalt? Die Zeit dazu ist gekommen und wir thäten nicht übel, wenn wir davon Gebrauch machten."

„Der Spaß wäre ganz an seiner Stelle", sprach der Chevalier, „wenn du wüßtest, wo du den Kopf hinstecken sollst. Man muß wahrhaftig Ueberfluß an Witz haben, um ihn überall anzubringen, wie du es thust. Was, zum Henker, du willst immer noch scherzen und denkst nicht, daß unsere Lage verzweifelt ernsthaft ist. Höre, morgen gehe ich nach dem Hauptquartier, dort speise ich bei dem Grafen Cameran und ich werde ihn zum Abendessen laden." — „Und wo?" fragte Matta. — „Hier", antwortete der Chevalier; — „du bist toll, armer Freund", rief der andre; „dies ist wahrhaftig wie eins von deinen Lyoner Projekten. Du weißt, wir haben weder Geld noch Kredit und du willst ein Souper geben, um unsre Noth zu kuriren!"

„Kurzsichtiger Mensch!" rief der Chevalier, „ist es möglich; seit der ganzen Zeit, die wir zusammen leben, hast du nicht ein Körnchen Erfindungsgabe aufgerafft? Der Graf Cameran spielt gern eine Parthie Quinze und ich auch; wir brauchen Geld und er weiß nicht, was er mit dem seinigen anfangen soll. Ich werde ein treffliches Mahl bestellen; er wird es bezahlen. Laß mich mit deinem Haushofmeister sprechen und kümmre dich um nichts, außer um eine kleine Sicherheitsmaßregel, wie sie bei solchen Gelegenheiten am Orte ist." „Wie das?" fragte Matta. — „Wie ich dir sagen werde, erwiederte Grammont, denn ich sehe wohl, daß man dir die einfachsten Dinge erklären muß. Du kommandirst hier die Garde-Kompagnieen, nicht wahr? Mit Einbruch der Nacht läßt du funfzehn bis zwanzig Mann unter deinem Sergeanten La Place unter's Gewehr treten und legst sie zwischen hier und dem Hauptquartier in den Hinterhalt." — —

„Was, zum T—" — rief Matta, „eine Falle! Ich glaube,

Gott verzeih' mir, du denkst diesen armen Savoyarden zu plündern! Wenn das deine Absicht ist, so erkläre ich, ich bin nicht beim Spiel." — —

„Armer Geist", sprach der Chevalier, „die Sache ist diese. Wahrscheinlich werden wir ihm sein Geld abgewinnen. Obgleich sonst ganz anständige Leute, sind die Piemontesen doch sehr argwöhnisch und ahnen leicht Böses. Dieser Graf kommandirt die Kavallerie; du weißt nun, daß du den Mund nicht halten kannst und du bist ganz der Mann dazu, irgend einen schlechten Witz loszulassen, der ihn beunruhigen könnte. Wenn es ihm nun einfiele, daß wir ihn prellten, und wenn er über den Verlust aufgeregt würde, wer weiß, was aus der Sache werden könnte? Denn er ist gewöhnlich von acht bis zehn Reitern begleitet. Wie nun auch sein Aerger über den Verlust sich äußern mag, so ist es auf alle Fälle gut, daß wir uns vorsehn und nicht überrumpeln lassen."

„Laß dich umarmen, theurer Chevalier", sprach Matta, sich den Bauch haltend, „du bist ein prächtiger Mensch. Ich war ein Einfaltspinsel, daß ich, wie du von Vorsichtsmaßregeln sprachst, denken konnte, es handle sich bloß um einen Tisch mit Karten oder höchstens um ein paar falsche Würfel. Nie wäre es mir eingefallen, daß man ein Spielchen durch ein Piket Infanterie unterstützen kann. Man muß gestehen, du bist schon ein großer Taktiker!"

Tags darauf ging alles Punkt für Punkt wie der Chevalier es verzeichnet hatte; der unglückliche Cameran ging in die Falle. Es wurde auf das Beste zu Abend gespeis't. Matta trank fünf bis sechs große Züge, um einen Rest von Zartgefühl zu ersticken. Glänzend beredt wie gewöhnlich versetzte der Chevalier Grammont denselben Gast in schallendes Gelächter, den er bald sehr ernst stimmen sollte und der gute Cameran schmaus'te wie ein Mensch, dessen Neigung zwischen dem Essen und dem Spiel getheilt ist, d. h. er beeilte sich mit dem ersteren, um für das Glückspiel keinen kostbaren Augenblick zu verlieren.

Nach dem Mahl stellte der Sergeant La Place seinen Hinterhalt auf und der Chevalier nahm seinen Mann auf's Korn. Die Prellerei des Schweizers Cerise und des Spitzhuts steckte ihm noch im Sinne und waffnete ihn gegen einige schwache Gewissensbisse und Zweifel, die in seiner Seele aufstiegen, mit vollkommener Unempfindlichkeit. Um nicht Zeuge der Verletzung des Gastrechts zu werden, warf Matta sich in einen Lehnstuhl und versuchte zu schlafen, während man dem armen Cameran den Hals abschnitte.

Anfangs setzten sie nur drei bis vier Pistolen, wie zum Scherz, da aber Cameran drei- bis viermal im Nachtheil gewesen war, wagte er mehr und das Spiel wurde ernsthaft. Er verlor wieder, wurde hitzig, die Karten flogen durch das Zimmer und die Ausrufungen weckten Matta.

Da sein Kopf von Wein und Schlaf verwirrt war, fing er über die Ausbrüche des Piemontesen zu lachen an und sagte, statt ihn zu trösten: „Wahrlich, mein armer Graf, wäre ich an Ihrer Stelle, so würde ich nicht mehr spielen.“ „Und weshalb? fragte dieser. „Ich weiß nicht“, sprach der andre; „aber es scheint mir, als würde Ihr Glücksstern sich nicht wenden.“ — „Das muß man abwarten“, meinte Cameran und forderte Karten. „So versuchen Sie's“ lallte Matta und schlief wieder ein. Allein diesmal schlummerte er nicht lange; für den Verlierenden waren alle Karten gleich unglücklich und es half ihm nichts, daß er am Schluß Quinze aufwies. Es folgten neue Ausbrüche. „Hatte ich es nicht gesagt?“ rief Matta aus dem Schlaf geschreckt; „das Wettern hilft Ihnen nichts; so lange Sie spielen, werden Sie verlieren. Glauben Sie mir, die kürzesten Verirrungen sind die besten; hören Sie auf; denn der Henker soll mich holen, aber es ist ganz unmöglich, daß Sie gewinnen können.“ — Wie käme das? fragte Cameran immer gereizter. — „Wollen Sie es wissen? antwortete Matta, nun denn, wir prellen Sie.“

Außer sich über einen Scherz, der um so unpassender schien, weil er den Anschein der Wahrheit hatte, sagte der Chevalier Grammont:

„Matta, meinst du, es sei für einen Herrn, der so unglücklich spielt, wie der Graf, etwa angenehm, sich den Kopf noch mit herzlosen Späßen voll reden zu lassen? Ich für mein Theil finde das so störend, daß ich gleich zu spielen aufhören würde, wenn der Graf nicht im Verluste wäre." — Ein aufgeregter Mensch fürchtet nichts so stark als eine Drohung der Art und Herr von Cameran sagte, sich bekämpfend, der Chevalier möge Matta nur reden lassen, wenn es ihn nicht beleidige; was ihn selber anlange, so kümmere es ihn nicht im mindesten.

Grammont behandelte ihn billiger als der Schweizer zu Lyon es mit ihm gemacht, denn er spielte, so viel der Graf es verlangte, auf Ehrenwort. Cameran war ihm dafür so dankbar, daß er gegen funfzehnhundert Pistolen einbüßte, die er am andern Tage bezahlte. Matta wurde wegen seiner ungemessenen Reden gehörig gescholten. Der einzige Grund, welchen er den Vorwürfen entgegen stellte, war: sein Gewissen hätte es nicht zugelassen, daß der arme Savoyarde ganz ungewarnt geprellt würde; außerdem würde es ihm Spaß gemacht haben, seine Infanterie mit der Kavallerie Cameran's, wenn dieser den Hartnäckigen gespielt hätte, handgemein zu sehn.

Nachdem dies Abenteuer ihnen wieder aufgeholfen, erklärte sich bis zum Ausgange des Feldzugs das Glück zu ihren Gunsten, und um zu zeigen, daß er sich des gräflichen Vorraths nur im Wege der Vergeltung bedient hatte, um den zu Lyon erlittenen Verlust zu decken, fing der Chevalier an, von seinem Gelde einen Gebrauch zu machen, wie er ihn bei allen Veranlassungen zu zeigen pflegte. Er suchte Unglückliche auf, um ihnen beizustehn; Offiziere, welche ihre Effekten im Kriege oder ihr Geld beim Spiel verloren, Soldaten, die in den Tranchéen verstümmelt worden, — mit einem Wort, alle empfanden seine Freigebigkeit. Doch überbot die Art der Unterstützung noch die Wohlthaten selbst. Ein Mann, der von solcher Seite bewundert wird, kann überall auf Erfolg rechnen. Von den Soldaten wurde er angebetet. Bei jeder Veranlassung, wo es etwas

zu leisten gab, fanden ihn die Generale bereit und sie suchten ihn auch sonst auf. Sobald er das Glück wieder günstig sah, war seine erste Sorge Ersatz an Cameran, den er bei allen vortheilhaften Parthieen zu seinem Theilnehmer machte.

Ein unerschöpflicher Vorrath von guter Laune und Munterkeit gab seinen Reden und Handlungen stets Gehalt und neuen Reiz. — Ich weiß nicht, wie es kam, daß Herr von Turenne gegen den Schluß der Belagerung ein detachirtes Korps befehligte. In seinem entfernten Quartier besuchte ihn der Chevalier und fand dort funfzehn bis zwanzig Offiziere. Turenne liebte an und für sich die Heiterkeit; schon die bloße Gegenwart Grammont's munterte ihn auf; er war über den Besuch entzückt und wollte aus Erkenntlichkeit ihm zu Ehren ein Spiel veranstalten. Der Chevalier dankte und sagte, von seinem Lehrer habe er zwei Dinge gelernt: gehe man zu seinen Freunden, so sei es nicht klug gehandelt, wenn man dort sein Geld lasse, noch sei es anständig, wenn man das ihrige mit sich fortnehme. Herr v. Turenne erwiederte: er würde bei ihnen wahrlich weder viel Geld, noch hohes Spiel finden; damit es aber nicht heiße, daß man ihn ohne diesen Genuß empfangen habe, — so möge jeder ein Pferd einsetzen.

Der Chevalier Grammont war es zufrieden. An einem Orte vom Glück begünstigt, wo er dessen nicht zu bedürfen geglaubt, gewann er im Umsehn funfzehn bis sechszehn Thiere und wie er einige der Spieler über den Verlust bestürzte Gesichter machen sah, sprach er: „meine Herren, ich würde Sie von Ihrem General ungern zu Fuß nach Hause gehen sehn; es genügt, wenn Sie mir Ihre Pferde morgen senden, mit Ausnahme eines einzigen, welches ich für die Karten schenke.“ Der Diener glaubte, er scherze nur. — „Ich spreche Ernst“, fügte der Chevalier hinzu, „ich gebe für die Karten ein Pferd, ja, nehmt euch, welches ihr wollt, nur nicht das meine.“ — In der That, sagte Turenne, die Sache gefällt mir

schon wegen ihrer Neuheit; denn ich glaube, bis jetzt hat noch niemand ein Pferd für die Karten geben sehn."

Trino ergab sich endlich. Nach einer langen und tapfern Vertheidigung des Platzes erhielt der Baron de Batteville eine seines Widerstandes würdige Kapitulation. Ich weiß nicht, ob der Chevalier an der Einnahme dieser Festung Theil hatte; aber ich weiß, daß unter einer noch ruhmreicheren Regierung und überall siegreichen Waffenmacht mehrere Orte vor den Augen des Fürsten mit durch seine Kühnheit und Gewandtheit gewonnen wurden. Man wird das im Verfolg der Memoiren finden.

Drittes Kapitel.

Ankunft am Hofe zu Turin, — wie der Chevalier Grammont dort die Zeit verbringt.

Der Waffenruhm ist nur die Hälfte des Glanzes, der die Helden umgiebt; die Liebe muß die letzte Hand zur Verklärung ihres Wesens anlegen durch Thaten, kühne Wagnisse und ruhmreichen Erfolg. Wir haben davon nicht allein in Romanen, sondern auch in der wahrhaften Geschichte von berühmten Kriegern und großen Eroberern Beispiele genug.

Sich wenig um diese Muster bekümmernd unterließen der Chevalier Grammont und Matta doch nicht, daran zu denken, es sei passend, sich von den Strapatzen der Belagerung von Trino durch einige Angriffe auf die Schönheiten und auf die Eheherren von Turin zu erholen. Da jener Feldzug rasch geendet hatte, so hofften sie Zeit zu einigen Heldenthaten zu haben, noch ehe der Ablauf der günstigen Tage sie zur Rückkehr über die Berge rufen würde.

Sie machten sich also ungefähr auf den Weg, wie Amadis oder Don Galaor, wenn diese nach Empfang von Ritterschlag und Orden, entweder um Liebe in den Kampf oder auf wunderbare Abenteuer auszogen. Sie waren würdige Nachfolger dieser Brüder; denn wenn sie auch nicht verstanden, Riesen zu bekämpfen, Lanzen zu brechen und schöne Edeldamen hinten auf dem Sattel zu führen, ohne mit diesen ein trautes Wörtlein zu tauschen, so verstanden sie zu spielen und davon wußten jene Helden nichts.

Sie langten in Turin an, wurden gut aufgenommen und bei Hofe sehr ausgezeichnet. Wie konnte das anders sein? Sie waren

jung, hübsch, hatten Geist und machten Aufwand. In welchem Lande der Welt spielt man mit diesen Vorzügen nicht eine Rolle? — Da Turin damals der Sitz der Liebe und der Galanterie war, so mußten wohl zwei Fremde von diesem Aeußern, Männer, welche selber die Langeweile haßten, weit entfernt davon sein, die Damen des Hofes zu ennuyren.

Obgleich die Herren dort zum Malen schön waren, so besaßen sie doch die Kunst zu gefallen nicht besonders. Sie ehrten ihre Frauen und hegten Achtung für die Fremden, und ihre Gemahlinnen, hübscher noch wie sie, zeigten wenigstens ebenso viel Aufmerksamkeit für die Fremden und nur wenig Rücksicht für ihre Männer.

Eine würdige Tochter Heinrichs IV. machte die Königliche Prinzessin ihren kleinen Hof zum angenehmsten Ort der Welt; sie hatte die Tugenden ihres Vaters, so weit sie dem schönen Geschlecht zukommen, geerbt, und hinsichtlich jener Eigenschaft, die man die Schwäche edler Seelen nennt, war Ihro Hoheit auch nicht aus der Art geschlagen.

Der Graf Tanes war ihr erster Minister. Während seiner Amtsführung waren die Staatsgeschäfte nicht schwer zu leiten; niemand beklagte sich über ihn und die Fürstin schien mit seinen Leistungen gleichfalls zufrieden. Da sie wünschte, daß alles an ihrem Hofe glücklich sein sollte, so lebte man dort ziemlich nach den Gebräuchen und Sitten des alten Ritterthums.

Jede Dame hatte einen regelmäßigen Liebhaber außer den freiwilligen, deren Zahl nicht beschränkt war. Die erklärten Ritter trugen die Farben ihrer Herrinnen, führten ihre Wappen und mitunter ihre Namen. Ihre Dienstleistung bestand darin, sie vor der Welt stets zu begleiten und ihnen unter vier Augen nicht zu nahe zu kommen, ihnen überall als Stallmeister zu dienen und beim Karousselstechen ihre Lanzen, Schabracken und Kleider mit der Namens-Chiffre und den Farben der Dulcineen auszustaffiren.

Matta war kein Feind des galanten Ritterthums; aber er hätte es einfacher gewünscht, als es zu Turin herrschte. Die gewöhnlichen Formen hätten für ihn nichts Abstoßendes gehabt, allein er fand in dem Cultus und in den Ceremonien, welche hier die Liebe so streng vorschrieb, einen Anstrich von Götzendienst. Da er indeß in diesem Punkt sein Benehmen der Einsicht des Chevaliers Grammont unterordnete, so mußte er dessen Beispiele folgen und sich den Sitten des Landes anbequemen.

Sie verschrieben sich gleichzeitig dem Dienst zweier Schönen, welche ihnen von den bisherigen Kavalieren sogleich aus Höflichkeit abgetreten wurden. Der Chevalier Grammont wählte das Fräulein de Saint-Germain und empfahl Matta, seine Huldigung der Frau von Senantes zu weihen. Matta war damit zufrieden, obgleich er die andre Dame vorgezogen hätte, aber der Chevalier Grammont machte ihm deutlich, wie Frau von Senantes für ihn besser passe. Da er sich bei der Einsicht des Chevaliers stets wohl befunden hatte, so folgte er dessen Winken bei der Liebe wie einst beim Spiel.

Fräulein de Saint-Germain, noch in des Lebens Frühling, hatte kleine, aber sehr glänzende und lebhafte Augen; sie waren schwarz, wie ihr Haar. Ihre Hautfarbe war lebhaft und frisch, wenn auch nicht von blendender Weiße, ihr Mund lieblich, ihre Zähne schön, die Brust, wie man sie wünschen mag und ihr Wuchs der reizendste von der Welt. Ihre wohlgeformten Arme zeigten eine besondre Schönheit am Ellenbogen, die ihr indeß nicht viel half; denn ihre Hände waren ziemlich groß und die Holde tröstete sich, daß die Zeit, wo sie weiß werden mußten, noch nicht gekommen sei. Ihre Füße, wenn auch nicht die kleinsten, schienen wohlgebildet. Sie ließ alles das gehen, wie es Gott gefiel, ohne Kunst anzuwenden, um die Naturgaben zu heben. Doch hatte trotz der Vernachlässigung ihrer Reize das Gesicht so viel Ansprechendes, daß der Chevalier Grammont sogleich davon ergriffen wurde. Ihr Geist und ihre Laune warenmit dem Aeußern im Einklange; Alles war

natürlich und anmuthig, man sah nichts als Heiterkeit, Leben, Freundlichkeit und Wohlwollen; das Ganze war wie ein Guß ohne störende Ungleichheit.

Die Marquise von Senantes galt für blond; es wäre indeß bloß auf sie angekommen und man hätte sie für rothhaarig gehalten; allein sie fügte sich lieber dem Zeitgeschmack als dem Sinne der Alten; ohne das Unangenehme dieses Teints besaß sie alle Vorzüge desselben und beständige Sorgfalt glich das Uebermaaß der Farbe aus. Wenn man nur ist, wie man sein soll, was kommt im Grunde darauf an, ob man es durch Kunst oder von Natur ist? Man muß sehr boshaft sein, um den Unterschied so übergenau zu untersuchen. Sie besaß viel Geist, ein großes Gedächtniß, viel Belesenheit und noch weit mehr Hang zur Zärtlichkeit.

Sie hatte einen Gemal, — die Keuschheit selbst hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, ihn vor seinem Schicksal zu bewahren. Er spielte den Stoiker; seiner Philosophie zu Ehren war er stolz auf ein abstoßendes, nachlässiges Aeußre. Die Absicht, zu mißfallen, gelang ihm vollständig; denn er war sehr dick und schwitzte im Winter, wie im Sommer.

Gelehrsamkeit und Plumpheit schienen seine Hauptaufgaben, beides glänzte in seiner Unterhaltung bald gleichzeitig, bald hintereinander, aber stets zur Unzeit. Eifersüchtig war er nicht, allein er zeigte sich nichts destoweniger sehr unbequem und störend. Er wünschte allerdings, man solle für seine Frau Aufmerksamkeit an den Tag legen, doch nur, damit man ihm destomehr Rücksicht erzeige.

Sobald unsre Abenteurer sich erklärt hatten, nahm der Chevalier Grammont die grüne Farbe an und staffirte Freund Matta mit Blau aus. Dies waren die Zeichen ihrer neuen Herrinnen. Sie traten sogleich ihr Amt an. Der Chevalier studirte und übte alle Formen dieses galanten Dienstes, als hätte er sein Lebelang nichts anders gethan. Matta vergaß davon fast immer die eine Hälfte und fand sich mit der andern nicht besonders zurecht; er konnte niemals im

Kopfe behalten, daß sein Dienst nur auf den Ruhm seiner Herrin und nicht auf deren praktischen Gebrauch berechnet sei.

Die Fürstin von Savoyen gab am nächsten Tage auf dem Jagdschloß ein Fest, an welchem alle Damen Theil nahmen. Der Chevalier Grammont sagte seinem Fräulein so viel angenehme und ergötzliche Dinge, daß sie darüber aus voller Kehle lachte. Matta führte seine Herrin zum Wagen, drückte ihr die Hand und bei der Rückkehr von der Spazierfahrt bat er sie, sie möge doch Mitleid mit seinen Qualen haben.

Das hieß ein wenig rasch zu Werke gehn und wenn auch Frau von Senantes nicht grausamer war, als andre, so verletzte es sie doch ein wenig, daß man mit ihr so ohne Umstände verfuhr; sie glaubte darüber etwas Entrüstung zeigen zu müssen und zog ihre Hand zurück, die bei dieser Erklärung auf das Inbrünstigste gedrückt wurde; dann ging sie zur Fürstin hinauf, ohne ihrem neuen Liebhaber einen Blick zu schenken. — Nicht ahnend, daß er sie beleidigt, ließ Matta sie ruhig gehen und sah sich in der Stadt nach jemand um, der mit ihm zu Nacht speisen möchte. Für einen Mann von seinem Charakter war diese Aufgabe nicht schwer. Bald fand er, was er suchte, tafelte dann hübsch lange, um sich von den Strapatzen des Liebedienstes zu erholen und legte sich mit seinem Tagewerk sehr zufrieden in's Bett.

Unterdessen erfüllte der Chevalier Grammont bei Fräulein Saint-Germain seine Pflicht auf das Pünktlichste und fand außer der Bemühung um ihre Person noch Zeit, durch tausend kleine Geschichten zu glänzen, mit denen er zur allgemeinen Unterhaltung beitrug.

Die Fürstin von Savoyen hörte ihm mit Theilnahme zu und die verlassene Senantes schenkte ihm Aufmerksamkeit. Er bemerkte das und verließ seine Geliebte, um die Marquise zu fragen, was sie mit Matta angefangen habe. „Ich“, sagte sie, „habe mit ihm nichts angefangen; ich weiß aber nicht, was *er* mit mir angefangen haben würde, wenn ich die Güte gehabt hätte, seine demüthigen Vorschläge

anzuhören“, — und damit erzählte sie ihm die Art und Weise, wie sein Freund sie seit dem zweiten Tage ihrer Bekanntschaft behandelt habe.

Der Chevalier Grammont mußte lachen. Er gestand ihr, sein Freund sei ein wenig naiv, aber später würde sie mit ihm zufrieden sein; zu ihrem Trost versicherte er, Matta würde, und wenn Ihre königl. Hoheit an ihrer Stelle gewesen wäre, nicht anders verfahren haben; er wolle jedoch nicht unterlassen, ihm dafür den Kopf zu waschen.

Zu diesem Zweck ging er den nächsten Morgen auf Matta's Zimmer; dieser war aber schon früh auf eine Jagdparthie ausgezogen, zu der ihn seine Tischgenossen vom vorigen Abend geladen hatten.

Bei seiner Rückkehr nahm er zwei Rebhühner und ging damit zu seiner Dame. Man fragte ihn, ob er zu dem Herrn Marquis wünsche; er verneinte es, und der Portier sagte ihm, die gnädige Frau sei nicht zu Hause. Matta ließ ihm seine beiden Rebhühner und bat ihn, ihr seinerseits damit ein Geschenk zu machen.

Frau von Senantes war bei ihrer Toilette und putzte sich zu Ehren Matta's aus allen Kräften, während man diesen an der Thür zurückwies. Sie ahnte davon nichts, aber ihr Herr Gemal wußte es um so besser. Er hatte es sehr unpassend gefunden, daß der erste Besuch nicht ihm gegolten, und deshalb beschloß er, er solle auch nicht bei seiner Frau stattfinden; der Schweizer an der Thür hatte zu diesem Zweck Befehle erhalten und rechnete schon wegen der Annahme der Rebhühner auf eine Tracht Hiebe. Das Geschenk wurde sogleich zurückgeschickt und Matta, ohne sich um die Gründe zu kümmern, war eben nicht böse, sie wieder zu erhalten. Er ging in seiner Jagd-Kleidung an den Hof und dachte nicht daran, daß er dort mit den Farben seiner Dame erscheinen müsse. Diese traf er dort geputzt an; ihre Augen schienen voll Feuer, ihre Person einladend. Von dem Augenblick an wünschte er sich Glück, daß er dem Rathe Grammont's gefolgt sei, doch schien sie ihm allein Kälte

zu zeigen; nachdem er soviel für sie gethan zu haben glaubte, dünkte ihm das unbegreiflich. Er bildete sich ein, sie wisse von all' seinen Aufmerksamkeiten nichts, sprach davon und schalt sie, daß sie seine Rebhühner zurückgesendet habe.

Sie verstand ihn gar nicht und entrüstet, daß er sich nach der vermeintlich erhaltenen Zurechtweisung noch nicht demüthige, sagte sie, er müsse auf seinen Pfaden wohl immer sehr zugängliche Personen angetroffen haben, weil er Manieren annähme, an die man hier noch nicht gewöhnt sei. Matta fragte sie, wie so sein Wesen denn ungewöhnlich wäre. „Wie so!“ rief sie; „den zweiten Tag, wo Sie mich mit Ihrer Aufmerksamkeit beehren, behandeln Sie mich, als stände ich Ihnen seit tausend Jahren zu Diensten. Als ich Ihnen das erste Mal die Hand reiche, drücken Sie sie mit voller Kraft. Nach diesem Eingange steige ich in den Wagen und Sie zu Pferde; doch weit entfernt, sich am Schlage zu halten, wie es die Herren sonst thun, galoppiren Sie hinter jedem Hasen her. Nachdem Sie Sich unterwegs mit Prisenschnupfen gehörig ergötzt, ohne an mich zu denken, entsinnen Sie Sich bei der Rückkehr meiner nur, um in artigen, aber sehr verständlichen Ausdrücken meine Entehrung zu verlangen; heute sprechen Sie mir nun von einer Jagd, von Rebhühnern und einem Besuch bei mir, den Sie wahrscheinlich, wie alles andre, nur im Traum erlebt haben.“

Bei dieser Wendung kam der Chevalier Grammont an. Matta wurde wegen seiner Zudringlichkeit gescholten. Der Freund quälte sich, ihm deutlich zu machen, sein Eifer sei mehr beleidigend als Zutrauen erweckend. Matta entschuldigte sich, so gut er konnte d. h. sehr unzulänglich. Seine Dame hatte Mitleid mit ihm, sie wollte lieber die Entschuldigung wegen der Form als seine Reue über das Wesen des Vergehens gelten lassen und gab zu verstehen, nur die Absicht könne Ueberschreitungen rechtfertigen oder verwerflich machen; gewöhnlich vergebe man eine aus Leidenschaft entspringende Regung, nicht aber Wagnisse, die auf einen leichten Sieg zu deuten scheinen.

Matta schwor, er habe ihr nur aus Uebermaaß von Leidenschaft die Hand gedrückt, nur aus Noth habe er sie um Erbarmen gefleht, er kenne nicht die Art, wie man sich Gunst erbettle; er werde sie nach einem Monat treuen Dienstes nicht der Liebe würdiger finden als sie ihm in diesem Augenblick erscheine, und er bitte sie, sich seiner gelegentlich zu erinnern. Frau von Senantes wurde darüber nicht böse, sie sah wohl, daß man bei einem Manne seiner Art nicht streng auf die Formen dringen dürfe und der Chevalier Grammont dachte nach dieser Mahnung an seine eigene Angelegenheit bei Fräulein Saint-Germain.

Nicht sein gutes Naturell allein hatte ihn vermocht, sich in Matta's Verhältniß zu mischen. Im Gegentheil, sobald er bemerkte, die Stimmung der Frau von Senantes werde ihm selber günstig, dachte er, diese Eroberung sei doch leichter, wie die andre, und er dürfe sie benutzen, aus Furcht, sie könne vom Freunde unbenutzt bleiben; außerdem wollte er, im Falle daß er bei der kleinen Saint-Germain zu keinem Resultate käme, seine Zeit doch nicht ganz umsonst geopfert haben.

Um jedoch die seinem Gefährten gegenüber angenommene ernste Miene, so schwer es ihm wurde, fest zu halten, machte er ihm Vorwürfe, daß er sich bei Hofe im Jagdanzuge gezeigt habe und zwar ohne die Farben seiner Dame, daß er nicht Takt genug besessen, dem Herrn Marquis von Senantes den ersten Besuch zu machen, statt nach der gnädigen Frau zu fragen, und zum Schluß katechisirte er ihn, was er sich denn zum Henker dabei gedacht, als er ihr zwei abscheuliche rothe Rebhühner zum Geschenk gemacht habe? „Und warum sollte ich das nicht?“ fragte Matta, „müssen sie etwa auch noch blau sein wie die Kokarde und Degenschleife, die du mir neulich angeheftet? Ach, geh zum Teufel mit deinem Schnickschnack, mein armer Chevalier. Der Henker soll mich holen, wenn du in vierzehn Tagen nicht so dumm bist, wie alle diese Hohlköpfe in Turin; doch um auf deine Fragen zu antworten, so besuchte ich

Herrn von Senantes deswegen nicht, weil ich mit ihm nichts zu thun habe; er ist ein Unthier, das mir mißfällt und nie gefallen wird. Was dich anlangt, so bist du ganz entzückt, dich mit Grün ausstaffirt zu sehn, Billets an deine Dame schreiben zu können, deine Taschen mit Citronat, Bonbons und andern Süßigkeiten zu füllen, womit du das arme Mädchen fütterst, sie mag wollen oder nicht; du denkst, du wirst den Vogel im Nest finden und wenn du ihr ein Lied trällerst, das zur Zeit Corisanden's oder Heinrichs IV. gedichtet ist, so kannst du ihr vorreden, du hättest es für sie verfaßt. Ueberglücklich, die allerhohlste galante Ceremonie mitzumachen, denkst du in deinem Ehrgeiz gar nicht mehr an den wesentlichen Punkt. Immerhin, jeder hat seinen Geschmack und seine Art zu handeln, dein Sinn geht in der Liebe auf Kindereien und wenn du die Saint-Germain nur gehörig zum Lachen bringst, so verlangst du nichts weiter von ihr. Ich aber denke, die Frauen sind hier, wie überall; ich werde niemals glauben, sie seien im Ernst böse, wenn man von Spielereien zu ernsten Dingen schreitet. Jedenfalls aber mag Frau von Senantes, wenn sie wirklich solches Sinnes ist, sich anderswo umsehen, denn ich schwöre, ich werde bei ihr nicht länger die Diener-Rolle spielen."

Diese Drohung war ganz unnütz. Frau von Senantes fand ihn nach ihrem Geschmack, sie dachte ungefähr wie er und verlangte nur zur Sache zu kommen; aber Matta fing es ganz verkehrt an. Er war gegen ihren Gemal so eingenommen, daß er sich, um ihn zu gewinnen, nicht zum geringsten Schritt entschließen konnte. Man gab ihm zu verstehen, er müsse erst den Drachen einschläfern, ehe er zum Schatz gelangen könne; es half nichts, wenngleich er auf diese Weise Frau von Senantes nur in Gesellschaft zu sehen bekam. Das machte ihn ungeduldig und als er ihr eines Tages sein Leid klagte, sprach er: „Haben Sie die Güte, gnädige Frau, mir zu sagen, wo Sie eigentlich wohnen. Ich gehe täglich mindestens dreimal zu Ihnen, ohne Sie je zu treffen." — „Und doch pflege

ich des Nachts zu Hause zu schlafen", antwortete sie lachend, aber ich melde Ihnen, Sie werden mich niemals finden, ehe Sie nicht Herrn von Senantes besucht haben; ich kann dazu nichts thun. Ich will ihn Ihnen nicht als einen Mann empfehlen, dessen Gesellschaft man um seiner Liebenswürdigkeit willen sucht; — im Gegentheil, ich gebe zu, seine Laune ist ziemlich seltsam und seine Formen nicht gewinnend, aber man kann mit etwas Mühe und gutem Willen auch die Wildesten zähmen. Ich will Ihnen ein Liedchen über dies Kapitel wiederholen; ich behielt es auswendig, weil es einige Winke ertheilt, von denen Sie nach Belieben Gebrauch machen mögen:

Wenn euer Werben soll gedeihn,
Nehmt meine Lehre wohl in Acht.
Ist euer Liebeln mehr als Schein,
Wie ihr so gern uns glauben macht, —
Prägt diese Punkte tief euch ein.

Mit Pferden, Wagen, schöner Tracht,
Mit Phrasen, Schwüren, Prahlerei'n,
Mit Schmuck und mit Juwelenpracht
Verseht euch fein.

Wenn ihr die Eltern wollt erfreun,
Seid stets auf neue Mähr' bedacht; —
Bestochen will der Diener sein;
Doch wenn der Herr auch nimmer lacht,
Wenn er euch finstre Mienen macht, —
Ihn ködert fein."

„Wahrhaftig, gnädige Frau", sprach Matta, das Lied mag sagen, was es will, aber es ist mir unmöglich zu folgen; der Herr Gemal ist zu langweilig. Was für eine verteufelte Sitte! „Hier zu Lande kann man die Frau nicht sehen, ohne dem Mann die Cour zu machen?"

Frau von Senantes fand diese Antwort sehr unartig und weil sie genug gethan zu haben glaubte, um ihn auf den rechten Weg zu bringen, wenn er dessen würdig gewesen wäre, so dachte sie, es

sei nicht der Mühe werth, sich weiter zu erklären, weil er sich nicht einmal bei so unbedeutenden Dingen Zwang anthun konnte, — und so war sie mit ihm fertig.

Fast zu gleicher Zeit hatte der Chevalier Grammont seiner Dame den Abschied gegeben; er war bei dem Verhältniß ganz kalt geworden, nicht etwa, weil Fräulein Saint-Germain seiner Aufmerksamkeit unwerth wurde; ihre Schönheit entfaltete sich im Gegentheil täglich zusehends üppiger. Abends ging sie mit vollkommenem Liebreiz zu Bett und am Morgen erhob sie sich wieder mit neuem Zauber. An Alter und an Anmuth zunehmen war bei ihr eins. Diese Wahrheit konnte der Chevalier nicht in Abrede stellen; allein er fand dabei nicht seine Rechnung. Ein bischen weniger Schönheit mit etwas minderer Sittsamkeit würde mehr nach seinem Sinn gewesen sein. Er bemerkte, wie sie ihm mit Vergnügen zuhörte und über seine Geschichten herzlich lachte, ferner, daß sie seine Billets und Geschenke ohne Bedenken annahm; allein — dabei blieb sie auch stehen. Seine Feinheit hatte die Sache nach allen Seiten hin und her gewendet, ohne ihr Köpfchen zu verdrehen. Ihr Kammermädchen war gewonnen, die Eltern, von seinen Scherzen und Aufmerksamkeiten entzückt, waren nie heitrer, als wenn sie ihn bei sich sahen, kurz, er hatte die Lehren der Frau Marquise und ihres Liebchens in Ausführung gebracht und alles schien die Saint-Germain seinen Schlingen zu überliefern, wenn die kleine Dame nur selbst Lust gehabt hätte, sich zu ergeben. Aber sie wollte durchaus nicht; vergebens sagte er ihr, die Gunst, um die er sie bitte, koste nichts, diese Schätze befänden sich selten unter der Mitgift eines Mädchens, und sie könne niemand begegnen, der durch Neigung und unverbrüchliches Schweigen jener Gabe so würdig wäre, wie er. Darauf deutete er ihr an, ein Gemal könne von der Süßigkeit der Liebe durchaus keine rechte Idee geben und der Unterschied zwischen dem zärtlichen Feuer eines bei aller Leidenschaft immer achtungsvollen Liebenden und der gleichgültigen Nachlässigkeit eines Ehemannes sei unermeßlich.

Fräulein Saint-Germain wollte, um darüber nicht böse zu werden, seine Reden nicht ernsthaft nehmen und meinte, da es hier Landessitte wäre, sich zu vermählen, so wolle sie die Gewohnheit mitmachen, ehe sie von jenen feinen Unterscheidungen und seltsamen Dingen, die sie nicht recht verstehe, Kenntniß erwürbe, sie verlange vorher darüber keine weiteren Erläuterungen; diesmal habe sie ihn ruhig mit angehört; aber sie ersuche ihn, nicht mehr über dieses Kapitel zu reden, weil die Unterhaltung ihr nicht zusage und ihm nichts nützen könne. Wenn auch die Schöne sonst zum Lachen geneigter war, als die meisten, so wußte sie doch zur rechten Zeit eine ernste Miene anzunehmen. Der Chevalier Grammont fühlte, sie spräche in vollem Ernst, und bei der Aussicht, daß eine unendliche Zeit dazu gehören würde, sie zu bekehren, ermattete er bei Verfolgung dieses Ziels so sehr, daß er ihr nur äußerlich den Hof machte, um seine auf Frau von Senantes gerichteten Pläne zu maskiren.

Diese Dame fand er über Matta's starre Unfügsamkeit sehr entrüstet. Ein solcher Schein von Richtachtung ertödtete ihre günstige Stimmung völlig; in dieser Lage sagte ihr der Chevalier, sie habe ganz recht, er übertrieb den Verlust, den sein Freund sich zuzog, stellte sie tausendmal höher als Fräulein Saint-Germain und erbat für sich eine Gunst, deren sein Gefährte nicht würdig sei. Sein Gesuch wurde bald mit Geneigtheit aufgenommen, und wie sie im Herzen einig waren, dachten sie nur noch an die nöthigen Maßregeln, um den Herrn Gemal und den Freund zu täuschen. Das war nicht allzuschwierig. Matta kannte kein Mißtrauen und der dicke Senantes, bei dem der Chevalier bereits alle Schritte gethan, gegen die sein Genosse sich sträubte, konnte ohne Grammont gar nicht leben. Das war leider weit mehr als dieser wünschte; denn sobald sich der Chevalier bei der gnädigen Frau einfand, so war der Herr aus Artigkeit ebenfalls dort und er würde sie um keinen Preis in der Welt allein gelassen haben, aus Furcht, sie möchten sich ohne ihn langweilen.

Noch nicht ahnend, daß er in Ungnade gefallen, diente Matta der Dame in seiner Art weiter. Sie war mit dem Chevalier übereingekommen, daß die Dinge zum Schein für's Erste fortgehen sollten, wie früher und so getäuscht glaubte der Hof noch immer, Frau von Senantes denke nur an Matta, wie dessen Freund nur an Fräulein Saint-Germain.

Von Zeit zu Zeit fanden kleine Juwelen-Lotterien statt. Der Chevalier Grammont setzte beständig und gewann gelegentlich durch Zufall dies und jenes. Unter dem Vorwande dieser Gewinne kaufte er nun aber tausend Dinge, welche er der Marquise Senantes ohne Arg schenkte und die von dieser ebenso unbedenklich angenommen wurden. Die kleine Saint-Germain bekam nur selten etwas davon zu kosten. Ueberall giebt es Störenfriede; man machte über das Verfahren Bemerkungen und theilte sie dem Fräulein Saint-Germain mit. Sie stellte sich, als lache sie darüber, aber war doch etwas empfindlich. Den Schönen ist nichts so eigen, als daß sie andern nicht gönnen, was sie selbst zurückgewiesen haben. Sie wußte der Frau von Senantes dafür keinen Dank. Andrerseits fragte man Matta, ob er etwa nicht erwachsen genug sei, um der Marquise selbst Geschenke zu machen, ohne sie erst durch Grammont übergeben zu lassen. Das machte ihn wach; er würde es von selbst nie beachtet haben. Vor der Hand hatte er jedoch nur geringen Argwohn und um Licht zu gewinnen, sprach er zu Grammont: „man muß zugeben, daß hier die Cour auf eine ganz neue Art gemacht wird. Man dient ohne Lohn, man wendet sich an den Ehemann, wenn man in die Frau verliebt ist und man macht der Geliebten eines andern Präsente, um mit seiner eigenen Dame auf guten Fuß zu kommen. Frau von Senantes ist dir sehr verbunden, daß du—; „du bist mir verbunden", sagte Grammont, „weil es für deine Rechnung geschieht. Ich schämte mich, als ich sah, daß du ihr nie ein Geschenk gabst. Weißt du, die Leute hier am Hofe sind so eigen, daß sie glauben, aus Knickerei, und nicht aus Nachlässigkeit

machtest du deiner Dame gar kein Geschenk. Pfui, wie lächerlich, daß man stets für dich denken muß!"

Matta ließ sich schelten und erwiederte nichts, indem er fühlte, er habe es ein wenig verdient; auch war er weder verliebt noch argwöhnisch genug, um weiter darüber nachzudenken. Da es aber im Interesse Grammont's lag, daß der Freund mit Herrn von Senantes Bekanntschaft anknüpfte, so quälte er ihn so lange, bis er es that. Der Chevalier stellte ihn bei diesem ersten Besuche vor. Seine Dame wußte dem Eingeführten für die Rücksicht Dank, wenn sie auch beschloß, ihn dafür nicht zu belohnen. Der Gemal, endlich durch eine Höflichkeit, die er längst erwartete, zufriedengestellt, lud die Herren noch für denselben Abend auf ein kleines Landhaus am Flusse nahe bei der Stadt zum Essen.

Der Chevalier nahm in ihrer beider Namen die Einladung an, und da dies das einzige Gesuch war, welches Matta dem Herrn von Senantes nicht abschlagen mochte, so willigte er ein. Zur bestimmten Zeit kam der Marquis, um die Gäste abzuholen; allein er fand nur Matta zu Hause. Der Chevalier hatte sich anderwärts absichtlich zum Spiel begeben, um die beiden allein zu lassen. Aus Furcht, mit Herrn von Senantes unter vier Augen zu bleiben, wollte Matta auf Grammont warten; allein der Chevalier ließ ihnen sagen, sie möchten immer vorausgehen; er werde gleich nach beendetem Spiel bei ihnen sein und der arme Matta war gezwungen, sich mit dem unangenehmsten Menschen auf der Welt fortzubegeben. Es war nicht Grammont's Absicht, ihn sobald aus dieser Lage zu befreien; der Treulose wußte sie kaum geborgen, als er auch zu Frau von Senantes eilte unter dem Vorwande, dort noch ihren Mann zu finden und ihn zum Souper abzuholen.

Der Verrath war in gutem Zuge und weil die Marquise meinte, Matta's Gleichgültigkeit verdiene es nicht besser, so nahm sie keinen Anstand, darauf einzugehn. Sie erwartete also den Chevalier mit um so günstigerer Stimmung, als sie lange auf dessen Gesellschaft

ohne Beisein ihres Mannes gespannt war. Es läßt sich wohl annehmen, diese erste Zusammenkunft würde nicht fruchtlos geblieben sein, wäre nicht unerwartet Fräulein Saint-Germain fast gleichzeitig mit dem Ersehnten eingetroffen.

Sie war an jenem Tage heiterer und lieblicher als je in ihrem Leben; man fand sie aber sehr unangenehm und langweilig. Sie bemerkte bald, daß sie im Wege sei und da sie sich nicht ungestraft schief ansehn lassen wollte, so brachte sie erst eine gute halbe Stunde damit zu, sich an ihrer Ungeduld zu weiden und tausend kleine Possen, die sie nicht übler anbringen konnte, zu spielen; dann nahm sie Kopfbedeckung, Ueberwurf und alles ab, was man fortlegt, wenn man sich für den Abend traulich niederzulassen denkt. Der Chevalier Grammont verwünschte sie im Stillen, während sie ihn beständig wegen seiner schlechten Laune in so guter Gesellschaft neckte. Frau von Senantes, ebenso aufgebracht wie er, sagte ihr ziemlich kurz, sie müsse noch zu Ihrer königl. Hoheit. Fräulein Saint-Germain antwortete ihr, sie werde die Ehre haben, sie zu begleiten, wenn es ihr nicht unangenehm sei. Man erwiederte darauf so gut wie nichts und der Chevalier, die Zwecklosigkeit eines längeren Besuchs einsehend, ging mit guter Miene fort.

Kaum war er draußen, so schickte er einen seiner Diener, um den Herrn v. Senantes ersuchen zu lassen, er möge sich mit seiner Gesellschaft immer zu Tisch setzen, ohne zu warten; denn das Spiel würde so bald nicht zu Ende sein. Nach Absendung dieses Kuriers pflanzte er an der Thür der Frau v. Senantes einen Aufpasser in der Hoffnung auf, die ewige Visite der Saint-Germain werde endlich aufhören und sie würde ohne die Marquise fortgehn. Aber vergebens, — nach Verlauf einer ungeduldig verbrachten Stunde meldete ihm sein Spion, die Damen seien zusammen ausgegangen. Er begriff nun, es wäre unmöglich, einander heute noch zu sehen, weil alles bei seinem Plan verkehrt ginge; er mußte deshalb auf die Frau verzichten, um den Herrn Gemal aufzusuchen.

Während sich diese Dinge in der Stadt zutrugen, ergötzte sich Matta auf dem Lande auch nicht sehr. Gegen Herrn v. Senantes eingenommen fand er alles schlecht, was dieser sagte. Er verwünschte den Chevalier Grammont aus ganzer Seele wegen des Tête-à-tête, das er ihm verschafft. Er war nahe daran, aufzubrechen, als er sah, er müsse sich ohne dritte Person zu Tisch setzen.

Da sein Gastgeber jedoch ein Feinschmecker war und den besten Koch wie die trefflichsten Weine in ganz Piemont besaß, so besänftigte ihn der Anblick des ersten Ganges etwas und während er, ohne viel auf Herrn v. Senantes zu achten, tapfer und tüchtig aß, schmeichelte er sich, das Souper werde vorübergehen ohne großen Wortverkehr mit dem Wirth. — Allein er täuschte sich.

Als nämlich Grammont ihn mit dem Marquis auf guten Fuß setzen wollte, hatte er, um dessen Neugierde zu erregen, von Matta ein sehr schmeichelhaftes Bild entworfen; des Edelmannes gelehrte Sucht bewog den Chevalier, den Freund unter Aufzählung hundert anderer Eigenschaften als einen der unterrichtetsten Männer Europa's darzustellen.

Von Anfang des Essens an also hatte Senantes von Seiten Matta's irgend eine gelehrte Bemerkung erwartet, um seine Weisheit zu entfalten; aber da verrechnete er sich bedeutend. Es gab keinen weniger belesenen Menschen und niemand war beim Speisen so wortkarg, als der Gast. Da er keine Unterhaltung wünschte, so öffnete er den Mund nur, um zu essen und zu trinken.

Durch ein Stillschweigen, das ihm unnatürlich schien, verletzt, glaubte der Wirth, der bereits müde war, ihn mit andern Dingen umsonst gelockt zu haben, es sei nicht unpassend, ihn auf das Kapitel der Liebe und Galanterie zu bringen und leitete das Gespräch so ein:

„Da Sie der Galan meiner Frau sind". — — „Ich", rief Matta, indem er den Zurückhaltenden spielen wollte — „ich! wer Ihnen das gesagt hat, hat gelogen, zum Henker!" — „Mein Herr", sprach Senantes, „Sie nehmen die Sache in einem Tone, der nicht

passend ist. Denn trotz Ihrer Verachtung muß ich Ihnen sagen, daß Frau v. Senantes vielleicht keiner Ihrer französischen Damen nachsteht und daß wir Männer gesehn haben, die Ihnen gleich kamen und die sich eine Ehre daraus gemacht haben würden, ihr zu dienen." — „Das bestreite ich nicht", meinte Matta, ich halte sie dessen für vollkommen würdig und weil Sie es so haben wollen, so bin ich Ihnen zu Gefallen ihr Diener und Galan."

„Sie denken vielleicht", fuhr der andre fort, „es gehe hier zu Lande, wie bei Ihnen; die schönen Damen hätten nur Liebhaber, um ihnen Gunst zu erweisen; machen Sie Sich von diesem Irrthum los und erfahren Sie hiermit, ich würde, auch wenn dergleichen an diesem Hofe vorkäme, ganz ohne Unruhe sein." — Matta sagte: „das ist edel; aber weshalb würden Sie ruhig bleiben?" „Aus diesen Gründen", fuhr der Marquis fort, „ich kenne die zärtliche Neigung meiner Frau zu mir, ihre Sittsamkeit gegen jedermann und mehr als alles, ich kenne meinen eignen Werth."

„Sie haben da sehr hübsche Bekanntschaften, Herr Marquis", sprach Matta; „ich verbeuge mich vor allen dreien. Auf Ihre Gesundheit." — Senantes gab ihm Bescheid, aber weil die Unterhaltung stockte, sobald man nicht trank, wollte er nach zwei oder drei Toasten einen weiteren Versuch machen und Matta bei seiner starken d. h. gelehrten Seite angreifen.

Er bat ihn also, ihm zu sagen, zu welcher Zeit nach seiner Meinung die Allobroger sich in Piemont niedergelassen hätten? Matta, der ihn mit seinen Allobrogern zum Henker wünschte, erwiederte, es müsse zur Zeit der Bürgerkriege gewesen sein. „Das bezweifle ich", sprach der Marquis. „Wie es Ihnen beliebt", sagte Matta. „Unter welchem Konsulat?" forschte Senantes weiter. „Unter dem der Ligue, als die Guisen die Lanzknechte nach Frankreich kommen ließen", sprach Matta; „aber was zum Teufel kommt darauf an?"

Herr von Senantes war ziemlich kurz angebunden und wurde

leicht grob; Gott weiß also, wie die Unterhaltung sich gewendet hätte, wäre nicht der Chevalier Grammont angelangt, um für Ordnung zu sorgen. Es wurde ihm nicht ganz leicht, den Gegenstand des Streites zu fassen; der eine jedoch vergaß die Fragen, die ihn geärgert hatten, der andre, die Antworten um dem Chevalier seine ewige Spielwuth vorzuhalten, bei der man auf ihn für nichts rechnen könne. Sich noch viel schuldiger fühlend, als die Herren meinten, nahm Grammont alles geduldig hin und klagte sich noch heftiger an, als sie es verlangten. Das beruhigte sie. Das Mahl endete friedlicher, als es begonnen hatte. Die Ordnung des Gesprächs war hergestellt, aber es war dem Chevalier unmöglich, die gewöhnliche Heiterkeit zu verbreiten. Er war in sehr trüber Stimmung und indem er sie beständig drängte, von Tisch aufzustehn, glaubte Herr von Seuantes, er habe beim Spiel viel verloren. Matta meinte im Gegentheil, er hätte gewiß viel gewonnen, aber der Rückzug sei aus Mangel an Vorsichtsmaßregeln vielleicht unglücklich gewesen und er fragte ihn, ob er nicht vielleicht des Sergeanten La Place und dessen Hinterhaltes bedurft habe.

Diese historische Anspielung ging über die Gelehrsamkeit des Marquis' hinaus und aus Furcht, Matta könne sie vielleicht erläutern, wechselte der Chevalier die Unterhaltung und wollte aufbrechen; aber Matta hatte keine Lust. Das versöhnte ihn mit Senantes, der die Artigkeit auf sich bezog; allein sie galt nicht ihm, sondern seinem Weine, den Matta sehr nach seinem Geschmack fand.

Mit des Herrn von Senantes Wesen vertraut, war die Fürstin von dem Bericht, den Grammont ihr von dem Gastmale und der Unterhaltung erstattete, entzückt. Sie ließ Matta rufen, um von ihm selbst die Wahrheit zu hören. Er gestand, vor der Frage über die Allobroger hätte der Marquis ihm zu Leibe gewollt, weil er nicht in seine Frau verliebt wäre.

Nach einmal geschlossener Bekanntschaft schien Senantes seine volle früher dem Chevalier zugewandte Gunst auf Matta zu übertragen.

Er klopfte täglich an dessen Thür und Matta war alle Tage bei seiner Frau. Das gefiel nun Grammont eben nicht. Er bereute die Vorwürfe, die er Matta gemacht hatte, weil er ihn jetzt von einer alles Maaß überschreitenden Aufmerksamkeit besessen fand. Frau v. Senantes gerieth dadurch noch mehr in Verlegenheit. Wie viel Geist man auch immer haben mag, denen, welchen man im Wege ist, kann man nicht willkommen sein; es wäre ihr nun sehr lieb gewesen, wenn sie gewisse unnütze Schritte nicht gethan hätte.

Matta fing an, an ihrer Person Geschmack zu finden; auch an ihrem Geist hätte er Reize entdeckt, wenn sie es so gewollt. Mit Leuten jedoch, die unsre Absichten durchkreuzen, ist es unmöglich, bei guter Laune zu bleiben. Während also die Neigung Matta's wuchs, war der Chevalier Grammont nur mit Plänen zur Erreichung seines Zweckes beschäftigt. Die Kriegslist, deren er sich bediente, um das Feld rein zu bekommen und den Gemal, wie den Anbeter zu beseitigen, war folgende.

Er gab Matta zu verstehen, sie müßten den Marquis bei sich zu Tische laden und er übernehme die Einrichtung. Matta fragte, ob das etwa geschehe, um zu spielen; es würde ihm nichts helfen, denn diesmal werde er dafür sorgen, daß er sich nicht zum Spiel setze, um ihn mit dem allerlangweiligsten Menschen auf Erden unter vier Augen zu lassen. Der Chevalier dachte daran keineswegs; denn er war überzeugt, es würde ihm, er möchte es anfangen, wie er wolle, die Gelegenheit nichts nützen und man dürfte ihn eher in allen Winkeln der Stadt verfolgen, als ihn in Ruhe lassen. Sein ganzes Streben ging also dahin, das Mahl angenehm zu machen, es auszudehnen und zwischen Senantes und Matta einige Streitigkeiten hervorzurufen. Deshalb versetzte er sich sogleich in die beste Laune und die anderen halfen ihrer Stimmung durch Wein auf.

Grammont sagte, er bedaure sehr, dem Herrn von Senantes nicht ein kleines Konzert geben zu können, wie er das am Morgen beabsichtigt hätte, aber die Musiker seien versagt. Der Marquis

beeilte sich, sie zum nächsten Abend auf sein Landhaus zu bitten, wo er das Orchester haben würde. Matta fragte, was zum Teufel sie mit der Musik wollten, und behauptete, sie sei ganz an ihrem Platze, wo Frauen ihren Liebhabern etwas zuzuflüstern wünschten, während die Töne die Gesellschaft betäubten; auch sei sie gut für Dummköpfe, die, wenn die Musik nicht spielte, nicht wüßten, was sie reden sollten. Man beachtete seine Argumente nicht; die Parthie wurde für morgen verabredet und die Violinen gingen mit Stimmenmehrheit durch. Um Matta zu trösten, brachte Senantes zu Ehren des Festes mehrere Toaste aus. Dieser gab ihm beim Trinken lieber Bescheidals beim Disputiren.

Da Grammont gewahrte, es bedürfe keiner bedeutenden Ursach, um ihm den Kopf zu erhitzen, so wünschte er nur, sie durch einen neuen Streitpunkt an einander zu bringen. Vergeblich hatte er von Zeit zu Zeit einige Worte in die Unterhaltung gemischt, um zum Zweck zu kommen. Endlich kam er auf den glücklichen Einfall, den Familien-Namen der Frau von Senantes aufs Tapet zu setzen und der Marquis, wie alle Pedanten, die ein starkes Gedächtniß haben, in der Genealogie sehr bewandert, entwarf mit einer endlosen Verwicklung von Zweigen den Stammbaum der Gemalin. Grammont schien ihm sehr aufmerksam zuzuhören und als er Matta die Geduld verlieren sah, bat er ihn, genau die Entwicklung des Marquis zu verfolgen; denn es gäbe nichts Schöneres. „Das ist ganz artig“, sagte Matta, „aber was mich anlangt, wäre ich verheirathet, ich würde mich mehr mit Erforschung des wahren Vaters meiner Kinder beschäftigen als mit Entdeckung der Großväter meiner Frau.“ — Seine Derbheit wenig beachtend fuhr Senantes ruhig fort und hörte nicht auf, bis er von Zweig zu Zweig die Vorfahren seiner Gemalin zu Yolanthe de Senantes zurückgeleitet hatte. — Darauf machte er sich anheischig, in weniger als einer halben Stunde die Abstammung der Familie Grammont aus Spanien darzuthun. „Ach, was kümmert es uns“, rief Matta, „wo die Grammonts herstammen!

Glauben Sie mir, Herr Marquis, es ist besser, gar nichts zu wissen, als zuviel im Kopfe haben.“

Der Marquis behauptete mit Eifer das Gegentheil, und hätte den Beweis angetreten, daß ein unwissender Mensch ein Dummkopf sei; doch Grammont, mit Matta's Charakter vertraut, sah voraus, dieser würde den Logiker, wenn er zum Schluß gelangte, zum Teufel senden; deshalb setzte er sich zwischen beide, als ihre Stimmen laut zu werden anfingen und sagte, es sei Thorheit, sich so um nichts und wieder nichts zu streiten und behandelte die Sache mit ernster Miene, damit sie desto bedeutendern Effekt mache. Das Nachtessen endete, indem er so den Streit unterdrückte, ziemlich ruhig und eine gehörige Masse Wein trat an die Stelle der Argumente.

Tags darauf war Matta auf der Jagd, der Chevalier Grammont beim Bader und Senantes auf seinem Landhause. Während er dort mit Einschluß der Geigen alles vorbereitete und während Matta im Freien jagte, um sich Appetit zu holen, dachte der Chevalier Grammont an die Ausführung seines Planes.

Wie die Sache in seinem Kopfe fest stand, so ließ er den bei Ihrer Hoheit dienstthuenden Garde-Offizier wissen, Herr v. Senantes hätte mit Matta beim Abendessen in vergangener Nacht einen Wortwechsel gehabt; der eine Herr wäre heut früh ausgegangen und der andre sei in der Stadt nirgends zu finden.

Durch die Nachricht erschreckt ließ die Fürstin sogleich den Chevalier holen und als Ihre Hoheit die Sache erwähnte, schien dieser betroffen. Er gab zwar zu, sie hätten etwas Streit gehabt, doch glaube er nicht, daß einer der Herren heute noch daran denke. Er meinte, wenn das Uebel nicht bereits geschehen sei, so wäre das Einfachste, sich der Kavaliere bis zum folgenden Tage zu versichern und wenn man sie fände, so wolle er ihre Aussöhnung ohne weitre üble Folgen schon bewirken. Die Sache war nicht schwierig. In des Marquis Stadtwohnung erfuhr man, er sei auf dem Landhause. Dorthin begab man sich und fand ihn sogleich; der Offizier gab ihm

einige Mann Wache, ohne ein Wort zu sagen und verließ ihn in tiefem Erstaunen.

Als Matta von der Jagd zurückgekehrt war, sandte die Fürstin denselben Offizier und ließ ihm das Versprechen abverlangen, vor dem nächsten Tage nicht auszugehn. Die Weisung überraschte ihn; denn man gab ihm dafür keinen Grund an. Ein gutes Mahl wartete seiner, er verging fast vor Hunger und es schien ihm nichts unvernünftiger, als unter solchen Umständen an seine Wohnung gebannt zu sein. Allein er hatte sein Wort verpfändet und da er nicht einsah, was die Sache bedeuten könne, fand er kein andres Mittel, als nach seinem Freunde zu schicken.

Dieser aber kam erst nach seiner Rückkehr vom Lande. Dort hatte er Herrn von Senantes mitten unter seinen Geigen, wegen Matta's, den er zu einer guten Mahlzeit erwartete, sehr über die Gefangenschaft entrüstet gefunden. Er beklagte sich gegen den Chevalier bitter darüber und meinte, er habe jenen nicht beleidigt; wenn er aber Skandal liebe, so bat er, ihm zu sagen, er würde bei erster Gelegenheit nach Herzenswunsch befriedigt werden. Der Chevalier Grammont erwiederte, Matta habe nie daran gedacht; er wisse im Gegentheil, dieser schätze ihn unendlich; es wäre höchst wahrscheinlich nur die zärtliche Besorgniß seiner Frau Gemalin Schuld; auf die Berichte der bei Tisch aufwartenden Lakeien würde sie wohl zu Ihrer Königl. Hoheit gegangen sein, um einer traurigen Wendung vorzubeugen; er glaube das um so mehr, da er zur Frau Marquise zuweilen in Bezug auf Matta gesagt, er sei der ärgste Raufbold in ganz Frankreich und in der That habe der arme Mensch bei jedem Duell das Unglück gehabt, seinen Gegner zu tödten.

Etwas besänftigt sagte Herr von Senantes, er wäre sein gehorsamer Diener und wollte seine Frau wegen ihrer übergroßen Zärtlichkeit gehörig schelten, doch vergehe er fast vor Sehnsucht nach seinem theuren Matta.

Der Chevalier versprach, für ihr beiderseitiges Wiedersehn nach

Kräften zu sorgen und befahl der Wache, den Marquis ohne bestimmte Ordre vom Hofe auf keinen Fall entschlüpfen zu lassen, weil es scheine, er habe Lust, sich zu schlagen; die Soldaten seien dafür verantwortlich. Das genügte den Leuten, um ihn nicht aus den Augen zu lassen, obschon es nicht nöthig gewesen wäre.

Da nun der eine Mann gesichert war, so blieb nur noch übrig, für den andern zu sorgen. Grammont kam nach der Stadt zurück und als Matta ihn sah, rief er: „Was zum Teufel bedeutet die schöne Posse, die man mich spielen läßt; ich werde aus den abgeschmackten Sitten hier zu Lande gar nicht klug; warum macht man mich zum Gefangenen auf Ehrenwort?“ — „Wie das kommt?“ sagte der Chevalier, „du bist wahrhaftig noch alberner als die ganze Geschichte. Du verwickelst dich in Streit mit einem Tölpel, über den du nur lachen solltest. Gewiß hat irgend ein eifriger Diener die schöne Zänkerei von gestern Abend hinterbracht. Früh morgens sah man dich aus der Stadt gehn, und Senantes folgte einige Zeit darauf, — ist nun wohl mehr nöthig, um Ihre Hoheit zu Vorsichtsmaßregeln zu veranlassen? Senantes ist gefangen, dir fordert man nur das Ehrenwort ab, — statt also die Sache zu nehmen, wie du sie nimmst, würde ich an deiner Stelle Ihrer Hoheit für die Gnade, die sie dir erwiesen, unterthänigst danken lassen, denn nur um deinetwillen ist die Fürstin eingeschritten. Ich werde einen Gang nach dem Palast machen, um dies Geheimniß aufzuklären; da jedoch wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sich die Sache heute noch in Ordnung bringen läßt, so wirst du wohl thun, Abendbrot zu bestellen; denn in einem Augenblick werde ich wiederkommen.

Nach Verlauf einer halben Stunde kehrte der Chevalier mit zwei oder drei von Matta's Jagdbekanntschaften zurück. Auf das Gerücht vom Streit waren die Herren sogleich herbeigeeilt, um jeder seinerseits seine Dienste gegen den friedlichen Senantes anzubieten. Matta dankte ihnen, behielt sie zum Abendessen und zog seinen Hausrock an.

Sobald die Dinge im Gange waren, wie der Chevalier Grammont es wünschte, und als er gegen Ende des Mahls die Gesundheiten aufkommen sah, glaubte er sich bis zum nächsten Tage seines Mannes sicher. Er zog ihn nun bei Seite und machte ihm mit Erlaubniß der Gäste flüsternd eine falsche vertrauliche Mittheilung, um einen wirklichen Verrath zu decken. Nachdem er ihm mehrere Schwüre abgefordert, die Sache nie verlauten zu lassen, meldete er ihm, er habe für diese Nacht mit der kleinen Saint-Germain eine Zusammenkunft; deshalb müsse er die Gesellschaft jetzt verlassen unter dem Vorwande, sich zum Spiel an den Hof zu begeben; er bäte ihn, den Herren ja zu sagen, daß er sich nur deswegen entferne, denn die Piemontesen wären überhaupt argwöhnisch.

Matta versprach, die Sache diskret abzumachen; er werde, wenn er sich heimlich empfohlen habe, seine Entschuldigung ausrichten; darauf gratulirte er ihm über sein Glück und verabschiedete ihn so eilig und geheimnißvoll wie möglich, als hätte er Furcht, der Freund möchte die Gelegenheit versäumen.

Er setzte sich wieder zu Tisch entzückt über die erhaltene Kunde und über den Antheil, den er am günstigen Erfolge zu haben glaubte. Um seine Gäste zu täuschen spielte er den Schlauen; er deklamirte heftig gegen die Spielwuth, die ihre Opfer von allem fortzöge, damit sie ganze Nächte der Leidenschaft fröhnen könnten. Er spottete laut über die Thorheit des Chevaliers und im Stillen über die Leichtgläubigkeit der Piemontesen, welche er so pfiffig zu prellen meinte.

Erst spät in der Nacht endete das Mahl und Matta legte sich sehr zufrieden mit seinem Verfahren gegen den Freund zu Bett. Dieser aber genoß die Frucht des Verraths, soweit es wenigstens der Anschein ergab. Die zärtliche Senantes empfing ihn in einer Verfassung, wie man sie, um den Lohn der Dankbarkeit zu erhöhen, anzunehmen pflegt. Ihre Reize waren nicht vernachlässigt und wenn

es Lagen giebt, in denen man den Verrath liebt, aber den Verräther haßt, so war es hier nicht der Fall. Wie verschwiegen der Chevalier Grammont sonst über genossenes Liebesglück auch immer sein mochte, es war nicht seine Schuld, daß man ihm diesmal keinen Glauben schenkte. Sei dem, wie ihm wolle, — genug, in der Liebe ist, was man durch Gewandtheit erreichen kann, stets wohlerworbne Beute und mit dieser Ueberzeugung scheint er wegen der erzählten Täuschung niemals Reue empfunden zu haben.

Doch es ist Zeit, ihn dem Aufenthalt in Savoyen zu entziehn, damit wir ihn am französischen Hofe glänzen sehen.

Viertes Kapitel.

Rückkehr nach Frankreich. — Abenteuer bei der Belagerung von Arras. — Antwort auf die Fragen des Kardinals Mazarin.

Seit seiner Rückkehr nach Frankreich rechtfertigte der Chevalier Grammont den außerhalb erworbenen Ruf auf das Beste auch im Vaterlande. Gewandt beim Spiel, thätig und wachsam in der Liebe, mitunter bei zärtlichen Verhältnissen glücklich, immer aber mit Besorgniß angesehn, in den Wechselfällen des Kriegs stets gleich gestimmt, war er von unerschöpflicher Heiterkeit bei günstigem Erfolge, bei ungünstiger Wendung der Dinge reich an Auskunftsmitteln und Rathschlägen.

Dem Prinzen durch Neigung zugethan, Zeuge und wenn man so sagen darf, Theilnehmer des Ruhms, welchen Condé in den berühmten Schlachten von Lens, Nördlingen und Freiburg gewonnen, hat der Chevalier auch durch seine häufigen Schilderungen nicht wenig zu der Verherrlichung jener Tage beigetragen.

So lange er bloß einige Gewissensskrupel und Vortheile zu opfern hatte, gab er Alles auf, um einem Manne zu folgen, welchen dringende Beweggründe und ein wohl zu entschuldigendes Gefühl von Kränkung aus der rechten Bahn ablenkten. Er blieb ihm bei seiner ersten Ungunst mit einer Treue zur Seite, von der es wenig Beispiele giebt. Doch gegen die Beschwerden, zu denen der Fürst ihm später Veranlassung gab und welche seine erprobte Hingebung nicht verdiente, konnte er nicht Stand halten. Er fürchtete also keinen Vorwurf über ein Benehmen, das sich von selbst rechtfertigte

und wie er die königliche Sache verlassen hatte, um sich dem Interesse des Prinzen anzuschließen, so gab er diesen auf, um zu seiner Pflicht zurückzukehren.

Bei Hofe war seine Wiederaufnahme bald bewerkstelligt. Personen, die schuldbeladener waren, als er, wurden dort, sobald sie nur wollten, zu Gnaden angenommen. Von den großen Gefahren, in welchen der Staat gleich bei Anfang der Regentschaft durch innere Unruhen geschwebt hatte, noch erschreckt suchte die Königin *) die Gemüther allein durch Milde zu besänftigen. Die Politik des Ministers war weder blutdürstig noch rachsüchtig **). Sein Grundsatz ging mehr auf Beschwichtigung als auf Anwendung äußerster Mittel. Er begnügte sich damit, im Kriege nichts zu verlieren und machte keine Anstrengung, um über den Feind Vortheile zu erringen; er ließ ruhig jede schlimme Nachrede über sich ergehen, wenn man ihm nur tüchtig Schätze zu sammeln gestattete; und er suchte die Minderjährigkeit des Königs so weit als möglich auszudehnen.

Seine Habsucht beschränkte sich nicht auf die tausend Mittel zum Gewinn, welche ihm die amtliche Stellung gewährte; sein ganzes Streben war bloß auf diesen Punkt gerichtet. Er liebte allerdings das Spiel von Hause aus und seiner selbst wegen; allein er spielte nur, um sich zu bereichern und prellte, so viel er konnte, um zu gewinnen.

Weil er bei dem Chevalier Grammont Geist und Geld fand, so war dieser bald nach seinem Geschmack und ward sein Mitspieler. Er bemerkte die Schliche und Kniffe des Kardinals und meinte, es sei auch ihm erlaubt, die Gaben, die ihm die Natur verliehen, nicht allein zur Vertheidigung, sondern gelegentlich selbst zum Angriff anzuwenden. Es wäre hier nun der Ort, etwas von seinen Erlebnissen in dieser Hinsicht zu berichten; wer aber kann sie mit solcher

*) Anna von Oestreich, Mutter Ludwigs XIV.

**) Der Kardinal Mazarin.

Anmuth und Munterkeit erzählen, daß sie der Erwartung derer entsprächen, die davon schon etwas vernommen haben? Vergebens würde man seine ergötzlichen Vorträge Wort für Wort aufzeichnen; der Geist scheint sich auf dem Papiere zu verflüchtigen und wie man sie auch hinstellen mag, das Feuer und Leben geht verloren.

Es genüge hier also die Andeutung, daß da, wo auf beiden Seiten Gewandtheit kämpfte, der Chevalier den Sieg davon trug; wenn er dem Minister in dieser Weise schlecht den Hof machte, so hatte er den Trost zu sehen, wie die absichtlich verlierenden Personen aus ihrer Gefälligkeit später keinen großen Vortheil zogen. Sie blieben nichts desto weniger in kriechender Unterwürfigkeit, während der Chevalier sich bei tausend Veranlassungen keinen Zwang anthat. Wir geben einen solchen Fall.

Unter des Prinzen Condé und des Erzherzogs Kommando belagerte das spanische Heer die Stadt Arras. Der Hof hatte sich bis nach Peronne vorgewagt. Durch Einnahme jenes festen Platzes hätten die feindlichen Truppen ihren Ruhm etwas aufgefrischt. Sie bedurften dessen; denn das französische Heer war ihnen gegenüber seit längerer Zeit in beständigem Vortheil.

So gut ihre Langsamkeit und Unentschlossenheit es gestattete, hielt der Prinz eine wankende Partei aufrecht; da man indeß im Kriege bei gewissen Gelegenheiten, die einmal versäumt nicht wiederkehren, unabhängig handeln muß, so war sein Talent ihr oft von gar keinem Nutzen. Seit der Schlacht von Rocroi hatte die spanische Infanterie sich niemals wieder ganz erholt und er, der sie durch diesen Sieg als ihr damaliger Gegner fast vernichtet hatte, konnte jetzt als ihr Anführer allein die ihnen zugefügte Schlappe auswetzen. Allein die Eifersucht der Führer und das Mißtrauen des Kabinets banden ihm die Hände.

Die Stadt Arras wurde trotzdem heftig angegriffen. Der Kardinal sah recht gut, welche Schmach es sein würde, sich diesen Platz vor derer Nase und fast im Angesicht des Königs wegnehmen zu

lassen. Andrerseits war es bedenklich, zum Entsatz der Festung zu eilen. Der Prinz war nicht der Mann, welcher für die Sicherheit seiner Linien irgend einen Umstand aus den Augen gelassen hätte. Griff man ihn an, ohne sie zu brechen, so hätte man sich nicht zurückziehn dürfen, wie man es wünschte; je heftiger die Attake, desto verwirrter wäre der Rückzug gewesen und Condé wußte seine Vortheile am besten zu benutzen. Weit schwächer als das feindliche Heer bildete die vom Marschall Turenne befehligte Armee aber die alleinige Stütze des Hofes. War diese einmal geschlagen, so schien die Einnahme von Arras keineswegs das einzige Unheil, das man zu fürchten hatte.

Glücklich unter Umständen, wo es darauf ankam, sich durch zweideutige Verhandlungen aus einer schwierigen Lage zu ziehen, schrak der Geist des Kardinals vor einer drohenden Gefahr, vor einem entscheidenden Ereigniß zurück. Er meinte, wenn er einen andern Platz belagern ließe, so würde die Einnahme desselben für den Verlust von Arras entschädigen; der Marschall Turenne jedoch dachte ganz anders als der Kardinal und faßte den Entschluß, auf den Feind loszugehn. Er setzte den Minister davon erst in Kenntniß, als er seinen Marsch bereits angetreten hatte. Der Kurier traf den Kardinal auf dem Gipfel der Unruhe an und vermehrte noch dessen Besorgniß; aber es war jeder Gegenbefehl fortan unmöglich.

Ehe ein solcher Befehl vom Hofe eintreffen konnte, hatte der Marschall, dessen hoher Ruf das Vertrauen der Truppen gewonnen, nicht unterlassen, seinen Weg einzuschlagen. Die Lage der Dinge war so, daß die Schwierigkeit den Ruhm des Gelingens noch erhöhen mußte. Wenn auch des Feldherrn Genie den Hof in etwas beruhigte, so stand man doch am Vorabend einer Wendung, welche auf eine oder die andere Weise allen Befürchtungen und Hoffnungen ein Ende machen mußte, und während die Höflinge über die Dinge, die da kommen sollten, verschieden urtheilten, faßte der Chevalier Grammont den Vorsatz, sich selbst Aufklärung zu verschaffen. Sein

Entschluß überraschte den Hof nicht wenig. Wer wie er so manche Schlacht mitgekämpft, schien eines solchen Dranges nach Thaten entbunden; allein vergebens riethen seine Freunde ihm ab.

Der König wußte es ihm Dank und die Königin schien nicht weniger damit zufrieden. Er versicherte sie, er werde ihr gute Nachrichten bringen. Sie versprach ihm, wenn er Wort halte, wolle sie ihn umarmen. Dasselbe verhieß ihm der Kardinal. Auf die letzte Zusage legte der Chevalier keinen großen Werth; er hielt sie aber für aufrichtig, weil sie — nichts kostete.

Bei Einbruch der Nacht reis'te er mit Caseau ab, welchen Turenne den Majestäten zugesandt hatte. Unter dem Marschall befehligten der Herzog von York und der Marquis d'Humières. Der letztre war gerade im Dienste und kaum brach der Tag an, als der Chevalier eintraf. Der Herzog von York erkannte ihn nicht sogleich, aber der Marquis d'Humières lief ihm mit offenen Armen entgegen und rief: „Ich dachte es wohl, wenn uns bei einer solchen Gelegenheit irgend jemand vom Hofe besuchte, so konnte es nur der Chevalier Grammont sein. Nun", fuhr er fort, „wie geht es in Peronne?" — „Dort hat man große Angst", sagte Grammont. — „Und was denkt man über uns?" — „Man urtheilt so", sprach der Chevalier, „wenn ihr den Prinzen schlügt, so thätet ihr nur eure Pflicht und wenn ihr geschlagen würdet, so hielte man euch für Thoren oder Dummköpfe, weil ihr ohne Rücksicht auf die Folgen alles auf's Spiel setztet." — „Du bringst uns da eine tröstliche Nachricht", sagte der Marquis d'Humières, „sollen wir dich nach des Marschalls Quartier führen, um sie ihm mitzutheilen? oder vielleicht ziehst du vor, bei mir abzusteigen; du bist die ganze Nacht gereis't und hast in der vorletzten vielleicht auch nicht viel geruht." — „Wie kommst du darauf, daß Chevalier Grammont des Schlafes bedarf?" erwiederte dieser, „laß mir nur ein Pferd geben, damit ich die Ehre haben kann, den Herrn Herzog von York zu begleiten;

denn er ist gewiß nur so früh auf den Beinen, um einige Posten zu besichtigen."

Die Vorhut war nur auf Kanonenschußweite vom Feinde entfernt. Sobald sie bei derselben angelangt waren, sagte Grammont: „ich hätte Lust, bis zu der Schildwacht zu reiten, die sie dort auf der Anhöhe aufgestellt. Ich habe Freunde und Bekannte in ihrem Heer und möchte gern Nachricht über sie einholen. Der Herr Herzog v. York wird es mir gnädigst erlauben." — Mit diesen Worten sprengte er vor. Wie die Schildwacht ihn gerade auf ihren Posten zukommen sah, stellte sie sich auf die Hut. In einiger Entfernung hielt der Chevalier still. Sein Zeichen erwiederte der Posten durch ein seinem Offizier gegebenes Signal. Dieser hatte sich auf das erste Anrücken des Chevalier's schon in Bewegung gesetzt und kam gerade auf ihn zu. Weil er Grammont allein sah, machte er gegen dessen Annäherung keine Schwierigkeit; der Chevalier bat ihn, er möchte ihm einige Kunde über mehrere Verwandte in seinem Heer zukommen lassen und gleichzeitig fragte er, ob der Herzog v. Arscot unter den Belagerungstruppen wäre. — „Mein Herr, Sie sehen ihn dort so eben unter jenen Bäumen links von unserer Hauptgarde abgestiegen; erst vor einem Augenblick war er hier mit dem Fürsten v. Aremberg, seinem Bruder, dem Baron Limbec und mit Louvigny." — „Könnte ich die Herren auf Ehrenwort sehen?" fragte der Chevalier. — „Wenn es mir erlaubt wäre", sprach der Offizier, „meinen Posten zu verlassen, so würde ich mir die Ehre geben, Sie selbst dahin zu begleiten; aber ich will ihnen sagen lassen, der Herr Chevalier Grammont wünsche sie zu sprechen." Nachdem er einen seiner Reiter abgeschickt, kehrte er zurück. „Mein Herr", sagte der Chevalier, „darf ich fragen, woher Sie mich kennen?" „Ist es möglich", rief jener, „Herr von Grammont erkennt La Motte nicht wieder, der so lange in seinem Regiment gedient hat?" — „Wie, du bist es, mein armer La Motte! Wahrhaftig, ich schäme mich, daß ich dich nicht erkannte, wenn du auch in ganz anderm Aufzuge erscheinst, als

damals, wo ich dich zuerst in Brüssel sah, als du der Herzogin v. Guise Triolett=Touren zeigtest; ich fürchte, deine Lage ist nicht so gut, wie in jenem Feldzuge, wo ich dir die Compagnie gab." — Bei diesen Worten kam der Herzog von Arscot mit zweien von den erwähnten Herren im Galopp herbeigesprengt. Der Chevalier Grammont wurde vom ganzen Trupp umarmt, ehe er Zeit zum Reden hatte. Bald kam eine Masse von andern Bekannten mit eben so vielen Neugierigen von beiden Partheien; als sie den Chevalier auf der Anhöhe erblickten, drangen sie mit solcher Eile heran, daß sich fast die beiden Heere absichtslos, ohne Waffenstillstand noch Hinterlist in friedlicher Unterhaltung vermischten; aber der Marschall Turenne gewahrte es zufällig aus der Ferne. Das Schauspiel überrascht ihn; er kommt näher und der Marquis d'Humières theilt ihm die Ankunft Grammonts mit. Er meldet, wie dieser erst zur Vedette geritten sei, ehe er in das Hauptquartier kommen wollte und fügte hinzu, er begreife nicht, wie der Chevalier es angefangen habe, in einem Nu die beiden Heere um sich zu versammeln. „In der That", sagte Marschall Turenne, „das ist ein seltner Mensch, aber es ist billig, daß er uns besuche, nachdem er dem Feinde die erste Visite gemacht." Mit diesen Worten sandte er einen Adjutanten ab, um seine Offiziere zurückrufen und dem Chevalier Grammont sagen zu lassen, daß er ihn mit Ungeduld erwarte.

Dieser Befehl kam gleichzeitig mit einer Weisung für die Offiziere des feindlichen Heeres an. Von der friedlichen Zusammenkunft benachrichtigt war der Prinz nicht erstaunt, als man ihm meldete, es sei Grammont. — Condé begnügte sich, Lussan zum Zurückholen der Offiziere abzusenden und den Chevalier bitten zu lassen, er möge ihn den folgenden Tag unter denselben Bäumen aufsuchen. Grammont versprach es unter der Voraussetzung der Erlaubniß des Marschall Turenne, an welcher er nicht zweifelte.

Bei der Königl. Armee wurde er nicht weniger freundlich aufgenommen, wie bei dem feindlichen Heere. Der Marschall schätzte

seinen Freimuth ebensosehr, wie er von seinem Geist entzückt war. Er wußte ihm Dank, daß er von allen Hofleuten allein gekommen sei, ihn in solcher Lage zu sehen. Seine Fragen in Beziehung auf den Hof gingen weniger auf Neuigkeiten aus, als sie den Wunsch an den Tag legten, sich an seiner Schilderung der Unruhe und der obwaltenden Bedenken zu weiden. Grammont rieth ihm, den Feind zu schlagen, wenn er nicht den Vorwurf eines Unternehmens auf sich laden wolle, von dem er zugeben müsse, daß der Kardinal es ihm nicht aufgetragen habe. Turenne versprach ihm, sein Mögliches zur Befolgung seines Raths zu thun und verhieß ihm überdies, im Falle des Gelingens werde er dafür sorgen, daß die Königin dem Chevalier Wort halte. Er fügte hinzu, er sei nicht unzufrieden, daß der Prinz ihn zu sprechen wünsche. Seine Maßregeln zum Angriff auf die Linien seien getroffen. Er theilte Grammont alle Einzelheiten mit und verschwieg ihm nur den Tag der Ausführung. Das Letztere war ganz unnütz; der Chevalier hatte zu viel gesehn, um mit seiner Kenntniß und Beobachtungsgabe nicht gleich zu bemerken, in der eingenommenen Stellung lasse sich die Sache nicht länger verschieben.

Tags darauf reis'te er von einem Trompeter begleitet nach dem Ort der Zusammenkunft ab und fand an dem von Lussan ihm bezeichneten Punkte den Prinzen. Kaum war er abgestiegen, so rief dieser ihn umarmend: „ist es möglich, der Chevalier Grammont! Und ich sehe ihn im feindlichen Lager?" — „Dort finde ich Sie vielmehr, gnädiger Herr", sprach dieser, „und ich appellire an Ew. Hoheit, ob es die Schuld Grammont's ist oder die Ihrige, daß wir nicht mehr auf derselben Seite kämpfen." — „Ich räume ein", sagte Condé, „wenn die andern mich gleich Elenden und Undankbaren verlassen haben, so hast du mich aufgegeben, wie ich selbst die Königliche Partei aufgab, als ein ehrlicher Mann, der Recht zu haben glaubt. Doch vergessen wir alles, was uns aufregen könnte und sage mir, weshalb du hierher gekommen, du, den ich zu Pe-

ronne am Hofe glaubte?" — „Wollen Sie es wissen?" antwortete er, „ich komme wahrhaftig, Ihnen das Leben zu retten; ich kenne Sie, Sie müssen an einem Schlachttage mitten unter dem Feinde sein. Nun dürfte Ihnen bloß das Pferd unterm Leibe getödtet, Sie selbst dürften nur mit den Waffen in der Hand ergriffen werden und dieser Kardinal würde mit Ihnen eben so kurzen Prozeß machen, wie es einst jener andre mit ihrem Oheim Montmorency that. Ich halte Ihnen also ein Pferd bereit für diesen Fall, damit man Ihnen nicht den Kopf abschlage." — „Das wäre nicht das erste Mal", sprach der Prinz lachend, „daß du mir solchen Dienst erweisest, wenn auch damals die Gefahr nicht so groß war, als jetzt, im Fall man mich gefangen nähme."

Von diesem Thema kamen sie auf minder ernste Dinge. Der Prinz befragte ihn über den Hof, die Damen, das Spiel und über Liebesangelegenheiten. Unmerklich auf die gegenwärtige Lage zurückgehend forschte Grammont nach dem Befinden von Offizieren seiner Bekanntschaft auf der Seite des Prinzen. Condé meinte, es hänge nur von ihm ab, bis an die Linien vorzureiten; dort könne er nicht bloß die Herren sehen, sondern auch die ganze Disposition des Lagers und alle Tranchéen. Der Chevalier nahm es an, der Prinz zeigte ihm alles und wie er ihn bis zum Ort ihrer Zusammenkunft zurückgeführt hatte, fragte er: „Nun, Chevalier, wann denkst du mich wieder zu sehn?" — „Wahrlich", sprach Grammont, „Sie haben mich so offen behandelt, daß ich es Ihnen nicht verschweigen will. Halten Sie Sich eine Stunde nach Tagesanbruch bereit; denn Sie können darauf rechnen, daß wir Sie morgen in aller Frühe angreifen werden. Wahrscheinlich würde ich Ihnen das nicht sagen, wenn man es mir anvertraut hätte; aber wie dem auch sei, verlassen Sie Sich auf mein Wort." „Nein, du bleibst dir immer treu", sprach der Prinz, ihn nochmals umarmend. Mit Einbruch der Nacht erreichte Grammont das Lager des Marschalls Turenne. Dort bereitete sich alles zum Angriff auf die Linien

vor und die Sache war unter den Truppen selbst kein Geheimniß mehr.

„Nun, Herr Chevalier", sprach bei seinem Eintreten Turenne, „nicht wahr, man war sehr froh, Sie zu sehen und der Herr Prinz hat Sie mit Artigkeiten und Fragen überhäuft?" — „Er hat sich auf das Freundlichste benommen", sagte Grammont, „um mir zu beweisen, daß er mich für keinen Spion halte, führte er mich bis an die Tranchéen und Linien, wo ich dann gesehn habe, mit welchen Mitteln er Sie empfangen wird." — „Und was meint er von meinem Angriff?" „Er ist überzeugt, Sie werden ihn heute Nacht oder morgen mit dem ersten Tagesgrauen angreifen; denn ihr großen Feldherren, „fügte der Chevalier hinzu, „ihr kennt einer des andern Manöver, daß es ein wahres Wunder ist."

Der Marschall Turenne nahm dies Compliment von einem Kenner gut auf, der nicht gewohnt war, dergleichen einem Jedem zu sagen. Er theilte ihm den Angriffsplan mit, indem er bemerkte, es sei ihm sehr lieb, einen Mann an der Seite zu haben, der so manche Schlacht mitgemacht. Da er aber meinte, der Chevalier habe die letzte Nacht gar nicht geruht, und in dieser werde er nicht viel Zeit dazu finden, so übergab er ihn dem Marquis d'Humières. Dieser speiste und beherbergte ihn.

Den folgenden Tag fand die Schlacht bei den Linien von Arras statt, wo der Sieger Turenne seinem Ruhm neuen Glanz hinzufügte und wo Condé, wenn gleich besiegt, doch nichts von den sonst errungenen Lorbeeren einbüßte.

Von diesem berühmten Tage giebt es so viel Berichte, daß es überflüssig sein würde, hier davon zu sprechen. Da dem Chevalier Grammont als Freiwilligen erlaubt war, sich überall hin zu begeben, so hat er bessern Bericht erstattet, als irgend jemand anders. Die königliche Armee zog großen Vortheil aus der Thätigkeit, welche unsern Helden sowohl im Frieden wie im Kriege beseelte und aus der Geistesgegenwart, mit der er Befehle, als kämen sie vom Feldherrn,

stets zur rechten Zeit überbrachte. In dergleichen Dingen sonst sehr empfindlich dankte ihm Turenne öffentlich, als die Schlacht vorüber war, in Gegenwart aller Offiziere und beauftragte ihn, die erste Kunde dem Hofe zu überbringen.

Zu solchen Aufträgen bedarf es gewöhnlich nur wohl versehner Stationen, einer tüchtigen Lunge und guter Relais; aber unser Held hatte ganz andre Schwierigkeiten zu überwinden. Zunächst stellten sich feindliche, überall vertheilte Trupps seinem Lauf in den Weg, sodann auch jene diensteifrigen Höflinge, welche bei solchen Gelegenheiten sich überall auf die Lauer legen, um die Botschaft eines armen Kuriers wegzuhaschen. Seine Gewandtheit schützte ihn indeß vor den ersteren und täuschte die letzteren vollständig.

Zur Begleitung bis zur Hälfte des Weges nach Bapaume hatte er acht bis zehn Reiter unter dem Kommando eines ihm bekannten Offiziers genommen, überzeugt, die Gefahr stecke zwischen dem Lager und der ersten Poststation. Nach der ersten Kunde fand er es bestätigt; er wandte sich zu dem ihm zunächst reitenden Offizier und sagte: „Wenn Sie nicht gut beritten sind, so rathe ich Ihnen, nach dem Lager zurück zu eilen; denn ich werde bald mit vollen Zügel weiter sprengen.“ — „Mein Herr“, erwiederte der Offizier, „ich hoffe, Ihnen Gesellschaft leisten zu können, wie rasch Sie auch reiten mögen, bis ich Sie in Sicherheit sehe.“ — „Ich bezweifle das“, entgegnete Grammont, „denn hier kommen einige Herren, die Sie zu erwarten scheinen.“ — „Ach“, sprach der Offizier, sehen Sie denn nicht, es sind ja unsre Leute, die nur ihre Pferde füttern wollen!“ — „Nein, ich sehe nur zu gut, es sind Kroaten von der feindlichen Armee“, — und indem er ihm wies, wie sie aufstiegen, befahl er den Reitern, die ihm folgten, sie sollten sich zerstreuen, um jene irre zu leiten, und dann sprengte er mit Macht nach Bapaume zu.

Er ritt ein sehr rasches englisches Thier; da er sich aber auf einen holprigen Weg, dessen Boden überdies kothig war, begeben

hatte, so bekam er die Herren auf die Hacken. Diese dachten gleich, es müsse ein Offizier von Bedeutung sein und ließen sich nicht durch die andern Reiter ablenken, sondern folgten ihm unverwandt. Der Bestberittene des Trupps nahte sich ihm bereits; denn die englischen Pferde, die auf ebenem Boden schnell wie der Wind hinfliegen, sind bei schlechten Wegen nicht sehr brauchbar. Der Kroat hielt den Karabiner in die Höhe und schrie ihm von fern Pardon zu. Wie der Chevalier Grammont merkte, daß man ihn einholen würde trotz aller Anstrengungen, die er auf ungünstigem Boden machen könnte, so verließ er plötzlich die Richtung nach Bapaume, um sich in eine Straße zur Rechten zu werfen, welche davon wegführte. Dort hielt er still, als wolle er die Vorschläge des Kroaten anhören; er ließ sein Pferd ein wenig verschnaufen, während der andre dachte, er wolle sich ergeben. Dieser Reiter spornte heftig sein Pferd, um seine Beute noch vor Ankunft der Kameraden zu fassen.

Ein Augenblick Nachdenken zeigte dem Chevalier, welch' ein schmachvolles Ereigniß es sein müßte, wenn er nach tapfer durchfochtnem Kampfe als Sieger von Schuften, die nicht einmal in der Schlacht gewesen, gefangen würde, wenn er, statt im Triumphe von einer großen Königin mit einer wichtigen Botschaft empfangen und umarmt zu werden, nun von geschlagenen Feinden als Gefangener gebunden davongeschleppt werden sollte.

Während dieser kurzen Betrachtung war der unvermeidliche Kroat bis auf Schußweite näher gekommen und präsentirte seinen Karabiner noch immer, indem er ihm Pardon anbot. Aber das Anerbieten und die Art, wie es gemacht wurde, mißfielen dem Chevalier auf gleiche Weise und er machte mit der Hand ein kleines Zeichen, um anzudeuten, man brauche ihn nicht auf's Korn zu nehmen. Wie er nun sein Pferd wieder bei Athem fühlte, senkte er die Hand, schoß wie der Blitz davon und ließ seinen Kroaten so er-

staunt zurück, daß dieser nicht einmal daran dachte, ihm einen Schuß nachzusenden.

Kaum in Bapaume angelangt, nahm er frische Pferde. Der Platzkommandant erwies ihm alle mögliche Aufmerksamkeit. Er versicherte ihm, noch sei niemand durchgekommen; er könne sich auf ihn verlassen, daß er alle nach ihm Kommenden festhalten würde mit Ausnahme der Kuriere des Marschalls Turenne.

Er hatte sich also nur noch gegen die in der Umgegend von Peronne lauernden Aufpasser zu hüten, die gewiß, wenn sie ihn auch nur von Weitem erblickten, seine Nachricht, ohne den Inhalt zu kennen, dem Hofe überbringen würden. Es war ihm bekannt, daß die Marschälle du Plessis und Villeroi, wie auch Gabouri dem Kardinal gegenüber vor seiner Abreise sich zur ersten Ueberbringung anheischig gemacht hatten. Um nun diesen Hinterhalt zu umgehen, nahm er in Bapaume zwei tüchtige Reiter an, gab eine Stunde von der Stadt einem jedem zwei Louisd'or, um sich ihrer Treue zu versichern und befahl ihnen vorauszusprengen. Sie sollten sich ganz erschrocken stellen und allen Fragern antworten: es sei alles verloren, der Chevalier Grammont sei in Bapaume geblieben, weil er sich mit Hinterbringung einer schlimmen Kunde nicht zu übereilen wünsche, sie selbst aber wären durch die seit der Niederlage überall zerstreuten Kroaten verfolgt worden.

Alles ging nach seinem Plane. Die Reiter wurden von Gabouri aufgefangen, welcher in seinem Eifer den beiden Marschällen vorausgeeilt war; wie man die Leute aber auch ausfragte, sie spielten ihre Rolle so trefflich, daß in Peronne schon allgemeine Bestürzung herrschte und daß die Höflinge sich dumpfe Gerüchte von einer Niederlage in das Ohr flüsterten, als der Chevalier Grammont eintraf.

Den Werth einer guten Nachricht erhöht nichts so sehr als eine vorausgegangene falsche Hiobspost. Wenn nun aber auch seine Botschaft von diesem Heiligenschein umgeben war, so empfin-

gen doch nur die beiden Majestäten sie mit dem Entzücken, welches sie verdiente.

Die Königin hielt ihm auf die gnädigste Art Wort. Sie umarmte ihn vor dem ganzen Hofe. Der König schien ebenso ergriffen; — der Kardinal jedoch, sei es, um den Werth einer Kunde herabzusetzen, welche eine anständige Belohnung heischte, sei es um seine durch den Sieg wiedererlangte Anmaßung zu zeigen, stellte sich anfangs, als höre er ihn gar nicht recht an. Wie er dann vernahm, die Linien seien gesprengt, die spanische Armee sei geschlagen und Arras entsetzt, fragte er: „Und der Prinz ist gefangen?" — „Nein", sagte Grammont. „Also todt?" fragte der Kardinal weiter. „Ebensowenig" erwiederte der Chevalier. „Schöne Nachricht!" rief Mazarin mit einem Blick der Verachtung und nach diesen Worten ging er mit den Majestäten in das Kabinet der Königin. Das war ein Glück für den Chevalier Grammont; denn er hätte nicht ermangelt, ihm eine heftige Antwort zu geben; so sehr hatten die schneidenden Fragen nebst der Schlußbemerkung ihn mit Entrüstung erfüllt.

Der Hof war voll von Spionen Seiner Eminenz. Als nun wie gewöhnlich eine Masse von Höflingen und Neugierigen den Chevalier umgab, war es ihm ganz willkommen, vor den Sklaven des Kardinals einen Theil von dem ausschütten zu können, was ihm auf dem Herzen lag und was er dem Minister beinah selbst gesagt hätte. Er nahm eine spöttische Miene an und sprach: „Wahrhaftig, meine Herren, es ist doch nichts so schön, als eifrig im Dienst der Könige und hohen Herren zu sein. Sie sahen das Antlitz Seiner Majestät mir huldreich zugewendet, Sie waren Zeugen, wie die Königin mir Wort hielt; — was aber den Herrn Kardinal anbelangt, so hat dieser meine Nachricht aufgenommen, als gewänne er dabei nicht mehr wie bei dem Tode Peter Mazarin's."

Das hätte genügt, um die Freunde des Chevaliers in Ohnmacht zu stürzen; auch wäre zu andern Zeiten durch ein weniger tref-

fendes Witzwort die festeste Stellung untergraben worden; denn er machte die Aeußerung in Gegenwart von Zeugen, die nur darauf warteten, sie in aller Schärfe zu hinterbringen, damit sie sich bei einem mächtigen absoluten Minister aus ihrer Wachsamkeit ein Verdienst machen könnten. Grammont war darauf gefaßt; welche üblen Folgen er auch erwarten mochte, er hätte sich die Freude über den Ausspruch nicht nehmen lassen. Die Zwischenträger entledigten sich würdig ihrer Pflicht. Aber die Sache schlug ganz anders aus, als sie gedacht hatten. Wie der Chevalier am andern Tage bei den Majestäten zur Tafel war, erschien dort auch der Kardinal, und als alles aus Respekt vor demselben sich zurückzog, näherte sich ihm der Minister und sagte: „Chevalier, die überbrachte Nachricht ist gut, Ihre Majestäten sind damit zufrieden und um Ihnen zu zeigen, daß ich dabei weit mehr zu gewinnen glaube, als durch den Tod Peter Mazarin's, werden Sie bei mir speisen und die Königin wird Ihnen noch außer dem erhaltenen Lohn die Mittel geben, mit mir eine Parthie zu spielen.“

So hatte der Chevalier Grammont es gewagt, einen mächtigen Minister zu verletzen und das war die ganze Rüge, welche dieser unter allen am wenigsten rachsüchtige Staatsmann über ihn verhängte. Es war bei einem Menschen von dem Alter des Chevaliers in der That nichts Geringes, daß er das Ansehn der Minister nur in so weit achtete, wie sie es verdienten. Er that sich dem ganzen Hofe gegenüber darauf etwas zu Gute, daß er allein bei allgemeiner Unterwürfigkeit eine Art von Freiheit bewahrte. Vielleicht aber zog eben diese Nachsicht Seitens des Kardinals ihm einige Unannehmlichkeiten für andre nicht so gelungene Wagnisse zu.

Der Hof kehrte indessen zurück. Wohl fühlte der Kardinal, er könne seinen Fürsten nicht länger unter Vormundschaft halten, er, der von Sorgen und Krankheit geplagt und mit Schätzen überhäuft war, mit denen er kaum etwas anzufangen wußte; auch fand er sich ziemlich stark mit dem öffentlichen Haß belastet und er ver-

wandte alle seine Gedanken auf den Punkt, wie er am besten für das Wohl Frankreichs ein Ministerium niederlegen könne, welches das Land so grausam erschüttert hatte. Während er also ernstlich Grund zu einen mit Sehnsucht gewünschten Frieden legte, fingen Freude und Fülle am Hofe zu herrschen an.

In der Liebe und im Spiel waren die Erlebnisse des Chevaliers Grammont dort längere Zeit mannichfacher Art. Von den Hofmännern geschätzt, von den Schönen, denen er nicht huldigte, gesucht, und von den Damen, welche er anbetete, mit Aengstlichkeit betrachtet, vom Glück im Ganzen mehr begünstigt, wie von der Liebe, aber bei dem einen für das andre Ersatz suchend, stets heiter, stets lebhaft war er bei ernsten Beziehungen immer ein edler Mann.

Schade, daß wir seine Geschichte hier durch eine Pause von einigen Jahren unterbrechen müssen, wie wir dies schon im Anfang der Memoiren gethan. In einem Leben, dessen geringste Vorfälle unterhaltend und eigenthümlich sind, ist jede Lücke zu bedauern. Sei es indeß, daß er diesen Abschnitt der Aufnahme unter die andern Ereignisse nicht für würdig erachtete oder daß er davon nur eine dunkle Erinnerung bewahrte, genug, wir müssen in unsern Fragmenten zu deutlicher festgestellten Punkten übergehen, um den Grund seiner Abreise nach England zu erfahren.

Der pyrenäische Friede, die Vermählung des Königs, die Rückkehr des Prinzen und der Tod des Kardinals gaben dem Staate eine andre Gestalt. Ganz Frankreich hielt die Augen auf seinen König gerichtet. Nichts glich seiner anmuthigen Haltung und seiner majestätischen Miene; aber noch hatte man an ihm nicht jenes glänzende Genie entdeckt, das seine Unterthanen bald zur Bewunderung hinriß und später ganz Europa mit banger Scheu erfüllte. Jene unsichtbaren Hebel aller Hofintriguen, die Liebe und der Ehrgeiz, wurden für die ersten Schritte, die er thun würde, mit Spannung bereit gehalten. Ueber einen Fürsten, welcher mit den zum Regieren nothwendigen Kenntnissen unbekannt geblieben war, schienen die Le-

bensgenüsse sich eine unumschränkte Herrschaft versprechen zu können; hinsichtlich des Ehrgeizes dagegen stand einige Gewalt nur für die nach dem Ministerium Trachtenden in Aussicht. — Man gewahrte jedoch mit Erstaunen plötzlich am Fürsten eine Geistesgröße, die sich bisher mit begründeter Vorsicht verborgen gehalten hatte.

Abgeneigt den Freuden der Jugend, welche die absolute Gewalt sich selten versagt, fesselte ein unausgesetzter Fleiß den König an die Sorge für den Staat. Jedermann bewunderte diesen außerordentlichen Umschwung, allein nicht jeder fand seine Rechnung dabei. Vor einem unumschränkten Herrscher wurden die Großen klein; nur mit Ehrfurcht nahten die Hofleute dem ausschließlichen Gegenstande ihrer Huldigung und dem alleinigen Herrn ihres Schicksals. Die, welche früher kleine Tyrannen in ihrer Provinz oder in den Grenzorten gewesen, wurden dort nichts als beschränkte Verwalter. Nach dem Ermessen des Herrschers allein ertheilte man jetzt Gnadenbezeugungen bald für persönliche Auszeichnung, bald für geleistete Dienste. Von einer Belästigung oder einer Bedrohung des Hofes, um solche Gunst zu erlangen, konnte nicht mehr die Rede sein.

Der Chevalier Grammont betrachtete diese Aufmerksamkeit seines Herrn für die Staatsangelegenheiten wie ein Wunder. Er begriff nicht, wie man sich in seinem Alter solchen selbst vorgeschriebenen Pflichten unterwerfen und dem Vergnügen die meiste Zeit entziehen könne, um sie langweiligen Berufsgeschäften und lästigen Regierungsfunktionen zuzuwenden; doch dankte er dem Himmel, daß er fortan niemand anders Huldigung darzubringen habe, als dem, welchem sie von Rechtswegen gebührten. Jeder einem glücklichen Minister zu zollenden knechtischen Verehrung unfähig, hatte er sich vor keinem der beiden Kardinäle gebeugt. Nie hatte er der Willkührherrschaft des vorigen Staatslenkers Weihrauch gestreut, noch den Kunstgriffen des jetzigen Ministers Beifall geschenkt; aber er hatte dafür von Richelieu auch nichts besseres erhascht als eine Abtei, die sich seinem

Range nicht verweigern ließ und von Mazarin nie etwas andres, als was er ihm gerade im Spiel abgewonnen.

Seine unter dem großen Feldherrn gemachten Erfahrungen hatten ihm militärische Einsicht verschafft; doch war diese bei dem nun herrschenden allgemeinen Frieden von keinem Nutzen. Er dachte deshalb, an einem durch Schönheit und Reichthum blühenden Hofe gäbe es für ihn keine andre Aufgabe, als die, dem Herrscher zu gefallen, angebornes Spiel-Talent geltend zu machen und neue Kunstgriffe auf dem Gebiet der Liebe anzuwenden.

In den beiden ersten Punkten hatte er ziemlichen Erfolg. Er nahm den Grundsatz zur Richtschnur, in seiner ganzen Haltung sich lediglich dem König anzuschließen, die Gunst nur zu achten, wenn sie vom Verdienst unterstützt sei, sich bei den Hofleuten beliebt, bei dem Minister gefürchtet zu machen, alles zu wagen, um gute Dienste zu leisten und nichts auf Kosten der Unschuld zu unternehmen. So sah er sich bald zu den Erholungen des Königs geladen, ohne daß der Neid der Höflinge darüber rege zu werden schien.

Das Spiel war ihm günstig, — nicht so die Liebe, oder vielmehr, Unruhe und Eifersucht siegten über seine natürliche Vorsicht in einem Fall, wo er deren am meisten bedurfte.

Das Fräulein La Motte-Houdancourt war eine der Damen der Königin-Mutter. Wenn sie auch keine auffallende Schönheit besaß, so hatte sie doch der berühmten Meneville ihre Liebhaber entzogen. Der König brauchte damals nur seine Augen auf ein junges Mädchen am Hofe zu werfen, um ihr Herz mit Hoffnung, bisweilen auch mit zärtlicher Neigung zu erfüllen; hatte er aber mehr als einmal mit ihr gesprochen, so wußten die Höflinge sich zu bescheiden und alle, welche vorher einen Wunsch oder eine Leidenschaft für sie gehegt, zogen sich sogleich zurück, um ihr fortan nur noch Verehrung zu zollen. Der Chevalier Grammont allein ließ sich einfallen, ganz das Gegentheil zu thun. Vielleicht wollte er eine eigenthümliche Rolle spielen, die bei dieser Gelegenheit sehr schlecht angebracht war.

Er hatte niemals an sie gedacht; sobald er sie aber bei seinem Gebieter in Gunst sah, so glaubte er, sie verdiene auch die seine, und als er sich erst auf die Liste gestellt hatte, wurde er ihr höchst unbequem, ohne daß es ihm gelang, sie zu überreden, er sei ernstlich in sie verliebt. Sie ward seiner Verfolgungen müde; er ließ sich durch schlechte Behandlung und Drohungen nicht zurückschrecken. Seine ersten Quälereien machten nicht viel Aufsehn, weil sie glaubte, er werde sich bessern und sie in Frieden lassen; wie er aber in seinem Verfahren hartnäckig wurde, so führte sie Klage. Da nun machte er die Erfahrung, daß wenn die Liebe den Unterschied des Standes ausgleicht, dies nur auf die Liebenden, nicht auf Nebenbuhler Anwendung erleidet. Er wurde vom Hofe verwiesen und weil er in Frankreich nichts fand, was ihn über den schmerzlichen Verlust trösten konnte, nämlich über den Anblick und die Gegenwart seines Herrn, so faßte er nach einigen Betrachtungen über seine Ungnade und mehreren leisen Verwünschungen gegen die Ursache derselben endlich den Entschluß, nach England zu gehen.

II.

Grammont

und

der englische Hof.

Völlige Ungebundenheit ist die natürliche Wirkung von äußerstem Zwange und auf ein heuchelndes Zeitalter folgt nach dem Lauf der Dinge gänzliche Sittenlosigkeit. Macaulay, Kap. III.

Fünftes Kapitel.

Grammonts Ankunft in England. — Personen am Hofe.

Der Wunsch, einen durch Gewaltthaten wie durch seine Erhebung gleich berühmten Mann zu sehen, hatte den Chevalier Grammont schon einmal nach England geführt. Die Staatskunst maaßt sich schöne Vorrechte an; was ihr nützlich scheint, gilt ihr auch für erlaubt und alles Nothwendige wird in der Politik für sittlich ausgegeben. Während der König von England in Flandern den Schutz von Spanien oder in Holland den der Staaten suchte, schickten andre Mächte eine berühmt gewordene Gesandtschaft an Cromwell.

Nachdem der Ehrgeiz diesem Manne durch große Unthaten den Weg zur höchsten Gewalt gebahnt, erhielt er sich durch Eigenschaften, deren Glanz ihn der Stellung würdig zu machen schien. Das unter allen Nationen Europa's unlenksamste Volk ertrug mit Geduld ein Joch, welches ihm nicht einmal den Schatten von einer sonst so eifersüchtig gewahrten Freiheit ließ. Unter dem Titel Protektor, Herr der Republik, im Innern gefürchtet, von Außen mit noch größerer Besorgniß betrachtet, war Cromwell, als der Chevalier Grammont ihn sah, auf dem Gipfel seines Ruhmes. Doch es umgab ihn keine Spur von einem Hofstaat. Der Adel war theils verbannt, theils von den Geschäften fern gehalten; statt des Luxus und der Pracht der Höfe zeigte sich in den Sitten eine puritanische Strenge; so bot die schönste Stadt der Welt einen ernsten, traurigen Anblick dar, und der Chevalier Grammont trug von dieser Reise nur den Eindruck von der Größe eines Frevlers und die Bewunde-

rung einiger verborgenen Schönen heim, die er im Stillen aufzuspüren nicht verfehlt hatte.

Ganz anders war die Reise, die uns jetzt beschäftigen soll. Noch leuchtete überall die Freude über die Wiederherstellung des Königthums; nach neuem Leben begierig, genoß das Volk den Reiz einer natürlichen Leitung und schien nach langer Unterdrückung wieder aufzuathmen. Dieselbe Nation, die ihre legitimen Fürsten durch feierliches Gelöbniß bis auf die Nachkommen für immer vom Throne ausgeschlossen, erschöpfte sich jetzt in Freudenfesten über deren Rückkehr.

Zur Zeit der Ankunft des Chevaliers Grammont war der König ungefähr zwei Jahre auf dem Thron. Die Aufnahme, die dem Ritter hier zu Theil ward, ließ ihn fast den Hof vergessen, den er so eben verließ und seine später in England angeknüpften Verbindungen linderten den Schmerz über die Verbannung aus Frankreich.

Für einen Mann von seinem Gepräge war London ein schöner Aufenthalt; alles entsprach seinem Geschmack und wenn seine Erlebnisse hier an sich nicht sehr bedeutend schienen, so waren es jedenfalls die angenehmsten seines ganzen Daseins. Ehe wir jedoch darauf eingehen, wird eine Skizze vom damaligen englischen Hofe am Orte sein.

Der Drang der Ereignisse hatte Karl II. von Jugend auf den Strapatzen und Gefahren eines blutigen Krieges ausgesetzt. Das Verhängniß seines Vaters hatte ihm nur dessen Mißgeschick und Elend als Erbe gelassen. Ueberall verfolgte ihn Unheil; aber erst nach dem äußersten Kampfe mit seinem Schicksal unterwarf er sich den Beschlüssen der Vorsehung.

Was sich nur an Adel oder durch Treue auszeichnete, war dem König in's Exil gefolgt und die glänzende Jugend, die sich in der Folge um ihn schaarte, bildete einen Hof, der eines besseren Looses würdig gewesen wäre.

Glück und Ueberfluß, sagt man, verderbe nur den Charakter;

sie kamen mit ihrem nachtheiligen Einflusse nicht an einen armen, umherziehenden Hof, vielmehr diente ihm die Noth, die, wie man sich auch dagegen sträuben mag, vieles Gute bringt, als Lehrmeisterin, und Alles wetteiferte im Streben nach Ruhm, Sittenfeinheit und Entsagung.

Mit diesem kleinen ausgewählten Hofe war der König von England seit zwei Jahren auf einen Thron zurückgekehrt, den er, wie die glorreichsten seiner Vorfahren, würdig auszufüllen berufen schien. Mit seiner Krönung wurde die schon bei der Einholung entfaltete Pracht erneuert. Der Hintritt des Herzogs von Glocester und der bald darauf folgende Tod der Schwester des Königs hatten den Glanz durch eine längere Trauer unterbrochen und man bereitete sich am Schluß derselben endlich zum Empfange der portugiesischen Infantin vor.

Mitten unter den für diese junge Königin angestellten Festen kam der Chevalier Grammont an dem üppigsten Hofe an, um zu dem Glanz der Feierlichkeiten durch seine Gegenwart noch beizutragen. An die Pracht des französischen Hoflagers gewöhnt ward er nichts desto weniger durch die Feinheit und den Luxus des englischen überrascht. Der König stand an Gestalt, an Haltung und Tracht keinem nach. Sein Geist war gewandt, sein Charakter mild und freundlich. Allen Eindrücken offen war seine Seele mitleidsvoll für das Unglück gestimmt, unbeugsam gegen Verbrechen und sein Herz war bis zum Uebermaaß zärtlicher Natur. Bei dringenden Gelegenheiten jeder Anstrengung fähig, vermochte er bei gewöhnlichem Gange der Dinge sich mit nichts ernst zu beschäftigen. Oft war er das getäuschte Opfer, öfter noch der Sklav seiner Neigungen.

Von ganz anderm Charakter war der Herzog von York. Ihm schrieb man einen jeder Probe gewachsenen Muth zu, das unverbrüchlichste Festhalten am gegebenen Wort, Sparsamkeit, Anmaßung, Fleiß, Stolz, ein jedes an seiner Stelle. Ein genauer Beobachter der

Vorschriften des Rechts und der Pflichten galt er als Freund für treu, als Feind für unversöhnlich.

Eine Zeitlang durch Standesvorurtheile zurückgehalten hatte sein sittliches und sein Rechtsgefühl endlich gesiegt, als er die Ehrendame der königlichen Prinzessin, seiner Schwester, Miß Hyde, mit der er sich in Holland heimlich verbunden, als seine Gemalin anerkannte. Der Vater dieser Fürstin, nachmals Lordkanzler, gelangte, durch diese Verbindung gestützt, bald an die Spitze der Angelegenheiten des englischen Reichs und hätte sie leicht in Verwirrung gebracht; nicht aus Mangel an Talent, sondern durch Selbstüberhebung.

Der Herzog von Ormond genoß das Vertrauen und die Achtung seines Fürsten und verdiente beides wegen ausgezeichneter Dienste, durch persönlichen Werth und hohe Geburt, wie auch durch die Bereitwilligkeit, mit der er seine reichen Güter im Stich gelassen, um Karl dem Zweiten in die Verbannung zu folgen. Selbst die Höflinge wagten nicht zu murren, wenn sie in seiner Person die bedeutenden Würden eines Oberhofmeisters des königlichen Hauses, wie des Lord-Kammerherrn und Vice-Königs von Irland vereint sahen. Durch Geistesart und Sittenadel glich er ganz dem Marschall v. Grammont und wie dieser damals Frankreichs Stolz, war er die Zierde des Hofes von England.

Der Herzog von Buckingham und der Graf von Saint-Albans erschienen in der Heimath ebenso, wie sie sich im Auslande zeigten; der erstere, voll von Geist und Feuer, verschwendete zwecklos die unermeßlichen Güter, in deren Besitz er wieder gelangt war; — der letztre war ein mittelmäßiger Kopf und hatte sich aus dem Nichts zu einem beträchtlichen Grundeigenthümer erhoben; dabei schien er nur seine Renten zu vermehren, indem er beim Spiel verlor und eine prachtvolle Tafel hielt.

Sir George Berkley, nachmals Lord Falmouth, war des Königs Günstling und Vertrauter; er befehligte das Leib-Regiment des Herzogs von York und beherrschte diesen selbst. In seinem Aeußern

hatte er nichts Glänzendes; auch war sein Geist nicht hervorstechend; aber sein Charakter war des hohen Glücks würdig, daß ihn eben erwartete, als er, nahe am Ziel seiner Erhebung, zur See getödtet ward. Nie hat sich ein edles Gemüth voll so großer Selbstverläugnung gefunden; der Ruhm seines Fürsten war sein ganzes Streben und all' sein Einfluß nur darauf gerichtet, wahres Verdienst zu belohnen oder dem persönlichen Werthe die königlichen Gunstbezeugungen zuzuwenden. Im Umgange war er so bescheiden, daß die Gnade ihn zu beugen schien und in seinem ganzen Verfahren so offen, daß man ihn kaum für einen Hofmann halten mochte.

Während der Verbannung waren auch die Söhne des Herzogs von Ormond mit dem Hofe im Auslande gewesen und machten ihm seit der Rückkehr Ehre. Der Graf von Arran besaß in allen Arten von Kunstfertigkeiten eine seltene Uebung; er war ein gewandter Ball- und Guitarren-Spieler und in Liebesintriguen ziemlich glücklich. Sein älterer Bruder, Graf Ossory, glänzte weniger, aber besaß viel Seelenadel und Redlichkeit.

Ihr Vetter, der älteste Hamilton, kleidete sich unter allen Männern bei Hofe am geschmackvollsten. Er war von Natur wohlgebildet und hatte jene Talente, die zum Glück führen und in der Liebe Erfolg versprechen. Man konnte keinen unermüdlicheren Hofmann von gewandterem Geiste, feineren Formen und größerer Aufmerksamkeit für die Wünsche seines Herrn finden. Niemand tanzte besser oder war überhaupt zierlicher; an einem Hofe aber, wo nur Feste und Galanterie herrschen, sind das wesentliche Verdienste und es ist kein Wunder, daß er, mit diesen Eigenschaften ausgestattet, später die Stelle von Lord Falmouth einnahm. Aber auffallender Weise raffte ihn dasselbe Loos dahin, als wäre dieser Krieg nur den ausgezeichneten Männern und ihren Aussichten auf nahe Beförderung verderblich gewesen. Dieser Unfall ereignete sich jedoch erst einige Jahre später.

Nicht so gefährlich, als er schien, besaß der schöne Sidney zu

wenig Leben, um den durch sein Aeußeres gemachten, bedeutenden Eindruck zu unterstützen. Auf den kleinen Jermyn dagegen strömte von allen Seiten die Gunst der Damen ein. Diesen hatte als seinen jüngsten Neffen der alte Graf Saint-Albans schon lange an Sohnes Statt angenommen. Es ist bekannt, wie der gute Graf in Paris große Tafel hielt, während der König, sein Herr, zu Brüssel Hunger litt und die Königin Mutter, seine Gebieterin, in Frankreich eben auch keine glänzende Kost genoß.

Vom Reichthum seines Onkels unterstützt fand es Jermyn nicht schwierig, bei seiner Ankunft bei der Prinzessin von Oranien*) günstig und vortheilhaft aufzutreten. Des Königs, ihres Bruders, arme Höflinge konnten mit eines Jermyn reicher Ausstattung und Pracht nicht wetteifern, und bekanntlich führen diese Dinge in der Liebe oft ebenso weit, als persönlicher Werth. Dies Beispiel beweist es; denn obgleich er allerdings ein vollkommner Kavalier und tapfer war, so gab ihm doch weder eine ausgezeichnete Leistung noch seine Geburt Ansprüche, und sein Aeußres war nicht gerade zum Bezaubern. Er war klein, hatte einen starken Kopf und dünne Beine. Sein Gesicht war nicht übel; aber in Haltung und Manieren zeigte er ein gezwungenes Wesen. Statt des Geistes besaß er gewisse stehende Redewendungen, die er bald scherzhaft, bald als ernste Erklärung gebrauchte. Auf diesen Grundlagen ruhte ein im Liebesglück so gewaltiger Ruf.

Zunächst wurde des Königs Schwester durch ihn gewonnen. Sodann war Miß Hyde ihrer fürstlichen Gebieterin Beispiel ein wenig gefolgt. Dies lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn und sein Ruf war somit vor seiner Ankunft in England gegründet. Um zu den Herzen der Frauen Zugang zu finden, bedarf man nur eines

---

*) Gemalin Wilhelm's des Zweiten von Nassau-Oranien, der sie früh als Wittwe hinterließ, und Mutter Wilhelms III. von Oranien, Königs von England.

günstigen Vorurtheils in ihren Köpfen. Jermyn fand sie für sich so bequem gestimmt, daß er nur anzuklopfen brauchte.

Es half auch nichts, daß man entdeckte, ein so schwach begründeter Ruf werde noch schwächer bethätigt. Die Bezauberung steckte an. Die Gräfin Castlemaine, lebhaft und doch sonst als Kennerin geltend, folgte dem täuschenden Licht, und wenn sie auch bald über einen Schein aufgeklärt ward, der so viel versprach und so wenig gewährte, so wollte sie doch ihren eigenen Fehlgriff nicht anerkennen. Sie hielt das Verhältniß bis auf die Gefahr eines Bruchs mit dem Könige hin aufrecht; so seltsam hatte sie zum ersten Male ihre Treue angebracht.

Das waren die Helden des Hofes; in Betreff der Schönheiten konnte man nicht die Augen öffnen, ohne sie zu erblicken. Die berühmtesten waren die eben erwähnte Gräfin Castlemaine, nachmalige Herzogin von Cleveland, Lady Chesterfield, Lady Shrewsbury, die Damen Roberts, Mistreß Middleton, die Fräulein Brook und hundert andre von ähnlichem Glanz; doch blieben Miß Hamilton und Miß Stewart die Hauptsterne des Hofes.

Die neue Königin hob weder durch ihre Person noch durch ihr Gefolge den schimmernden Kreis. Ihre Suite bestand aus der Gräfin Panétra, als Gesellschaftsdame, aus sechs Fratzen, die sich Ehrenfräulein titulirten, und einer Mißgestalt von Duenna oder Gouvernante dieser seltnen Schönheiten.

Die Herren waren: Francisco de Melo, Bruder der Gräfin Panétra, ein gewisser Tauravedez, der sich Don Pedro Francisco Corréo de Silva nennen ließ; er war zum Malen schön, aber eingebildeter, als alle Portugiesen zusammen genommen und stolzer auf seinen Namen, als auf sein Aeußres. Der Herzog von Buckingham, noch excentrischer, als er, doch mit Witz begabt, zog die ganze Namenreihe in: Pedro de Silva zusammen und übersetzte diese durch: Peter von Holz. Darüber entrüstet mußte der arme Pedro de Silva, nach nutzlosen Klagen und Drohungen, endlich England ver-

lassen, während der glückliche Herzog von Buckingham von ihm eine portugiesische Nymphe erbte, die er ihm ebenso abspänstig gemacht, wie zwei seiner Namen, und welche die Fräulein der Königin an Häßlichkeit noch übertraf.

Außerdem gab es sechs Almoseniere, vier Bäcker, einen jüdischen Parfümeur und einen Beamten, scheinbar ohne Funktionen, der sich für den Hofbarbier der Infantin ausgab.

Catharina von Braganza war weit entfernt, an dem reizenden Hofe, über den sie herrschen sollte, zu glänzen. In der Folge jedoch gefiel sie mehr. Mit der königlichen Familie und mit den meisten Herren vom Hofe bekannt hatte der Chevalier Grammont sich nur bei den Damen einzuführen. Dazu bedurfte er keines Dollmetschers; sie sprachen alle hinlänglich französisch, um sich verständlich zu machen und von dem, was man ihnen zu sagen hatte, nichts zu verlieren.

Bei der Königin war der Hof immer stark besucht, weniger bei der Herzogin von York, aber hier war die Gesellschaft gewählter. Diese Fürstin hatte ein imposantes Aeußre, einen ziemlich hübschen Wuchs, kein regelmäßig schönes Gesicht, viel Verstand und so viel Takt im Erkennen fremden Werthes, daß bei ihr die bedeutenderen Personen beider Geschlechter stets ausgezeichnet wurden. Eine gewisse Hoheit in ihrem ganzen Wesen ließ sie für eine Stellung, welche sie dem Throne so nahe brachte, wie geboren erscheinen. Nach der Vermählung der Schwester des Königs *) war auch die Königin Mutter zurückgekehrt und an ihrem Hofe pflegten die beiden andern Kreise sich zu vereinigen.

Bald war der Chevalier Grammont bei jedermann beliebt. Die ihn noch nicht gesehn hatten, waren erstaunt, einen Franzosen von seiner Art zu finden. Des Königs Rückkehr hatte nämlich viele Nationalitäten an den Hof gebracht und die Franzosen waren ein wenig in Mißkredit gerathen. Anfangs erschienen nämlich keine

*) Henriette, Herzogin von Orleans.

ausgezeichneten Vertreter dieses Volks, man kannte nur kleine anmaßende Gecken, die, einer immer dümmer und aufgeblasener wie der andere alles zu verachten schienen, was nicht ihnen glich, und die es für guten Ton hielten, die Engländer in deren eigenem Lande als Barbaren zu behandeln.

Ganz im Gegensatze war der Chevalier Grammont mit jedermann freundlich, gewöhnte sich an die Sitten, speis'te von allen Gerichten, lobte alles und bequemte sich leicht einem Wesen, das er weder plump noch barbarisch fand; da er nun statt der beleidigenden Unzufriedenheit jener eine natürliche Zuvorkommenheit zeigte, so war ganz England von einem Manne entzückt, der für die Lächerlichkeit seiner Vorgänger reichen Ersatz gab.

Zunächst machte er dem König den Hof und nahm Theil an seinen Vergnügungen. Er spielte hoch und verlor nur selten. In der Unterhaltung und den Manieren seines gewöhnlichen Umgangs fand er so wenig Unterschied gegen sonst, daß es ihm kaum schien, als habe er sein Land verlassen. Alles, was nur einem Temperament, wie dem seinigen, Genuß verschaffen kann, bot sich den Wünschen dar, als wären die Annehmlichkeiten des französischen Hofes ihm in's Exil gefolgt.

Er war täglich zu Tische ausgebeten; wer ihn als Gast bei sich sehen wollte, mußte seine Einladung also acht oder zehn Tage zuvor bestellen. Auf die Dauer wurde eine so überhäufte Artigkeit freilich unbequem; doch einem Manne seiner Art schienen diese Pflichten unerläßlich und da ihn die ersten Hofleute einluden, so fügte er sich mit guter Manier der Nothwendigkeit und behielt sich nur die Freiheit vor, des Abends bei sich zu Hause zu speisen.

Die Stunde dieser Nachtmahlzeiten hing freilich vom Spiele ab, das heißt, sie war sehr unbestimmt; aber es wurde mit Hülfe einiger Bedienten, die sich trefflich auf die Kochkunst verstanden und sich im Aufwarten und — Prellen gleich gewandt zeigten, ausgezeichnet gespeis't.

Bei diesen kleinen Souper's war die Gesellschaft nicht zahlreich, aber sehr gewählt, der beste Theil aus den Hofkreisen war gewöhnlich anwesend; doch niemals fehlte der Mann, der ihm vor Allen am meisten zusagte, der berühmte Saint-Evremond, jener treue, doch allzufreimüthige Geschichtschreiber des Pyrenäen-Vertrages, gleich unserm Chevalier verbannt, wenn auch aus ganz andern Gründen.

Zum Glück für beide hatte das Schicksal diesen Mann einige Zeit vor Grammont's Ankunft nach England geführt, nachdem er in Holland Muße gehabt, die Trefflichkeit jener berühmten Satyre zu bereuen.

Von jetzt an wurde der Chevalier Grammont sein Held. Beide besaßen im Verein mit natürlichen Anlagen jenen Takt, den nur die Erfahrung und der Verkehr mit der großen Welt verleiht. Mit leichten Intriguen weniger beschäftigt hielt Saint-Evremond dem Chevalier mitunter kleine Strafpredigten und suchte mit Betrachtungen über die Vergangenheit ihn für die Gegenwart zurecht zu weisen oder auf die Zukunft vorzubereiten.

„Ihr steht jetzt in den angenehmsten Lebensverhältnissen, die ein Mann, wie ihr, sich nur wünschen kann. Ihr seid der Liebling eines jungen, munteren und galanten Hofes. Der König ladet euch zu jeder Vergnügungspartie; ihr spielt vom Morgen bis Abend oder vielmehr vom Abend bis zum Morgen, ohne je zu verlieren. Weit entfernt das mitgebrachte Geld, wie es sonst geschehen, hier zu lassen, habt ihr es über eure kühnste Erwartung verdoppelt, verdreifacht, ja verhundertfacht, und zwar trotz dem ungeheuren Aufwande, den ihr nebenbei macht.

Das ist nun freilich die günstigste Lage von der Welt. Begnügt euch damit, Chevalier und verderbt sie euch nicht durch eure alten Fehler. Meidet die Liebe und sucht andre Freuden; denn bis jetzt ist jene euch nicht günstig gewesen. Ihr wißt selbst, wie viel die Galanterie euch gekostet, mehr als hier die meisten ahnen. Spielt

tapfer und tüchtig, und ergötzt den Hof durch eure Anmuth. Unterhaltet den König mit geistreichen und drolligen Berichten; aber flieht Verbindungen, welche ener Verdienst schmälern und euch vergessen lassen könnten, daß ihr an diesem herrlichen Ort fremd und verbannt seid.

Das Glück kann müde werden, euch zu begünstigen. Was wäre aus euch geworden, hätte die letzte Ungnade euch bei einem Geldmangel angetroffen, wie ihr ihn mitunter erlebt. Haltet die Glücksgöttin warm und entsagt dem kleinen Gott. Man wird euch am französischen Hofe eher vermissen, als ihr Englands müde werdet; aber vor Allem, sorgt für Vorrath an Gelde. Wenn man das hat, tröstet man sich leicht über die Verbannung. Ich kenne euch, lieber Chevalier; sobald es euch einfällt, eine Frau zu verführen oder einen Liebhaber zu verdrängen, so reicht kein Spielgewinnst für eure Bestechungen und Geschenke hin. Gewiß, der Spieltisch könnte euch nie so viel geben, als die Liebe euch kosten würde.

Eine Menge glänzender Eigenschaften heben euch hier hervor; ihr seid freigebig, gefällig, höflich und an Geistesanmuth unvergleichlich. Vielleicht fände sich bei einer sehr genauen Prüfung das alles nicht so ganz buchstäblich vor; aber es sind schöne Seiten und da man sie euch zuerkennt, so zeigt euch in keinem andern Lichte. Denn bei Liebesintriguen seid ihr ganz anders, wenn man den Namen Liebe überhaupt eurem Verfahren gegen die Frauen geben kann.“

„Mein kleiner Philosoph“, warf der Chevalier ein, „du spielst hier den fränkischen Cato — —“ — „Habe ich vielleicht Unrecht?“, fuhr St. Evremond fort, — „ist es etwa nicht wahr? sobald eine Frau euch gefällt, ist eure erste Sorge der Nebenbuhler und euer weiteres Verfahren reizt die arme Verfolgte zur Wuth. Denn nach ihrer Liebe zu streben, das ist euer geringster Kummer. Gewöhnlich tretet ihr nur in die Schranken, um Anderer Ruhe zu stören. Eine Dame ohne Liebhaber würde für euch keine Anziehungskraft

haben und wenn sie Anbeter hat, so ist sie erst recht unschätzbar. Geben uns nicht alle eure Fahrten tausend Beispiele davon? Soll ich von eurem Erstlingsversuch zu Turin oder von eurem Angriff auf den Kourier der Fürstin von der Pfalz reden, den ihr auf der Heerstraße plündertet? Und diese Heldenthat geschah nur, um einige Beweise ihrer Zärtlichkeit für einen Andern in die Hände zu bekommen, damit ihr sie durch Drohungen und ungerechte Vorwürfe in Unruhe und Verlegenheit stürzen könntet.

Wer außer euch hat je daran gedacht, sich auf einer Treppe in den Hinterhalt zu legen, um einen Glücklichen, der mit dem einen Fuß schon im Zimmer der Geliebten war, am andern wieder zurückzuziehen! So aber machtet ihr es mit eurem Freunde, dem Herzoge v. Buckingham, als er sich bei Nacht zu der*) — schlich, und ihr war't nicht einmal sein Nebenbuhler. Wie viel Kundschafter hieltet ihr um der Herzogin von Olonna willen in Athem, was für Schliche, Intriguen und Verfolgungen gegen die Gräfin von Fiesque! Sie hätte euch treu geliebt, wenn ihr sie nicht selbst zur Untreue gedrängt! Zuletzt nun, — denn euer Sündenregister wäre endlos, — erlaubt mir zu fragen, aus welchem Grunde ihr euch hier befindet? Sind wir für euer Hiersein nicht auch jenem bösen Dämon verpflichtet, der euch verwegen bis in die Herzensangelegenheiten eures Königs eingreifen hieß? Seid also in diesem Punkte hier weise. Bei den Schönheiten am Hofe sind alle Stellen besetzt, und wie tolerant die Engländer auch hinsichtlich ihrer Frauen sein mögen, die Untreue der Geliebten, das Glück eines Nebenbuhlers dulden sie nicht ruhig. Laßt sie darum in Frieden und macht euch nicht unnütz verhaßt.

Bei den Unverheiratheten werdet ihr kein Glück machen. Man verlangt hier ernste Absichten und soliden Grundbesitz. Ihr habt

---

*) Königin Regentin Anna von Oestreich, Mutter Ludwig's XIV. Dies Sündenregister findet sich einzeln theilweise ausgeführt in Bussy-Rabutin, histoire amoureuse de France.

weder eins noch das andre. Ländlich sittlich. In Holland sind die Mädchen leicht zugänglich und von gefälligem Wesen; sind sie einmal vermählt, so sind es wahre Lukretien. Bei euch in Frankreich sind die Frauen vor der Hochzeit kokett und noch weit mehr nachher; hier dagegen ist es ein wahres Wunder, wenn ein Mädchen auf etwas andres hört, als auf das Ja am Altare, und ich halte euch noch nicht für so gottverlassen, daß ihr daran denken solltet." —

So lautete Saint-Evremond's Predigt; aber es war eine Predigt in der Wüste; der Chevalier Grammont hörte ihn nur zum Spaß an und obwohl er die Wahrheiten einräumen mußte, so beachtete er die Rathschläge doch nicht. Ja, gerade damals war er des Spielglücks müde und schickte sich an, die Bahn der Liebe zu betreten.

Der erste Angriff war auf die Middleton gerichtet. Es war eine der schönsten Frauen der Stadt, bei Hofe noch wenig bekannt; gefallsüchtig genug, um Niemand ganz zurückzustoßen, wetteiferte sie an Aufwand gern mit den Prunksüchtigsten; aber mit dem Glücke auf schlechtem Fuß konnte sie es nicht durchführen. Das alles sagte dem Chevalier Grammont trefflich zu. Ohne sich also mit unnützen Formen aufzuhalten, wandte er sich, um eingeführt zu werden, nur an ihren Portier und wählte einen ihrer Liebhaber zum Vertrauten.

Dieser Anbeter hatte so viel Verstand, wie irgend einer; es war der nachmalige Lord Ranelagh und hieß zu jener Zeit Mr. Jones. Auf Grammonts Vorschläge einzugehen, bewog diesen Herrn die Absicht, einen der gefährlichsten Nebenbuhler zu beseitigen und sich für einen etwas drückend werdenden Aufwand durch jemand anderes ablösen zu lassen. Wie er es wünschte, sorgte der Chevalier nun für Beides.

Bald waren Boten auf den Beinen, Briefe und Geschenke flogen beständig. Man hörte ihn an, so viel er es verlangte, ließ sich mit Blicken verfolgen, ja, man erwiederte diese selbst; aber das war auch alles. Er fand, die Schöne nehme gern, aber — gebe nur wenig. Ohne also seinen Absichten auf sie ganz zu entsagen, hielt er für gut, sein Glück anderswo zu versuchen.

Unter der Königin Ehrenfräulein gab es eine Miß Warmestrée. Ihre Schönheit war von der eben genannten sehr verschieden. Gut gewachsen, blond und weiß hatte die Middleton in Manieren und Redeweise etwas Gesuchtes, Anspruchvolles. Sie hüllte sich in ein mattes Schmachten, das nicht nach jedermanns Appetit war. Bei den zarten Gefühlen, denen sie Worte zu leihen strebte, ohne sie zu verstehen, schlief man ein und sie langweilte, wenn sie glänzen wollte. Sich selbst damit quälend peinigte sie die Zuhörer und ihr Ehrgeiz, für einen Schöngeist gelten zu wollen, hat ihr nur den Ruf einer langweiligen Person verschafft, welcher ihre Reize dauernd überlebte.

Die Andre war brünett; ihr Wuchs war nicht sonderlich, ihr Ansehn nicht imponirend, aber bei sehr lebhaften Farben zeigte sie Augen voller Feuer, herausfordernde Blicke, die nichts unterließen, um zu gewinnen und alles versprachen, um zu fesseln. Die Folge hat nur zu sehr bewiesen, daß sie die kühnsten Verheißungen noch übertraf.

Zwischen diesen beiden Göttinnen schwankten die Wünsche und waren die Geschenke des Chevaliers Grammont getheilt; Taschenspiegel, besetzte Etui's, Aprikosen-Bonbons, Essenzen und andre kleine Liebesartikel kamen von Paris allwöchentlich mit irgend einem neuen Anzug für ihn selbst; in Hinsicht werthvollerer Dinge indeß, wie Ohrgehänge, Diamanten, und schöne Himmelsgaben in baaren Guineen, diese fanden sich alle in natura in der Stadt London vor und die Schönen führten sie sich zu Gemüth, als wären sie wer weiß wie weit hergekommen.

Damals fing Miß Stewart's Schönheit an, Aufsehen zu erregen. Lady Castlemaine bemerkte, wie der König dieselbe mit Blicken verfolge. Doch anstatt Eifersucht darüber zu empfinden, begünstigte sie vielmehr diese Neigung, so sehr sie konnte, entweder aus jener Sorglosigkeit, die oft den ihrer Reize sich bewußten Frauen eigen ist, oder vielleicht auch, um des Königs Aufmerksamkeit von ihrem neuen Verhältniß mit Jermyn abzulenken. Sie betrachtete eine entstehende Leidenschaft,

die dem ganzen Hofe auffallen mußte, nicht allein ohne Unruhe, sondern ging so weit, ihre Nebenbuhlerin zu ihrem Liebling zu wählen und ließ sie an allen Soupers, welche sie dem Könige gab, Theil nehmen; im Vertrauen auf der eigenen Schönheit Gewalt trieb sie den Uebermuth so weit, daß sie die junge Dame häufig zum Schlafen bei sich behielt. Da der König vor dem Aufstehn der Castlemaine jeden Morgen zu ihr zu kommen pflegte, so fand er dort auch Miß Stewart bei ihr im Bett. Bei jeder keimenden Leidenschaft haben die gleichgültigsten Dinge Reiz, aber die unvorsichtige Castlemaine empfand keine Angst, wenn sie die Nebenbuhlerin in solcher Lage an ihrer Seite den Blicken preis gab; sie glaubte sicher, sobald es ihr gut dünkte, werde sie über alle günstigen Eindrücke der Stewart den Sieg davon tragen. Allein die Sache kam ganz anders.

Der Chevalier Grammont sah dies Manöver und konnte es nicht begreifen; da er aber des Königs Neigungen unverwandt verfolgte, so machte er ihm den Hof, indem er den Werth der neuen Geliebten bis an die Wolken erhob. Ihre Erscheinung war auffallend schön, aber nicht in gleichem Grade fesselnd. Bei so großem körperlichem Zauber konnte man kaum so wenig Geist besitzen. Alle ihre Züge waren regelmäßig, aber ihr Wuchs war nicht ganz vollkommen; doch war sie schlank, ziemlich gerade und über gewöhnliche Frauengröße. Sie besaß Anmuth, tanzte gut und sprach das Französische besser als ihre Muttersprache; mit höflichem Wesen verband sie jenen Geschmack in der Tracht, den man vergebens zu erhaschen sucht, wenn man ihn nicht von Jugend auf in Frankreich sich angeeignet. Während nun ihre Reize die Bahn zum Herzen des Königs fanden, folgte Lady Castlemaine ungestört allen ihren Neigungen.

Unter den Schönen, die durch Verblendung für Jermyn gewonnen waren, nahm Mistreß Hyde *) nicht den letzten Platz ein. Sie hatte ihren Mann geliebt, als sie ihm ihre Hand reichte. Durch

*) Gemalin des Sohnes des Kanzlers Clarendon.

diese Heirath war sie Schwägerin der Herzogin von York und glänzte überdies durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und Geist. Doch glaubte sie alle diese Vorzüge für ihren Ruhm nicht ausreichend, so lange ihr Name nicht mit Jermyn in Verbindung genannt werde, und um diesen Zweck zu erreichen, beschloß sie, sich ihm an den Kopf zu werfen.

Sie war von mittlerem Wuchs; bei blendend weißem Teint besaß sie schöne Hände und einen selbst in England auffallend wohlgeformten Fuß. Durch stete Gewohnheit hatten ihre Blicke einen so schmachtenden Ausdruck angenommen, daß sie die Augen nur zur Hälfte öffnete, wie die Chinesen, und wenn sie liebäugelte, schien es, als thue sie noch etwas mehr.

Jermyn nahm sie Anfangs an; da er aber bald nicht wußte, was er mit ihr anfangen sollte, fand er für gut, sie aufzugeben und mit Lady Castlemaine zu vertauschen. Die Hyde war darüber nicht untröstlich; denn für ihren Ruhm genügte es, ihn so vielen Mitbewerberinnen abgewonnen zu haben und übrigens verlor sie im wesentlichen Punkte doch eigentlich nichts.

Jakob Hall, ein berühmter Seiltänzer, war zu jener Zeit in London Mode und entzückte durch Kraft und Gewandtheit bei öffentlichen Vorstellungen; man wünschte sich privatim von seinen Eigenschaften zu überzeugen; denn er wies in seiner Künstlertracht eine athletische Gestalt und ganz andre Beine auf, als der sieggewohnte Jermyn.

Der Springer täuschte die Erwartungen der Lady Castlemaine nicht; so wenigstens behauptete manches Gerücht im Publikum und so verkündeten es zahlreiche Spottgedichte allerdings mehr zu Ehren des Tänzers als der Gräfin. Sie aber setzte sich über alles Geschwätz hinweg und ihre Schönheit leuchtete desto glänzender.

Während die Satyre sich auf ihre Kosten erging, schlug man sich beständig um die Gunst einer andern Dame, die mit ihren Reizen ebenso wenig karg war. Es war dies Lady Shrewsbury. Der Graf

von Arran, der ihr zuerst gehuldigt, hatte sich ziemlich bald zurückgezogen. Diese noch mehr durch Veranlassung von tragischen Katastrophen, als durch ihre zahlreichen Eroberungen berühmt gewordene Schönheit setzte ihr höchstes Verdienst in unaufhörlichen Wechsel. Wie sich Niemand rühmen konnte, ihre Gunst allein besessen zu haben, so konnte sich auch keiner über Zurücksetzung beklagen. Jermyn jedoch war unzufrieden, daß sie ihm nicht entgegengekommen, ohne zu bedenken, daß sie dazu gar keine Zeit gehabt. Seine Eitelkeit fühlte sich gekränkt; aber es beliebte ihm diesmal sehr zur Unzeit, die Lady ihren andern Liebhabern zu entziehen.

Thomas Howard, der Bruder des Grafen von Carlisle, war unter den letzteren, — einer der tapfersten und schönsten Männer in England. Wenngleich sein Aeußres kalt, sein Wesen mild und friedlich schien, so war er doch stolz und leidenschaftlich trotz dem Heftigsten. Wie die Shrewsbury blindlings auf die ersten Lockungen des unwiderstehlichen Jermyn einging, so empfand dies Howard übel. Sie beachtete das nicht sehr; da sie ihn aber mit Rücksicht behandeln wollte, so willigte sie in die Annahme eines Festmahls, welches sie nach wiederholter Einladung nicht gut ausschlagen konnte. Man wählte den sogenannten Spring-Garten zum Schauplatz des Festes.

Sobald die Parthie verabredet war, wurde Jermyn unter der Hand davon in Kenntniß gesetzt. Howard hatte im Garde-Regiment eine Kompagnie und einer seiner Soldaten spielte sehr gut den schottischen Pibroch. Dieser Dudelsackpfeifer wurde mitgebracht und Jermyn fand sich wie durch Zufall im Garten ein; von seinen bisherigen Erfolgen berauscht hatte er seine Siegermiene angenommen, um diese neue Eroberung zu vollenden. Sobald er im Garten erschien, trat Lady Shrewsbury auf den Balkon.

Wie sie ihren Helden fand, kann ich nicht sagen; aber Howard fand ihn keineswegs nach seinem Geschmack. Das hielt Jermyn indeß nicht ab, auf das erste von ihr ertheilte Zeichen hinaufzusteigen.

Bei diesem Mahle nun, zu dem er nicht als Gast geladen war, spielte er nicht allein den kleinlichen Tyrannen, sondern kramte auch, nachdem er sich der Blicke der Schönen bemächtigt, seine Redensarten und einen Vorrath von stachelnder Ironie aus, um das Fest zu verspotten und die Musik lächerlich zu machen.

Howard galt für keinen Witzling; aber da er nicht allzu geduldig war, so stand das Fest drei Mal auf dem Punkte des blutigstem Ausganges. Doch jedesmal unterdrückte er seine natürliche Heftigkeit, um an einem andern Orte ungestört Genugthuung zu nehmen.

Ohne auf dessen schlechte Laune zu achten, verfolgte Jermyn seine Bahn, sprach beständig mit Lady Shrewsbury und verließ sie erst nach dem Mahle.

Stolz auf seinen Triumph legte er sich zu Hause schlafen und wurde am Morgen darauf durch eine Herausforderung geweckt. Zum Sekundanten wählte er sich Giles Rawlings, einen Liebesabenteurer und Spieler; Howard nahm Dillon, einen gewandten und tapfern, sehr anständigen Mann, der leider aber ein genauer Freund von Rawlings war.

Bei diesem Kampfe war das Glück nicht auf Seiten der Günstlinge der Liebe. Der arme Rawlings blieb todt auf dem Platze und Jermyn ward, von drei großen Stößen durchbohrt, mit sehr wenig Zeichen von Leben zu seinem Onkel getragen.

Während die Kunde von diesem Vorfall am Hofe je nach dem verschiedenen Antheil, den man daran nahm, besprochen wurde, erhielt der Chevalier Grammont durch seinen Freund Jones, der zugleich sein Nebenbuhler und Vertrauter war, die Nachricht, es bewerbe sich ein Andrer um die Middleton. Es war Montague, nicht so gefährlich durch sein Aeußres, als durch seine unermüdliche Aufmerksamkeit, geistige Gewandtheit, wie auch durch manche andre Begabung, die immer in Anschlag zu bringen ist, wenn man in den Fall kommt, sie geltend zu machen.

Es war an der Hälfte genug, um die ganze Reizbarkeit des

Chevalier Grammont gegen diesen Nebenbuhler in Gang zu bringen. Was nur Rachsucht, Maliçe und Schlauheit immer eingeben können, um die Ruhe eines Rivals zu stören und eine untreue Geliebte zur Verzweiflung zu treiben, wurde in ihm lebendig. Sein erster Gedanke war, ihre Briefe zurückzusenden und ihr seine Geschenke abzufordern und sie dann mit Quälereien zu verfolgen. Bald aber verwarf er diesen Plan wie des ihm zugefügten Unrechts noch nicht würdig, und so war er gerade mit der Vernichtung der armen Middleton beschäftigt, als er zufällig das Fräulein von Hamilton erblickte. Von diesem Augenblick an war alle Feindschaft gegen die Middleton, alles Mühen um Miß Warmestrée vergessen. Fortan kannte er keine Untreue, kein Schwanken mehr. Ein einziger Gegenstand fesselte alle seine Wünsche und von den alten Fehlern blieb ihm nur noch Unruhe und Eifersucht.

Sein erstes Streben war zu gefallen; aber er sah wohl, daß er, um hier zum Ziele zu kommen, ganz anders verfahren müsse, als er bisher gewohnt war.

Die ziemlich große Familie der Miß Hamilton bewohnte ein geräumiges, bequemes Haus neben dem königl. Schlosse. Die Mitglieder der herzogl. Familie Ormond waren dort beständig zum Besuch und die gewählteste Gesellschaft von London verkehrte täglich daselbst. Der Chevalier Grammont ward seinen Verdiensten und seinem Stande gemäß aufgenommen. Er wunderte sich, wie er anderswo so viel Zeit habe verlieren können; nachdem er diese Bekanntschaft einmal gemacht, suchte er keine andre mehr.

Jedermann gestand, daß Miß Hamilton die treueste und ernsteste Hingebung verdiene. Sie war von edelstem Geschlecht und dem Zauber ihrer Persönlichkeit war nichts zu vergleichen.

Sechstes Kapitel.

Grammont verliebt sich in Miß Hamilton. — Abenteuer eines Balls bei der Königin. Reise des Kammerdieners Termes nach Paris. Die Staatskarosse.

Unbefriedigt durch die galanten Abenteuer fand sich der Chevalier glücklich ohne Gegenliebe und fühlte Eifersucht, wo er gar nicht verliebt war.

Die Middleton war, wie gesagt, auf dem Punkt zu erfahren, wie er es anfange, um zu quälen, nachdem sie empfunden, wie er zu gefallen verstehe.

Er suchte sie auf dem Ball der Königin auf und traf sie dort; aber zu ihrem Glück war auch Miß Hamilton zugegen. Der Zufall hatte es bisher so gefügt, daß er unter allen Schönheiten des Hofes sie, die ihm am meisten gepriesen wurde, fast gar nicht zu sehen bekommen hatte. Er erblickte sie also zum ersten Mal in der Nähe und meinte, bis jetzt am Hofe so gut wie Nichts gesehn zu haben. Er unterhielt sie; sie antwortete ihm. So oft sie tanzte, blieben seine Blicke auf sie geheftet; und nun war alle Bitterkeit gegen die Middleton verschwunden.

Miß Hamilton war in dem glücklichen Alter, wo die Reize des weiblichen Geschlechts sich entfalten. Sie hatte den schönsten Wuchs, einen herrlichen Busen und die wohlgeformtesten Arme; sie war schlank und lieblich in allen ihren Bewegungen. In Beziehung auf Kleidung und Kopfputz war sie das Muster des Geschmacks, dem alle Damen nachstrebten. Ihre Stirn war offen, weiß und glatt, ihr Haarwuchs reich und jenem natürlichen Ordnen fügsam, das sich nicht beliebig nachbilden läßt. Eine Frische, welche künst-

liche Farben nicht ersetzen können, belebte ihren Teint. Ihre Augen waren nicht groß, aber lebhaft, und ihre Blicke drückten alles aus, was sie sagen wollte. Ihr Mund war reizend und der Umriß ihres Gesichts vollendet. Eine kleine, zart zurückgebogene Nase war nicht der letzte Schmuck ihres lieblichen Antlitzes. Mit einem Wort, nach Haltung, Miene und allem über die Gestalt ausgegossenen Zauber glaubte der Chevalier Grammont nur günstige Schlüsse auf die andern Reize ziehen zu können. Ihr Geist entsprach der Erscheinung. Sie strebte nicht durch eine unpassende Munterkeit, deren Ausbrüche nur blenden, in der Unterhaltung zu glänzen; ebenso vermied sie jene schleppende Redeweise, die bloß einschläfert; ohne sich im Sprechen zu übereilen sagte sie stets das Nöthige. Wunderbar wußte sie Aechtes vom falschen Schimmer zu unterscheiden und weit entfernt mit ihrem Urtheil bei jeder Gelegenheit zu kokettiren, blieb sie zurückhaltend aber bestimmt und treffend in ihren Entscheidungen. Ihre Gesinnungen waren voller Adel, und wenn es die Gelegenheit heischte, stolz bis zum höchsten Maaße. Doch war sie vom eigenen Werth weniger durchdrungen, als dies sich bei ihren Eigenschaften erwarten ließ. So ausgestattet mußte sie wohl Liebe gewinnen, doch suchte sie dieselbe nicht auf; denn sie war streng in der Sichtung derer, welche die Blicke zu ihr erheben konnten.

Je mehr der Chevalier Grammont sich von der Wahrheit dieser Züge ergriffen fühlte, desto mehr strebte er seinerseits zu gefallen und einzunehmen. Sein muntrer Sinn, seine lebhafte, leichte und immer neue Unterhaltung verschaffte ihm wohl Gehör; aber es setzte ihn in Erstaunen, daß alle Geschenke, die bei seiner alten Methode so bald Aufnahme gefunden hatten, bei diesem neuen Verhältniß nicht mehr am Platze waren und daß er sich ganz andrer Mittel bedienen mußte.

Er hatte einen alten Kammerdiener Namens Termes, einen kecken Spitzbuben und noch frecheren Lügner. Dieser wurde jede Woche von London abgesandt, um die erwähnten Besorgungen zu machen;

seit dem Aufgeben der Middleton und Warmestrée wurde Termes nur noch zur Bestellung der Kleider seines Herrn nach Paris und zurück gesendet, und entledigte sich, wie wir sehen werden, dieser Aufträge nicht immer auf das Treueste.

Die Königin besaß Geist und wandte alles an, dem Könige durch Gefälligkeiten, welche ihrem Gefühle nicht zu große Opfer auferlegten, entgegenzukommen. Mit Aufmerksamkeit behandelte sie alle Feste und Vergnügungen, die in ihrem Bereich lagen, besonders, wenn sie persönlich daran Theil nahm.

In diesem Sinne hatte sie eine galante Maskerade erdacht, auf welcher die von ihr gewählten Paare in verschiedenen Völkertrachten erscheinen sollten. Sie gab zur Vorbereitung Zeit und man kann sich vorstellen, wie Schneider, Näherinnen und Stickerinnen in Thätigkeit gesetzt wurden. Auch die erwählten Schönen waren in ziemlichem Aufruhr, doch fand Miß Hamilton Muße zu einigen kleinen Scherzen, wie man sie sich bei einer für das lächerliche Hervordrängen von gewissen Personen so günstigen Gelegenheit wohl erlauben darf.

Zwei Damen machten sich besonders lästig. Die eine war Lady Muskerry, Gemahlin von Miß Hamilton's Vetter, die andre ein Ehrenfräulein der Herzogin von York, Namens Blague.

Die erstere, von ihrem Manne sicher nicht um ihrer schönen Augen willen gewählt, war gleich den meisten reichen Erbinnen von der Natur, welche ihre Schätze zu versagen scheint, je mehr sie mit Glücksgütern überhäuft, ziemlich stiefmütterlich ausgestattet. Ohne guter Hoffnung zu sein, hatte sie die Gestalt einer Schwangeren; entschiedener war ihr Hinken; denn von ihren sehr kurzen Beinen war das eine länger, als das andre; ein verzogenes Gesicht vollendete die Häßlichkeit der ganzen Erscheinung.

Miß Blague war ein andres komisches Original. Ihre Gestalt war weder schlecht noch gut, ihr Gesicht außerordentlich fade und diese bleiche, mit kleinen tiefliegenden Augen und fingerlangen blonden Augenwimpern ausstaffirte Larve drängte sich überall vor. Mit

solchen Reizen legte sie sich auf die Lauer, um Herzen zu fangen; aber sie hätte ewig vergeblich gelauert ohne die Ankunft des Marquis von Brisacier. Der Himmel schien beide für einander geschaffen zu haben. Aeußres und Manieren waren bei ihm ganz dazu gemacht, ein so eigenthümliches Wesen zu fesseln. Ohne etwas zu sagen schwatzte er unaufhörlich und in seiner Tracht überbot er die schreiendsten Moden. Miß Blague meinte, all' dieses Aufsehen werde um ihretwillen gemacht und der edle Brisacier dachte, die langen Wimpern der Blague hätten nie jemand anders als ihn auf's Korn genommen. Man bemerkte, daß sie einander wohlwollten; doch waren sie noch beim bloßen Mienenspiel, als Miß Hamilton sich ihrer zu erbarmen beschloß.

Sie wollte die Rangetikette nicht verletzen und fing deswegen mit ihrer Cousine Lady Muskerry an. Die schwachen Seiten dieser Dame waren Tanz und Putz; mit ihrer Gestalt freilich vertrug sich Kleiderpracht wenig, aber obgleich der Tanz noch weniger damit stimmte, so verfehlte sie doch keinen Hofball und die Königin war gegen die Gesellschaft so freundlich, daß sie die Lady stets zum Tanz aufmunterte; indessen bei einer so feierlichen und prachtvollen Sache, wie bei diesem Maskentanz, war es unmöglich, ihr eine Rolle zuzuweisen. Lady Muskerry verschmachtete vor Ungeduld nach den ersehnten Befehlen.

Von dieser Spannung unterrichtet setzte Miß Hamilton ihren Plan, sich auf Kosten der Thörin einen Genuß zu verschaffen, in's Werk. Die Königin sandte den ernannten Damen Einladungsbillets, in denen das Kostüm vorgeschrieben war. Miß Hamilton ließ ein ganz ähnliches Billet für Lady Muskerry schreiben mit der Bezeichnung: als Babylonierin.

Sie versammelte ihren kleinen Rath, um über die Ablieferung des Schreibens zu bestimmen. Er bestand aus einem Bruder und einer Schwester, die sich gern auf Kosten solcher Originale lustig machten. Nach kurzem Ueberlegen beschloß man, das Billet zu eigenen Händen abzugeben, Lord Muskerry kam mit seiner Gemalin eben

nach Hause, als sie es empfing. Der Lord war ein sehr würdiger Mann, ziemlich ernst und streng, und ein Todfeind jeder Lächerlichkeit. Die Mißgestalt seiner Frau schmerzte ihn nicht so sehr, als daß sie bei jeder Gelegenheit Veranlassung zum Lachen gab. In dem jetzigen Fall hielt er sich für gesichert, weil er nicht annehmen konnte, die Königin werde ihre Maskerade durch die Einladung seiner Frau entstellen; da er jedoch die Leidenschaft derselben für Tanz und Putz kannte, so hatte er sie eben feierlich ermahnt, sich bei diesem Feste mit dem Zuschauen zu begnügen, selbst wenn die Königin so grausam sein sollte, sie zu den Gruppen zu laden. Endlich nahm er sich die Freiheit, den Unterschied zwischen ihrer Gestalt und der Erscheinung der zu Tanz und Schaustellung geeigneten Personen anzudeuten. Seine Predigt schloß mit dem ausdrücklichen Verbot, bei diesem Fest sich zu einer Rolle zu drängen, die man ihr gar nicht zugedacht habe.

Aber weit entfernt, den Wink gut aufzunehmen, bildete sie sich vielmehr ein, nur ihr Mann habe der Königin von einer Ehre abgerathen, die sie sehnlich begehrte, und kaum war er fort, so wollte sie sich Ihrer Majestät zu Füßen werfen und um Gerechtigkeit flehen. In solcher Stimmung erhielt sie das Billet. Sie küßte es drei Mal und ohne Rücksicht auf ihres Mannes Verbot stieg sie hastig in den Wagen, um bei allen levantinischen Händlern zu forschen, wie die Damen von Stande zu Babylon sich kleideten.

Von andrer Art war die Falle, die man der Miß Blague stellte. Sie besaß ein so unerschütterliches Vertrauen in ihre Reize und in deren Zauber, daß man sie damit zu allem bereden konnte.

Der Geist des Marquis Brisacier, den sie gefesselt zu haben glaubte, war mit Gemeinplätzen und Verschen gespickt. Der Marquis sang nach Methode mit falscher Stimme und brachte eins oder das andre dieser schönen Talente immer zu Markt. Der Herzog von Buckingham verwöhnte ihn mit Macht durch Lobsprüche, die er seiner Stimme und seinem Geist ertheilte.

Miß Blague richtete sich, weil sie das Französische nur wenig verstand, nach des Herzogs Urtheil, um Beides gehörig zu bewundern. Man fand, daß alle seine Lieder nur von Blondinen sprächen und daß die Miß, den Text auf sich beziehend, ihre Augenwimpern in demüthiger Erkenntlichkeit sinken ließ. Auf Grund solcher Beobachtungen nahm man sich vor, die Blague gelegentlich auf das Tapet zu bringen.

Während diese kleinen Pläne im Gange waren, fragte der König, auf die Unterhaltung des Chevaliers Grammont stets bedacht, diesen Herrn: ob er unter der Bedingung, Miß Hamilton zu führen, nicht an der Maskerade Theil nehmen wolle? Der Chevalier hielt sich als Tänzer dieser Aufgabe nicht für gewachsen; doch hütete er sich, die Aufforderung zurückzuweisen. „Sire", sprach er, „von allen Gnaden, mit denen Ew. Majestät mich seit meiner Ankunft überhäuft haben, ist mir dies Gunst die werthvollste und um meine Dankbarkeit zu bezeigen, stelle ich mich bei der Miß Stewart zu treuen Gegendiensten bereit." — Er sagte dies, weil man ihr eben eine, von den übrigen Damen der Königin gesonderte Wohnung angewiesen hatte und weil die Huldigungen der Hofleute sich ihr zuzuwenden begannen. Der König nahm den Scherz gut auf und nachdem er ihm für ein so dringend nöthiges Anerbieten gedankt, fragte er: „Chevalier, wie werden Sie Sich zum Balle kleiden? ich überlasse Ihnen die Wahl des Kostüms." — „Wenn das der Fall ist", erwiederte Grammont, „so werde ich, um mich zu vermummen, als Franzose erscheinen; denn in Ihrem London erweist man mir bereits die Ehre, mich für einen Engländer zu halten. Sonst hätte ich auch Lust, als Römer aufzutreten; aber ich fürchte, mit dem Prinzen Rupert Händel zu bekommen, der gegen Lord Thanet, einen Anhänger von Cäsar, Alexanders Parthei ergreift; so wage ich denn nicht, als Held zu glänzen. Wenn ich übrigens auch nur erträglich tanze, so hoffe ich mich mit etwas Gehör und Verstand aus der Sache zu ziehn, um so mehr, da Miß Hamilton schon dafür sorgen wird, daß

die Augen sich nicht auf mich richten. Was meinen Anzug betrifft, so sende ich Termes morgen früh ab, und wenn ich bei seiner Rückkehr nicht die eleganteste Tracht zeige, so mögen Ew. Majestät mich für die schmachbedeckteste Nation Ihrer Maskerade halten."

Termes reiste mit wiederholten Weisungen ab und sein Herr, in dieser Lage doppelt ungeduldig, zählte, als der Kurier kaum ausgeschifft sein konnte, schon die Augenblicke bis zu dessen Rückkehr. Bis zum Vorabend des Balles war er damit beschäftigt, und diesen Tag wählte Miß Hamilton mit ihrem kleinen Kreise zur Ausführung ihres Planes.

Martial's Handschuhe waren damals sehr in der Mode. Sie hatte davon zufällig einige Paar. Eins derselben schickte sie an Miß Blague nebst vier Ellen hellgelben Bandes und schrieb dabei folgende Zeilen:

„Sie waren neulich reizender, als alle Blondinen der Welt. Gestern erblickte ich Sie noch blonder, als damals. Wenn Sie so fortfahren, was soll aus meinem Herzen werden? Aber das ist schon lange Ihren Frischlings-Augen zum Raube geworden! Werden Sie morgen auf der Maskerade sein? Doch kann wohl ein Fest erfreuen, auf dem Sie nicht erscheinen? Es ist wahr, in jeder Verkleidung würde ich Sie erkennen; allein durch das übersandte Geschenk werde ich über mein Schicksal besser aufgeklärt. Sie werden Schleifen von diesem Bande in Ihrem Haar tragen und die Handschuh werden die schönsten Hände der Welt küssen."

Dies Billet nebst Geschenk wurde der Blague mit demselben Erfolge übermacht, wie die babylonische Sendung der Lady Muskerry zuging. Es wurde der Miß Hamilton eben darüber Bericht erstattet, als die Lady zum Besuch eintrat; sie war sehr geschäftig und die Zeit schien zu drängen, als ihre Cousine sie bat, mit ihr in das Kabinet zu treten. Dort angelangt sagte die Muskerry: ich bitte um Verschweigung dessen, was ich Ihnen anvertraue. Was sagen Sie zu den Männern? Trauen Sie ihnen nicht, meine liebe Cousine. Lord Muskerry hätte vor unsrer Hochzeit mir Tag und Nacht beim Tanzen

zugesehn und jetzt unterfängt er sich, es mir zu verbieten. Das gefällt mir nicht; ja, noch mehr? er hat mir mit der Maskerade die Ohren so voll gesungen, daß ich die Ehre, welche mir die Königin erweist, verbergen muß. Es wundert mich indeß, daß ich nicht erfahre, wer mich führen soll. Ach, wenn Sie wüßten, welche Mühe man in der verwünschten Stadt hat, herauszubringen, wie man sich als Babylonierin kleiden muß, Sie würden Mitleid mit meinen Plagen seit der Wahl zum Ball haben; die Kosten übersteigen alle Begriffe."

Hier wurde Miß Hamilton von der Lachsucht, die sie so lange zurückgedrängt, überwältigt und sie brach laut aus. Die Muskerry wußte es ihr Dank; denn sie glaubte, es gelte der Seltsamkeit ihres Mannes. Miß Hamilton sagte, alle Männer wären sich ziemlich gleich; man müsse sich nicht an ihre Launen kehren; sie wisse auch nicht, wer sie zum Maskenball führen solle, aber, da sie ernannt sei, so werde ihr Tänzer auch nicht fehlen. Sie begreife nicht, warum er sich noch nicht gemeldet; er müßte vielleicht eine überspannte Frau haben, die ihm das Tanzen verböte.

Damit ging Lady Muskerry eilig fort, um Kunde über ihren Tänzer einzuholen. Die in die Verschwörung eingeweihten Personen lachten eben aus voller Kehle mit Miß Hamilton über den Besuch, als Lord Muskerry eintrat. Er zog seine Cousine bei Seite und fragte: „Weißt du vielleicht, ob es morgen in der City irgendwo einen Ball giebt?" — „Nein", antwortete sie, „weshalb?" — „Weil ich erfahre, daß meine Frau große Vorbereitungen zur Toilette macht. Ich weiß freilich, daß sie zur Masken-Tour nicht bestimmt ist, dafür habe ich gesorgt; da sie aber auf das Tanzen versessen ist, so fürchte ich, sie wird sich trotz aller meiner Vorkehrungen wieder lächerlich machen. Wäre das nun bloß unter der Bürgerschaft an einem entlegenen Ort, so würde es mich nicht kümmern!"

Man beruhigte ihn, so gut man konnte und entließ ihn unter dem Vorwande von tausend Zurüstungen für den folgenden Tag. Endlich glaubte Miß Hamilton sich frei, als sie die Miß Price, ein

Ehrenfräulein der Herzogin, kommen sah. Diese wünschte sie gerade herbei. Schon seit einiger Zeit kämpften die Blague und dies Fräulein um Dongan, welchen die Price der ersteren geraubt hatte, und noch jetzt glomm der Haß zwischen beiden Damen unter der Asche.

Wenn auch die Ehrenfräulein nicht zur Maskerade selbst bestimmt waren, so sollten sie ihr doch unkostümirt beiwohnen und ihren Ballputz nicht vernachlässigen. Miß Hamilton hatte noch ein Paar gleich den der Fräulein Blague überschickten Handschuhen; sie schenkte sie ihrer Nebenbuhlerin nebst einigen Schleifen von gleichfarbigem Bande, das für die Brünette wie geschaffen war. Miß Price dankte ihr tausendmal und versprach, sich damit auf dem Ball zu schmücken. „Sie werden mir eine Freude damit machen", sagte Miß Hamilton, „wenn Sie aber erzählen, daß die Kleinigkeit von mir kommt, so würde ich es Ihnen nie verzeihen. Uebrigens rauben Sie der armen Blague nicht etwa den Marquis Brisacier, wie Sie es mit Dongan gethan. Freilich weiß ich, daß es nur auf Sie ankäme. Sie haben Geist, sprechen französisch und hätte er sich erst einmal mit Ihnen unterhalten, so dürfte die andre nicht mehr an ihn denken."

Das genügte; die Blague war nur lächerlich und kokett, Miß Price war beides und — noch etwas mehr.

Am Ballabend entfaltete der Hof, glänzender als je, seine ganze Pracht bei der Maskerade. Alle zur Bildung des Aufzuges bestimmten Personen waren mit Ausnahme des Chevalier Grammont versammelt. Man wunderte sich, daß er, der bei den unbedeutendsten Dingen so viel Eifer zeigte, bei einer wichtigen Gelegenheit wie diese zurückblieb; aber noch mehr erstaunte man, als man ihn in gewöhnlichem Hof-Anzuge eintreten sah. Das war unter den obwaltenden Umständen bei ihm unerhört, unbegreiflich. Vergebens hatte er die schönsten Spitzen, die gewaltigste und bestgepuderte Perücke, die sich denken läßt; sein an sich prächtiger Anzug paßte nicht zum Feste.

Der König bemerkte es zuerst. „Chevalier Grammont", sagte er, „Termes ist also nicht eingetroffen?" — „Verzeihung, Sire, —

Gott sei Dank, ja" — — „Gott sei Dank?! Wie denn, sollte ihm unterwegs ein Unheil zugestoßen sein?" — „Sire", sprach Grammont, „dies ist das Nähere über meinen Anzug und den Kurier Termes." — Bei diesen Worten wurde der fast begonnene Tanz aufgeschoben und die Tänzer bildeten einen Kreis um den Chevalier, um seinen Bericht zu hören:

„Schon seit zwei Tagen sollte der Schurke meinen Befehlen und seinem Versprechen gemäß hier sein. Meine Ungeduld heute den ganzen Tag über, als er nicht eintraf, läßt sich denken. Endlich nachdem ich ihn gehörig verwünscht, kommt er vor einer Stunde an, vom Kopf bis zu den Füßen beschmutzt, gestiefelt bis an den Hals, mit einem Wort wie ein Verdammter zugerichtet. Nun, Hasenfuß, sage ich, das sind mir schöne Streiche! Du läßt eine Ewigkeit auf Dich warten; ein Wunder, daß Du angekommen bist. Ja, gnädiger Herr, erwiedert er, es ist ein Wunder. Sie schelten beständig. Ich habe ihnen das schönste Galla-Kleid von der Welt machen lassen und der Herr Herzog von Guise hat es selbst vorgeschrieben. — So gieb es her, zum Henker! — Gnädiger Herr, sagt er, wenn ich nicht ein Dutzend Sticker angestellt habe, Tag und Nacht daran zu arbeiten, so halten Sie mich für einen Schuft. Ich habe sie nicht einen Augenblick verlassen. — Und wo steckt es, Verräther, der Du mich mit Plaudern hinhältst, während ich mich anziehn sollte? — Ich hatte es gefaltet, gepreßt, eingepackt, daß kein Regen daran kommen konnte. So reise ich denn Tag und Nacht, da ich Ihre Ungeduld kenne und weiß, daß mit Ihnen nicht zu spaßen ist. — Aber wo ist, schrie ich, das sauber eingepackte Kleid? — Untergegangen, rief er die Hände faltend. — Wie, untergegangen! fuhr ich auf. — Ja, untergegangen, verschwunden, versunken! was soll ich weiter sagen? — Was, das Packetboot hat Schiffbruch gelitten? — O, weit schlimmer, sagt' er, wie Sie sehen werden. Ich war gestern Morgen eine halbe Stunde von Calais und wollte, um rascher fortzukommen, die Küste entlang reisen, aber

wahrhaftig, das Sprüchwort hat Recht: die Hauptstraße ist der beste Weg; denn ich gerieth in Triebsand und sank bis an den Hals unter. — Triebsand bei Calais! rief ich. — Ja, gnädiger Herr, und solch' ein Triebsand, daß mich der Teufel holen mag, wenn man beim Finden etwas andres von mir sah, als den Kopf. Mein Pferd haben mehr als funfzehn Menschen kaum herausziehen können, aber meinen Mantelsack, worin ich unglücklicher Weise Ihren Anzug gepackt hatte, den hat man nicht wiedergefunden; er muß mindestens eine Meile tief in der Erde stecken." —

Der König hielt sich die Seiten vor Lachen, als der Chevalier Grammont wieder das Wort nahm: „Doch, Sire, ich vergaß zu melden, daß meine Verstimmung, als ich aus der Sänfte stieg, noch vermehrt wurde durch eine Satanserscheinung von Maske, die mich durchaus überreden wollte, die Königin habe mir befohlen, mit ihr zu tanzen, und da ich mich dagegen so wenig derb als möglich sträubte, trug sie mir auf, hier zu forschen, wer ihr Mittänzer sei und bat mich, ihn sogleich zu ihr zu schicken. Nun würde Ew. Majestät wohlthun, durch gnädigen Befehl dem Uebel abzuhelfen; denn die Maske hat sich in ihrer Karrosse aufpostirt, um am Thore von Whitehall alle Eintretenden aufzufangen. Uebrigens kann ich sagen, daß ihr Kostüm sehenswerth ist. Sie muß mindestens sechszig Ellen Gaze und Silberstoff am Leibe haben, ohne der Pyramide auf ihrem Kopf zu gedenken, die mit hunderttausend Schnurrpfeifereien behängt ist."

Diese Mittheilung setzte die ganze Gesellschaft in Erstaunen, mit Ausnahme der Anstifter des Abenteuers. Die Königin versicherte, alle von ihr zum Tanz gewählten Personen seien anwesend und der König sagte nach einigem Nachsinnen: „ich wette, es ist die Herzogin von Newcastle." — „Und ich", flüsterte Lord Muskerry dem Fräulein von Hamilton zu, „ich wette, es ist eine andre Närrin; denn ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht meine Frau wäre."

Der König befahl zu sehen, wer es sei und die Maske zu holen.

Lord Muskerry übernahm seiner Ahnung folgend den Auftrag, und er that wohl daran. Miß Hamilton war damit nicht unzufrieden, indem sie sehr gut wußte, der Scherz wäre zu weit getrieben, wenn die Prinzessin von Babylon in ihrem Aufzuge erschiene.

So lange man ernste Tänze aufführte, war der Ball nur mittelmäßig, und es waren in der Gesellschaft doch die besten Tänzer und schönsten Tänzerinnen vorhanden; da aber die Zahl nicht groß war, so schritt man von den französischen Touren bald zu Anglaisen. Als die maskirten Damen einigemal getanzt hatten, ließ der König während der Erholungspause die Hülfstruppen hervortreten. Die Fräulein der Königin und der Herzogin wurden dabei von den maskirten Herren geführt.

Da konnte man denn der Miß Blague ansehen, wie das ihr im Namen Brisacier's zugesandte Billet seine Wirkung gethan. Sie war gelber als eine Quitte. Ihr blondes Haar war mit jenem citronengelben Bande überladen, das sie aus Gefälligkeit angelegt, und, um den Marquis über sein Schicksal aufzuklären, führte sie beständig ihre siegreichen mit den bewußten Handschuhen geschmückten Finger nach dem Kopfe. War die Gesellschaft aber über ihren mehr als gewöhnlich bleich machenden Anzug erstaunt, so erschrak sie ihrerseits noch weit mehr, als sie Punkt für Punkt Miß Price mit denselben Trophäen von Brisacier geziert erblickte. Die Ueberraschung wurde bald zur Eifersucht; denn den erhaltenen Winken treu ermangelte die Rivalin nicht, mit dem Marquis eine Unterhaltung anzuknüpfen und Birsacier erlag seinerseits blindlings den ersten Lockungen, ohne die geringste Rücksicht für die blonde Blague noch auf die Zeichen zu nehmen, die sie ihm über sein glückliches Loos unaufhörlich zusandte.

Die Price war voll und rund und tanzte deshalb nicht. Der Herzog von Buckingham, der, wo er nur konnte, Herrn von Brisacier auf's Tapet brachte, ersuchte ihn in des Königs Namen, Fräulein Blague zum Tanz zu führen; er hatte keine Ahnung von dem, was

im Herzen der Nymphe vorging. Brisacier lehnte es, unter vorgeschützter Abneigung gegen den englischen Tanz, ab. Miß Blague bezog die Ablehnung auf sich und da sie ihn wieder mit ihrer Todfeindin sprechen sah, fing sie an zu tanzen, ohne zu wissen, was sie that. Wenn auch ihre Entrüstung und Eifersucht dem Hofe nicht verborgen blieben, so hatten doch nur Miß Hamilton und ihre Vertrauten den eigentlichen Schlüssel dazu. Ihr Genuß war vollständig; denn bald langte auch Lord Muskerry, noch ganz erschrocken über die vom Chevalier Grammont geschilderte Erscheinung, an. Er meldete der Miß Hamilton, es wäre seine Gemalin in eigener Person, überspannter wie er sie je gesehen; er habe alle Mühe gehabt, sie mit einer Wache an ihrer Zimmerthür zu Hause zu sichern. — Vielleicht findet der Leser, daß wir bei diesen Possen zu lange verweilten; es kann sein, er hat Recht; gehen wir zu andern Dingen über.

Bei der neuen Leidenschaft, die den Chevalier Grammont fesselte, lachten ihm alle Umstände. Zwar war er nicht ohne Mitbewerber, aber seltsam, er blieb diesmal dabei ruhig. Denn er wußte, weß' Geistes Kinder sie waren und wie Miß Hamilton dachte.

Unter ihren Anbetern war der Herzog von York der bedeutendste, wenn er gleich sich am wenigsten aussprach. Doch verbarg er es umsonst. Der Hof kannte seine Manieren zu gut, um die Neigung zu übersehen. Der Herzog hütete sich, Absichten auszusprechen, die Miß Hamilton nicht hätte anhören dürfen; aber er unterhielt sich mit ihr, so oft er konnte und verschlang sie mit Blicken. Sein Hauptvergnügen, die Jagd, beschäftigte ihn einen Theil des Tages; gewöhnlich kam er sehr ermüdet zurück; doch Miß Hamiltons Gegenwart munterte ihn auf, wenn er sie bei der Königin oder bei seiner Gemalin traf. Von seinem Herzen wagte er dort nicht zu sprechen; so unterhielt er sie denn von dem, was ihm im Kopfe lag; er erzählte ihr Wunder von der Schlauheit der Füchse, der Schnelle der Pferde, schilderte ihr Arm- und Beinbrüche und andre

seltsame und ergötzliche Dinge; darauf sagten gewöhnlich seine Blicke das Uebrige, bis ein sanfter Schlummer das Gespräch unterbrach; denn dieses trauliche Blinzeln schloß mitunter gerade dann, wenn es am stärksten war.

Die Herzogin empfand keine Unruhe über eine Neigung, welche ihre Nebenbuhlerin durchaus nicht ernst aufnahm, sondern mit allem möglichen Respekt in das Komische zog. Da die Fürstin im Gegentheil sie mit Liebe und Achtung umfaßte, so behandelte sie das Fräulein nur mit um so größerer Huld.

Die beiden Russell, der Onkel und Neffe, waren zwei andre Rivalen des Chevalier Grammont. Der Onkel war gewiß sechszig Jahre alt. Zur Zeit der Bürgerkriege hatte er sich durch Muth und Treue ausgezeichnet. Seine Neigung sprach sich gleichzeitig mit seinen Absichten auf Miß Hamilton aus; aber er lieferte wenig Proben von Aufwand, wie es sonst bei Bewerbungen gebräuchlich ist. Vor nicht langer Zeit hatte man die lächerliche Mode der hohen spitzen Hüte aufgegeben, um zur entgegengesetzten Form überzugehen. Ueber einen so gefährlichen Sturz erschrocken wollte der ältere Russell einen Mittelweg einschlagen, der ihn gerade auffallend machte. Noch mehr hob er sich durch seine treue Anhänglichkeit an das spanische Wamms hervor, indem er allein es noch lange nach allgemeiner Beseitigung beibehielt; — was ihn aber am meisten charakterisirte, war eine eigenthümliche Mischung von Geiz und Freigebigkeit, welche durch die eingetretene Liebe mit einander beständig in Kampf lagen.

Sein Neffe war damals nur das jüngste Familienglied, aber seines Onkels Vermögen war ihm zum Theil zugedacht und wenn der junge Mann dessen auch zur eigenen Existenz bedurfte und die Neigung des Onkels zu berücksichtigen hatte, um die Erbschaft nicht zu verlieren, so konnte er seinem Schicksal doch nicht entgehen. Die Middleton zeichnete ihn ziemlich aus; aber auch ihre Gunst vermochte ihn vor Miß Hamilton's Zauber nicht zu bewahren. Seine Gestalt hatte nichts Abstoßendes, wenn er sich einfach und natürlich

gehalten hätte, aber er war in seinem Wesen starr und gekünstelt und so schweigsam, daß sein Anblick melancholisch machen konnte. Noch langweiliger ward er indeß, wenn er sprach.

Ueber jede Mitbewerbung beruhigt versenkte sich der Chevalier Grammont immer tiefer in sein Verhältniß, ohne zunächst jedoch andre Hoffnungen oder Absichten zu zeigen, als daß er sich angenehm zu machen strebte. Als seine Leidenschaft bemerkt wurde, so betrachtete man sie bei Hofe nur wie eine dem Verdienste dargebrachte Huldigung.

Ganz anders urtheilte sein philosophischer Freund, sobald er außer einer Verdoppelung von Aufwand und Sorgfalt die Vernachlässigung des Spieltisches an ihm gewahrte und jene langen und angenehmen Unterhaltungen vermißte, die sie sonst gewöhnlich mit einander hatten. Er fand ihn durch diese Neigung ganz sich selbst entfremdet.

„Mein lieber Chevalier“, sprach er zu ihm, „es scheint mir, ihr laßt die Stadtschönheiten und ihre Anbeter seit einiger Zeit ganz in Ruhe. Die Middleton macht ungestraft neue Eroberungen und ihr duldet ohne den geringsten Kummer, daß sie mit euren Geschenken euch die Augen aussticht. Die arme Warmestrée kommt ruhig mitten am Hofe nieder und ihr verzieht nicht einmal den Mund. Ich hatte es wohl vorausgesehn, Chevalier; ihr habt Miß Hamilton kennen gelernt und was nie zuvor gewesen, ihr seid ernstlich verliebt. Aber laßt sehen, was daraus werden kann. Zunächst meine ich nicht, daß ihr daran denkt, sie zu verführen. Durch Geburt und eigenen Werth steht sie so da, daß, wenn ihr im Besitz der Würden und Güter eures Hauses wäret, ihr ohne Anstoß mit ernsten Absichten nahen dürftet, wie lächerlich der Ehestand auch sonst sein mag; denn wenn ihr nur Geist, Tugend und Schönheit suchtet, so könntet ihr nicht besser und schlimmer zugleich wählen; weil euer Herr Bruder von Toulongeon, wie ich ihn kenne, euch nicht den Gefallen thun wird, zu sterben, um eure Absichten zu fördern.

Aber setzen wir den Fall, ihr hättet das nöthige Vermögen für euch Beide; — und das will viel sagen, — kennt ihr auch wohl den hochgespannten Geschmack, um nicht zu sagen, die überspannten Erwartungen dieses Fräuleins? Wißt ihr, daß sie die ersten Parthieen Englands nicht annehmen will? Der Herzog von Richmond suchte ihre Hand zuerst; so verliebt er indeß war, zeigte er sich doch nicht uneigennützig. Als der König sah, daß es nur am Mangel des Vermögens lag, wollte er diesen Artikel ersetzen und zwar aus Rücksicht auf den Herzog von Ormond und die Familie der Hamilton, deren Vater ihm wesentliche Dienste geleistet; doch die junge Dame, entrüstet über das Feilschen des vorgeblich Verliebten, dessen Ruf bei der Welt sie überdies in Anschlag brachte, hielt es nicht für der Mühe werth, Herzogin von Richmond zu sein, auf die Gefahr hin, mit einem brutalen Wüstling zu leben. — Und ist nicht der kleine Jermyn, trotz der Aussichten auf das kolossale Vermögen seines Onkels und ungeachtet seines glänzenden Rufes, ebenfalls durchgefallen? Hat Henry Howard, welcher der erste Herzog in England sein wird und die sämmtlichen Güter des Hauses Norfolk besitzt, nur einen Blick von ihr gewinnen können? Ihr werdet sagen, er ist ein Tölpel; ich will das zugeben; aber welches andre Mädchen würde nicht seine Vornirtheit und sein uninteressantes Gesicht in den Kauf nehmen, wo es sich darum handelt, mit 300,000 Livres Einkommen erste Herzogin des Reichs zu werden?

Zum Schluß endlich hat Lord Falmouth mir selbst gesagt, er würde ihre Hand für das höchste Glück ansehen, aber trotz seiner glänzenden Stellung habe er nicht gewagt, ihr seine Gefühle zu erklären; er besitze zu viel Stolz oder zu viel Schwäche, sie nur der Einwilligung ihrer Familie zu verdanken, und wenn auch die erste Zurückhaltung bei den Schönen nicht viel zu bedeuten habe, so wisse er doch recht gut, mit welcher Miene sie die Unwillkommenen empfange.

Nach alledem, Chevalier, seht selbst, wie ihr es anfangen wollet;

denn verliebt seid ihr, ihr werdet es mehr und mehr werden und je mächtiger, desto weniger werdet ihr im Stande sein, Betrachtungen anzustellen, für die ihr jetzt noch empfänglich seid."

„Mein armer Philosoph", erwiederte Grammont, „du verstehst Lateinisch, du machst Verse und kennst den Lauf und die Natur der Sterne am Himmel, — was aber die irdischen Gestirne anlangt, so verstehst du davon so gut wie nichts. Ueber Miß Hamilton hast du mir gar nichts eröffnet, was mir der König nicht bereits vor zwei oder drei Tagen gesagt hätte. Desto besser, wenn sie die Gothen, von denen du sprichst, zurückgewiesen hat. Hätte sie jene Barbaren gemocht, so wollte ich von ihr nichts wissen, so sehr ich sie auch liebe. Höre mich an. Ich habe mir vorgenommen, sie zu besitzen und ich bestehe darauf, daß mein Mentor Saint-Evremond selbst mir zuerst dazu Glück wünsche. Was unsre künftige Existenz anbelangt, so werde ich mit dem König wieder ausgesöhnt werden und ich bitte ihn dann um eine Stellung als Palastdame für meine Gemalin. Er wird sie mir gewähren. Toulongeon mag leben oder sterben, ohne daß es mich kümmert, und Miß Hamilton wird mit dem Chevalier Grammont Séméat besitzen zur Entschädigung für die Herzöge von Norfolk und Richmond. Nun, hast du etwas gegen den Plan einzuwenden? Denn ich wette hundert Louisd'or, es wird geschehen, wie ich sage."

Zu jener Zeit ward die Gunst, in der Miß Stewart stand, so offenkundig, daß es nur einiger Gewandtheit in ihrem Benehmen bedurfte, und sie hätte des Königs Kopf ebenso beherrscht, wie sie sein Herz besaß. Für gewandte, ehrgeizige Männer war die Gelegenheit lockend. Der Herzog von Buckingham strebte danach, sie zu leiten, um durch sie den Geist des Königs zu lenken. Doch welch' ein seltsamer Führer und was für ein Kopf, um andre zu zügeln! Er war indeß unter allen am meisten geeignet, sich bei einem Wesen, wie Miß Stewart, einzuschmeicheln; sie besaß eine so kindische Laune, daß sie über alles lachen mußte, ihr harmloser Sinn er-

götzte sich an den einfachsten Schwänken mit einer Lebendigkeit, die nur dem Alter von zwölf bis dreizehn Jahren gestattet scheint. Die Puppen ausgenommen war sie ganz Kind, Blindekuh war ihre größte Freude; sie baute Kartenhäuser, während bei ihr das höchste Spiel statt fand und oft sah man die eifrigsten Höflinge ihr dabei helfen oder sie überbieten.

Sie hatte Sinn für Musik und einigen Geschmack im Gesange. Der Herzog von Buckingham verstand die schönsten Kartengebäude aufzustellen und sang sehr hübsch; das Bekritteln andrer war ihr nicht zuwider und der Herzog war darin Meister, er schrieb Possen, erfand Feenmärchen, für die sie schwärmte. Aber sein Haupttalent war, die lächerlichen Seiten und die Redeweise der Leute aufzufassen und sie in deren Gegenwart, ohne daß sie es bemerkten, nachzumachen. Kurz, er wußte alle Rollen mit vieler Anmuth und Munterkeit zu spielen, man hätte, sobald er nur irgend gefallen wollte, ohne ihn nicht leben mögen. Für die Unterhaltung der Miß Stewart war er so unentbehrlich geworden, daß sie ihn häufig, wenn er nicht in der Begleitung des Königs bei ihr erschien, überall aufsuchen ließ.

Er war sehr schön und hielt sich noch für weit schöner, als er war. Bei vielem Geist verführte ihn doch seine Eitelkeit, Aufmerksamkeiten, die nur seinen Schwänken und seinem Geplauder galten, auf seine Person zu deuten. Durch Selbstüberhebung ließ er sich zum Aufgeben früherer Plane und der portugiesischen Mätresse bewegen, und er trachtete nach einer Gunst, über deren Wesen er sich täuschte. Sobald er bei Miß Stewart eine ernste Rolle spielen wollte, wurde er so entschieden zurückgewiesen, daß er seine Absichten schleunigst aufgab. Es läßt sich indeß sagen, daß der vertraute Umgang mit dem König, den sie veranlaßte, ihm den Weg zu seiner spätern hohen Gunst bahnte.

Lord Arlington wollte das von Buckingham aufgegebene System, durch den Einfluß der Favoritin den Fürsten zu beherrschen,

seinerseits versuchen. Die hohe Glücksstufe, die dieser Staatsmann bereits erstiegen, hätte indeß wohl einen Mann von größerem Werth und edlerer Geburt, als ihn, zufrieden stellen können. Seine ersten Staatsdienste hatte er zur Zeit des Pyrenäen-Vertrages geleistet, und obwohl er dabei im Interesse seines Herrn keinen Erfolg herbeigeführt, so hatte er doch die Zeit nicht ganz verloren; denn es war ihm gelungen, in seinem Aeußern ganz der Spanier Würde und Gravität anzunehmen und bei Unterhandlungen ahmte er deren Langsamkeit vollkommen nach. Er hatte eine Narbe quer über die Nase und bedeckte sie mit einem lang zugeschnittenen Pflaster.

Verwundungen im Gesicht pflegen ein kühnes, kriegerisches Ansehen zu geben, welches nicht übel kleidet. Bei ihm war das nicht der Fall; dies auffallende Pflaster stimmte sehr gut zu seiner geheimnißvollen Miene und verlieh ihm einen Anstrich von Wichtigkeit und Pedanterie.

Unter dem Schutz dieses strenge Thätigkeit und undurchdringliche Geheimnißkrämerei andeutenden Aeußern gab sich der Lord für einen großen Staatsmann aus und da man nicht Zeit hatte, ihn zu prüfen, so glaubte man ihm auf's Wort und er ward kraft seiner Miene zum Staatsminister ernannt.

Ehrgeizig und durch diese Würde unbefriedigt versah er sich mit mehreren schönen Maximen und geschichtlichen Beispielen und verschaffte sich bei Miß Stewart Audienz. Indem er seine Weisheit entwickelte, bot er ihr seine ganz ergebenen Dienste und wohlüberdachten Rathschläge an, und wollte ihr zeigen, wie sie sich auf dem vom Himmel und durch eigene Trefflichkeit ihr angewiesenen Posten zu benehmen habe. Doch er war erst am Eingang seiner Rede, als ihr einfiel, er sei ein Hauptheld unter den vom Herzog von Buckingham komisch dargestellten Personen. Da nun seine Erscheinung und Rede Zug für Zug das Zerrbild vergegenwärtigten, so konnte sie nicht anders, sie mußte ihm mit lautem, vergeblich bekämpften Lachen ins Gesicht platzen.

Der Minister war außer sich; sein Stolz war seiner hohen Stellung entsprechend und sein überspannter Ehrgeiz verdiente jeden Spott. Er ging heftig mit allen schönen Rathschlägen in der Tasche ab, fast entschlossen, sie der Lady Castlemaine zuzuwenden und sich mit ihrem Interesse zu verbinden, oder endlich gar die Hofparthei ganz aufzugeben und im Parlament gegen die schreienden Staatsübel, mit dem Antrage auf ein Gesetz zur Unterdrückung der königlichen Mätressen, aufzutreten. Allein seine Klugheit siegte über die Rachsucht, und zuletzt nur darauf bedacht, die herrlichen Gaben des Glücks zu genießen, ließ er sich eine Frau aus Holland kommen und krönte damit seine Seligkeit.

Zur Durchführung der vom Herzog von Buckingham und Lord Arlington nicht erreichten Absicht war unter allen Hofleuten Hamilton am meisten geeignet. Er nahm die Idee auf; aber sein natürlicher Wankelmuth kam in die Quere und ließ ihn den trefflichen Plan aufgeben; er lief nämlich umsonst den Lockungen nach, die Lady Chesterfield ihm bereitete.

Dies war eine der lieblichsten Frauen, die sich nur denken läßt. Wenn auch nicht groß, hatte sie doch den reizendsten Wuchs. Sie war blond und von blendender Weiße mit dem ganzen Feuer und Reiz einer Brünette. Aus großen blauen Augen strahlten ihre verführerischen Blicke. Ihre Bewegungen waren anziehend, ihr Geist munter und einnehmend; aber ihr der Liebe stets offenes Herz hatte für Treue wenig Sinn, für Aufrichtigkeit kein zartes Gewissen. Sie war des Herzogs von Ormond Tochter, Hamilton ihr Vetter. — Ungehindert sahen sie sich, so oft sie wollten; sobald ihre Augen ihm aber einmal ein kleines Wort gesagt, strebte er nach nichts, als ihr zu gefallen, und dachte nicht an ihren Wankelsinn oder an Schwierigkeiten irgend einer Art. Wie wir sagten, war bei ihm die Absicht, sich in Miß Stewarts Vertrauen zu befestigen, vergessen; aber diese kam bald in eine Stellung, die alle ihr zugedachten schönen Lehren ganz entbehrlich machte. Sie hatte alles gethan, die

empfand. Sie wissen, daß er Ihnen seit langer Zeit seine Verwendung beim Könige von Frankreich anträgt; was mich anbelangt, so wäre Ihnen mein Beistand zu diesem Zweck gesichert, wenn ich Sie nicht durch Ihre Aussöhnung mit jenem Hofe zu verlieren fürchtete; doch Dank sei es Miß Hamilton, Sie würden damit nicht eilen. Unterdeß habe ich von meinem Herrn Befehl, Ihnen zu sagen, daß bis zu Ihrer Begnadigung Seitens Ihres Monarchen, Ihnen von unserm König eine Pension von 1500 Jakobsthalern ausgesetzt ist. Für die Rolle, die der Chevalier Grammont bei uns spielt, ist das sehr wenig, doch," — setzte er ihn umarmend hinzu, — „es wird ihm helfen, uns zu Nacht zu bewirthen."

Wie es sich gebührte, nahm der Chevalier eine Gnade auf, die er nicht benutzen zu dürfen glaubte. „Ich erkenne", sagte er, „des Königs ganze Huld in diesem Anerbieten, aber noch mehr den edlen Charakter von Mylord Falmouth und ich bitte, Seiner Majestät meine volle Dankbarkeit auszudrücken. Wenn es meinem Königlichen Herrn gefällt, mich zurückzurufen, wird er es mir an nichts fehlen lassen. Bis dahin will ich Ihnen zeigen, womit ich Ihren Herren Landsleuten einige Mahlzeiten zu geben denke." Bei diesen Worten ließ er seine Geldkiste bringen und zeigte ihm sieben bis acht Tausend Guineen vom schönsten Golde.

Da Lord Falmouth das Ausschlagen eines so vortheilhaften Anerbietens dem Chevalier Grammont zu Gute kommen lassen wollet, so theilte er diesen Zug dem Herrn von Comminge, damals französischem Botschafter in England, mit, und dieser ermangelte nicht, bei seinem Hofe das Verdienstliche der Handlung geltend zu machen.

Wie bekannt, ist Hyde-Park der Spazierort für London. In der milden Jahrszeit ist derselbe sehr belebt; es ist der Sammelplatz des Luxus und der Schönheit. Alles, was brillante Wagen oder hübsche Augen hatte, drängte sich dahin, und der König mißfiel sich dort nicht.

Da die Carossen mit Glasfenstern noch nicht lange im Gebrauch waren, so verstanden die Damen sich nur ungern zu diesem Einschließen im Freien. Sie zogen den Genuß, fast ganz gesehen zu werden, der Bequemlichkeit der Modewagen weit vor. Die für den König angefertigte Kutsche sah nicht besonders aus. Da der Chevalier Grammont meinte, man könne etwas Elegantes herstellen, wenn man die alte Mode mit der neuen geschmackvoll verbände, so schickte er Termes mit den nöthigen Weisungen heimlich ab. Auch von diesem Auftrage ward der Herzog von Guise in Kenntniß gesetzt und nach Ablauf eines Monats brachte der Kurier, der sich diesmal, Gott sei Dank, vor dem Triebsand in Acht genommen, die geschmackvollste und prächtigste Kutsche nach England.

Der Chevalier Grammont hatte befohlen, 1500 Louisd'or anzuwenden und der Herzog von Guise, sein Freund, ließ aus Artigkeit 2000 darauf gehen. Der ganze Hof bewunderte das prachtvolle Geschenk und der König, über die Aufmerksamkeit für seine Person entzückt, dankte ihm gnädigst; doch wollte er ein so werthvolles Andenken nur unter der Bedingung eines Gegengeschenks annehmen.

Die Königin glaubte, dieses prächtige Gebäude könne ihr Glück bringen, und wollte sich deshalb mit der Herzogin von York zuerst darin zeigen. Lady Castlemaine, die sie fahren sah, stellte sich vor, man müsse in dieser Carosse schöner aussehn wie in einer andern, und bat den König, ihr den Wunderwagen zu leihen, um damit am ersten schönen Tage in Hyde-Park zu glänzen. Miß Stewart hatte denselben Wunsch und verlangte ihn für den nämlichen Tag. Da es nun kein Mittel gab, zwischen zwei Göttinnen zu entscheiden, deren frühere Freundschaft sich in Todhaß gewandelt hatte, so war der König in großer Verlegenheit; denn jede wollte durchaus die erste sein.

Lady Castlemaine war guter Hoffnung und drohte vor der Zeit niederzukommen, wenn ihre Nebenbuhlerin den Vorzug erhielte. Miß

Stewart betheuerte, sie werde sich nie in jenen Zustand versetzen lassen, wenn man sie hintanstelle. Die letzte Drohung trug über die erste den Sieg davon und die Wuth der Castlemaine war so groß, daß sie fast Wort gehalten hätte; auch behauptete man, der Triumph habe der Rivalin ein wenig von ihrer Unschuld gekostet.

Da die Königin-Mutter, obwohl selbst keine Streitigkeiten veranlassend, diese doch bei andern nicht ungern sah, so ergötzte sie ihrer Sitte gemäß sich an dem Vorfall weidlich. Sie ergriff die Gelegenheit, dem Chevalier Grammont scherzend Vorwürfe darüber zu machen, daß er den Zankapfel zwischen zwei solche Nebenbuhlerinnen geworfen. In Gegenwart des ganzen Hofes verfehlte sie nicht, ihm über sein herrliches Geschenk Lobsprüche zu ertheilen. „Aber wie kommt es", sprach sie, „daß Sie hier keine Equipage haben, da Sie doch so großen Aufwand machen? Man behauptet, Sie hätten nicht einen Lakaien und ließen sich von einem jener Straßenjungen leuchten, die mit ihren Kienfackeln die ganze Stadt verpesten." — „Majestät", sagte Grammont, „ich liebe den Pomp nicht. Mein Fackelträger, dessen Sie erwähnen, ist meinem Dienst treu ergeben und außerdem einer der Tapfern dieser Erde. Ihro Majestät kennt vielleicht das Völkchen der Leuchtjungen nicht. Es ist eine treffliche Brüderschaft. Nachts kann man keinen Schritt machen, so kommt ihrer ein Dutzend angerannt. Als ich zuerst ihre Bekanntschaft machte, behielt ich alle, die mir ihre Dienste anboten; vor Whitehall angelangt, hatte ich deren zweihundert um meine Sänfte. Das Schauspiel war neu; die Vorübergehenden fragten bei der Illumination, was das für ein Leichenbegängniß sei. Die Herren Fackelträger geriethen über einige Dutzend Schilling, die ich hinwarf, in Streit, und da der von Ihrer Majestät Erwähnte ganz allein drei oder vier andre geschlagen hatte, so behielt ich ihn um seiner Tapferkeit willen. Nein, gnädige Frau, ich halte nichts von dem Gepränge der Carossen und Lakaien. Ohne je einen Livreediener zu besitzen, hatte ich oft fünf bis sechs Bediente, außer meinem

Almosenier Poussatin." „Wie", rief die Königin, in Lachen ausbrechend, „ein Almosenier, der Ihre Farben trug! Es war doch wohl kein Geistlicher?" — „Verzeihung, gnädige Frau", sprach er, „und zwar der erste Priester von der Welt durch sein Geschick im baskischen Tanz." — „Chevalier", sagte der König, „ich befehle, daß Sie uns sogleich die Geschichte vom Almosenier Poussatin erzählen."

Siebentes Kapitel.

Bericht über die Belagerung von Lerida. Der Almosenier Poussatin. Die beiden Russell. — Lord und Lady Chesterfield.

„Sire“, so begann er, „der Prinz Condé belagerte Lerida. Die Festung war nicht der Rede werth, aber Don Gregorio Price war dagegen keine Null. Er war ein Spanier von altem Schrot und Korn, tapfer wie der Cid, stolz wie alle Gusmans zusammengenommen und galanter als sämmtliche Abencerragen von Granada. Unsre ersten Angriffe auf seine Stadt ließ er geschehen, ohne das geringste Lebenszeichen zu geben. Des Marschall Grammont Ansicht: wenn ein Gouverneur gleich Anfangs großen Lärm macht und seine Vorstädte der Vertheidigung wegen abbrennt, so leistet er gewöhnlich nur schwachen Widerstand, — ergab für uns aus der Artigkeit des Don Gregorio Brice keinen allzu günstigen Schluß; allein stolz auf seine Siege von Rocroi, Nördlingen und Freiburg ließ der Prinz, um die Festung und den Kommandanten zu verspotten, bei hellem Tage durch sein Regiment die erste Tranchée aufführen und zwar unter Musik von vierundzwanzig Geigern, als ginge es zu einer Hochzeit.

Wie die Nacht kam, machten wir uns lustig, unsre Violinen spielten zärtliche Melodieen und es wurde brav gespeis't und gezecht. Dem Gouverneur und seiner Festung wurden der Himmel weiß was für Witzraketen zugeschickt und wir versprachen uns, beide in vierundzwanzig Stunden zu haben. So ging es in der Tranchée zu, als wir von der Festungsbrüstung einen Ruf von schlimmer Vorbedeutung zwei- oder dreimal wiederholen hörten: „Achtung da

auf dem Wall!!" Auf dies Geschrei folgte eine Kanonensalve und Gewehrfeuer und ein solcher Ausfall, daß unsre Tranchée zugefüllt und wir auf unsre Haupt=Garde zurückgeworfen wurden.

Tags darauf sandte Gregorio Brice dem Herrn Prinzen durch einen Trompeter Eis und Früchte und ließ Seine Hoheit ergebenst bitten, ihn zu entschuldigen, daß er keine Geigen habe um die ihm gnädigst gebrachte Serenade zu erwiedern; wenn indeß seine Musik von vergangener Nacht Beifall gefunden, so würde er sich bemühen sie so lange fortzusetzen, als Sr. Hoheit geruhen würden, vor seinem Platze zu bleiben. Der Henker hielt uns Wort und so oft wir rufen hörten: „Achtung, auf dem Wall!", so konnten wir immer einen Ausbruch von Salven erwarten, der unsre Arbeiten zerstörte und unsre besten Soldaten und Offiziere hinraffte. Der Prinz war darüber so aufgebracht, daß er gegen den Rath der Generale eine Belagerung hartnäckig fortsetzte, welche sein Heer fast aufrieb und die er endlich dennoch plötzlich abbrechen mußte.

Weit entfernt bei dem Rückzuge unsrer Truppen die bei solcher Wendung den Festungs=Kommandanten sonst eigene triumphirende Miene anzunehmen, sandte Don Gregorio statt eines Ausfalles dem Prinzen nur ein Compliment voller Achtung. Einige Zeit darauf ging der Sennor Brice nach Madrid, um über sein Benehmen Rechnung abzulegen und seinen Lohn zu empfangen. Ihre Majestät sind vielleicht auf die Behandlung gespannt, die dem kleinen Spanier nach der glänzendsten Waffenthat seiner Nation in diesem ganzen Kriege widerfuhr: man stellte ihn vor die Inquisition. „Wie!" — sagte die Königin=Mutter, „vor die Inquisition wegen seiner Dienste!" „Nicht gerade *wegen* seiner Dienste", sagte der Chevalier, „aber ohne *Rücksicht* auf seine Dienste behandelte man ihn, wie ich gemeldet, und zwar wegen eines kleinen galanten Streiches, den ich dem Könige gelegentlich näher mittheilen will."

„Nach solchem Ausgange unseres Catalonischen Feldzuges", fuhr er fort, „kamen wir nur dürftig mit Lorbeeren bedeckt zurück. Da

aber der Prinz bei andern Kämpfen hinlänglichen Vorrath davon gesammelt hatte und große Pläne im Schilde führte, so vergaß er den kleinen Unfall bald. Während des Marsches trieben wir nur Tollheiten und der Prinz war der erste, der uns über seine Belagerung auf den Zug brachte. Wir machten selbst einige von jenen bekannten Lerida-Spottliedern, damit andre nicht schlimmere Satyren anstimmten. Doch half uns das wenig; vergebens behandelten wir uns schonungslos in Versen, in Paris geißelte man uns noch ärger in Reimen und in Prosa.

Endlich kamen wir an einem Feiertage in Perpignan an. Eine Truppe von Cataloniern, die auf der Straße tanzte, kam unter die Fenster des Prinzen um ihm zu huldigen. Mit einer kleinen schwarzen Kutte bedeckt sprang Monsieur Poussatin mitten unter diesem Haufen, wie ein Besessener. An seinen Sätzen und Sprüngen erkannte ich sogleich unsre Nationalität. Der Prinz war von seiner Gewandtheit und Leichtigkeit entzückt.

Nach dem Tanz ließ ich ihn kommen und fragte ihn, was er wäre. „Ein unwürdiger Priester", sagte er, „Ihnen zu dienen, gnädiger Herr. Ich ging nach Catalonien, um in der Infanterie als Almosenier zu dienen; denn, Gott sei Dank, ich bin gut zu Fuße; da aber der Krieg glücklich beendet ist und wenn es Ew. Hoheit gefiele, mich in Ihren Dienst zu nehmen, so würde ich Ihnen überall folgen und treu dienen." „Monsieur Poussatin", erwiederte ich, „meine Hoheit bedarf keines Almoseniers; da ihr aber so guten Willens seid, will ich euch gern in meine Dienste nehmen."

Der Prinz, zugegen bei diesem Gespräch, war entzückt, mich mit einem Almosenier versehen zu wissen. Da der arme Poussatin sehr abgerissen aussah und ich in Perpignan keine Zeit hatte, ihn einzukleiden, so ließ ich ihn den beim Gepäck befindlichen Leibrock von einem Lakaien des Marschalls Grammont anziehen und ihn auf die Carosse des Prinzen hinten aufsteigen, — während Sr.

Hoheit immer vor Lachen bersten wollte, sobald er die nicht sehr orthodoxe Erscheinung des kleinen Poussatin in gelber Livree erblickte.

Sobald wir in Paris angelangt waren, erzählte man den Fall der Königin; sie war darüber zunächst ein wenig betroffen. Doch hielt sie das nicht ab, meinen Almosenier tanzen zu sehen; in Spanien ist es nicht so unerhört, einen Geistlichen beim Tanze, als ihn in Livree zu finden.

Poussatin that vor der Königin Wunder; da aber seine Bewegung etwas zu lebhaft war, so konnte die Fürstin den Geruch, welchen seine Ausdünstung im Kabinet verbreitete, nicht aushalten. Die Damen baten um Schonung. Alle ihre Wohlgerüche und Essenzen würden durch diese Atmosphäre aus dem Felde geschlagen worden sein. Nichtsdestoweniger trug Poussatin viel Lobsprüche und einige Louisd'or davon.

Nach Verlauf einiger Zeit erhielt ich für meinen Almosenier eine kleine Landpfarre und habe gehört, Poussatin soll in seinem Dorfe mit eben solcher Leichtigkeit predigen, als er auf den Hochzeiten seiner Pfarrtöchter tanze.

Die Erzählung ergötzte den König sehr und die Königin fand es nicht mehr ganz so übel, daß man Poussatin in Livree gesteckt habe. Weit unzufriedener war sie mit der Behandlung von Don Gregorio Brice. Da sie nun den spanischen Hof wegen dieser Härte gerechtfertigt sehn wollte, fragte sie: „Chevalier, was für eine Ketzerei wollte der Gouverneur im Staate einführen, welches Verbrechen gegen die Religion war er angeklagt, daß man ihn vor die Inquisition stellte?“ — „Gnädige Frau“, entgegnete Grammont, „die Geschichte ist nicht ganz geeignet, sie vor Ihro Majestät zu erwähnen. Es war eine kleine Liebesbezeugung, allerdings am unrechten Orte angebracht. Der arme Brice hatte gar keine böse Absicht. Im strengsten Collegium von Frankreich würde er die Geißel nicht verdient haben, da er doch nur einer kleinen Spanierin, die bei

feierlicher Gelegenheit ihre Augen auf ihn richtete, einen Beweis von Zärtlichkeit gab.

Der König verlangte einen genauen Bericht und der Chevalier befriedigte des Fürsten Neugier, als die Königin und der Hof sich entfernt hatten. Es war ein Genuß, ihn sprechen zu hören, aber wehe dem, der durch spöttisches Wesen oder als Nebenbuhler unter seine Hände gerieth. Am Hofe von England gab es damals allerdings nur Wenige, die seinen Zorn auf sich luden. Russell allein war von Zeit zu Zeit seine Zielscheibe, und auch ihn behandelte er im Vergleich zu dem, was er sonst gegen Rivale zu thun pflegte, sehr mild.

Dieser Russell war einer der unermüdlichsten Tänzer von England, das heißt bei den Contretänzen. Er besaß in Tabellen eine Sammlung von zwei bis dreihundert Touren, die er alle mit dem Hefte in der Hand tanzte, und um zu zeigen, er sei noch nicht alt, sprang er mitunter, bis ihm der Athem verging. Sein Tanz glich seiner Tracht, beide waren zwanzig Jahre aus der Mode.

Der Chevalier Grammont bemerkte ganz gut, daß der Lord verliebt war, aber wenn er ihn deshalb auch um so komischer fand, so flößte ihm doch die bekannt gewordene Absicht desselben, um Miß Hamilton zu werben, Besorgniß ein; allein er ward von dieser Unruhe bald befreit.

Auf dem Punkt, eine Reise anzutreten, hielt es Russell für Pflicht, die Dame von seinen Absichten in Kenntniß zu setzen. Bei den Zusammenkünften, die man mit ihr wünschte, war der Chevalier ein bedeutendes Hinderniß; eines Tags indeß, als er bei Lady Castlemaine zum Spiel geladen war, fand Russell eine günstige Stunde, und indem er sich mit einer bei solchen Gelegenheiten ungewöhnlich sicheren Miene an Miß Hamilton wandte, machte er seine Erklärung folgendergestalt: „Ich bin Bruder des Grafen von Bedford und Chef des Garde-Regiments; ich besitze dreitausend Jakobsthaler Einkommen und funfzehntausend baar. Ich komme, mein Fräulein,

sie Ihnen mit meiner Hand anzubieten. Ich gebe zu, das Eine ist ohne das Andre nicht von Bedeutung, deswegen stellte ich Beides zusammen. Man hat mir gerathen, nach dem Bade zu reisen, wegen eines kleinen Brusthustens, der wahrscheinlich nicht lange mehr dauern wird, da ich ihn schon über zwanzig Jahre habe. Wenn Sie mich des Glückes, Ihnen anzugehören, für würdig halten, so werde ich bei Ihrem Herrn Vater Schritte thun, die ich, ohne Ihre Meinung zu kennen, nicht einschlagen durfte. Mein Neffe William weiß noch nichts von meiner Absicht; aber wenn er auch dadurch die Aussicht auf eine bedeutende Erbschaft verliert, so glaube ich doch, er wird nicht unzufrieden sein; denn er liebt mich sehr und seitdem er bemerkt, daß ich Sie liebe, ist auch er Ihnen sehr zugethan. Ich bin mit seiner Aufmerksamkeit für Ihre Person sehr zufrieden, weil er bei dieser Kokette, der Middleton, nur Geld verschwendete, statt daß er nun im besten Kreise von ganz England keinen Pfennig ausgiebt.

Während dieser Anrede hatte Miß Hamilton Mühe gehabt, ihr Lachen zu bergen; sie versicherte ihn indeß, sie fühle sich durch sein Vertrauen sehr geehrt, um so mehr, da er die Güte gehabt, sie vor ihren Eltern zu befragen. „Bei Ihrer Rückkehr aus dem Bade wird es noch immer Zeit sein, mit ihnen zu sprechen“, sagte sie; „denn ich sehe keine Wahrscheinlichkeit, daß sie vorher über mich verfügen werden. Sollte man mich jedoch drängen, so ist auf alle Fälle Ihr Neffe William da, um Sie zu benachrichtigen. Sie können also immer abreisen; aber hüten Sie Sich wohl, durch übereilte Rückkunft Ihre Gesundheit zu gefährden.“

Der Chevalier Grammont erfuhr die ganze Unterredung und sie ergötzte ihn, doch nur mäßig; denn in der Erklärung steckten gewisse Punkte, die ihn trotz der andern Lächerlichkeiten nachdenklich machten. Mit der Abreise war er zufrieden. Er nahm eine heitere Stimmung an und ging zum König, um ihm die glückliche Entfernung eines so gefährlichen Mitbewerbers zu berichten.

„Er ist also fort, Chevalier? „sagte der Fürst. — „Im Ernst, Sire, ich selbst habe die Ehre gehabt, ihn in einen Reisewagen steigen zu sehen mit seinem Asthma und seiner Ausrüstung für das Land, die kleine Perücke mit blaßbraunem Rande sauber zusammengebunden, und den Amphibien-Hut mit wachsleinenem Ueberzuge auf dem Kopfe, was ihm trefflich steht. So habe ich also nur noch mit William Russell zu thun, den er bei Miß Hamilton zurückläßt; diesen fürchte ich weder an sich noch als Vertreter seines Onkels. Um das Interesse eines Andern mit Eifer wahrzunehmen, ist er selbst zu verliebt und da er, um sich persönlich geltend zu machen, nur einen Weg hat, nämlich, daß er das Bild oder einige Briefe der Middleton opfert, so bin ich wahrlich im Stande, mit dieser Art von Liebespfändern ihm nicht nachzustehn. Doch sie kosteten mich viel, ich gestehe es."

„Da Ihre Angelegenheiten mit den beiden Russell so gut gehn", sprach der König, „so will ich Ihnen auch das Zurücktreten eines andern Nebenbuhlers melden, der weit gefährlicher für Sie sein würde, wäre er nicht schon vermählt. Mein Bruder, der Herzog von York hat sich neuerdings in Lady Chesterfield verliebt." — „Wie viel Glück auf einmal!" rief der Chevalier aus; „für diesen Abfall weiß ich dem Herzog so viel Dank, daß ich ihm gern bei der neuen Geliebten meine Dienste anbieten würde, wenn nicht Hamilton sein Rival wäre. Ew. Majestät werden es nicht unbillig finden, daß ich den Bruder meiner Dame gegen den Ihrigen unterstütze." — „Doch", sagte der König, „ist Hamilton bei diesem Verhältniß nicht so sehr des Beistands bedürftig, als der Herzog von York; denn wie ich Lord Chesterfield's Charakter kenne, wird er es nicht ganz so ruhig, wie der gute Shrewsbury, mit ansehen, daß man sich um seine Frau schlägt, wenn er auch ziemlich dasselbe Schicksal verdienen mag."

Lord Chesterfield hatte folgende Züge. Er besaß ein einnehmendes Gesicht, einen sehr schönen Kopf, einen unbedeutenden Wuchs

und nichts Imponirendes in der ganzen Erscheinung. Er war nicht ohne Geist. Durch längeren Aufenthalt in Italien war ihm im Umgang mit Männern Etikette und Mißtrauen im Verkehr mit Frauen eigen geworden. Lady Castlemaine hatte ihn sehr geliebt; das Gerücht sagte, er habe vor ihrer Vermälung ihre Gunst genossen und da keiner von beiden es in Abrede stellte, so glaubte man es nur zu leicht.

Noch den Kopf von seiner ersten Liebe erfüllt, hatte er um des Herzogs von Ormond älteste Tochter geworben. Des Königs Neigung zur Lady Castlemaine und die dem Lord durch jene Verbindung eröffnete Aussicht trieben ihn, seine Werbung mit einem Eifer zu verfolgen, als liebte er im Ernst. Er hatte Lady Chesterfield somit eigentlich ohne Liebe geheirathet und lebte mit ihr einige Zeit in so kaltem Verhältniß, daß sie an seiner Gleichgültigkeit nicht zweifeln konnte. Gegen Nichtachtung war sie sehr empfindlich; anfangs betrübt, wurde sie später aufgebracht und gerade, als ihr Gemal anfing, ihr Liebe zu beweisen, hatte sie die Genugthuung, ihm zu zeigen, daß sie sich aus ihm nichts mache.

In dieser gegenseitigen Stimmung waren beide, als es ihr einfiel, Hamilton, wie sie es früher mit ihrem Gemal gemacht, den letzten Banden, die ihn an Lady Castlemaine knüpften, zu entreißen. Es ward ihr nicht schwer. Das Verhältniß zur Gräfin war drückend durch ihre Unarten, ihren unzeitigen Hochmuth und durch beständige Grillen und Launen. Die Chesterfield dagegen verstand es, ihre körperlichen Reize mit allem zu schmücken, was nur der Geist einer Frau, die gefallen will, Verführerisches bieten kann. Sie war überdies durch äußre Umstände so gestellt, daß sie ihm eher, wie jedem andern entgegenkommen konnte. Sie wohnte in Whitehall bei dem Herzog von Ormond, ihrem Vater. Wie schon gesagt, hatte Hamilton dort zu jeder Stunde Zutritt.

Die völlige Kälte oder vielmehr Abneigung, die sie der neu erwachten Liebe ihres Gemals entgegensetzte, weckten in diesem seinen

natürlichen Hang zum Argwohn. Er meinte, ohne den verborgenen Grund irgend einer neuen Neigung habe sie nicht plötzlich von Theilnahme zur Gleichgültigkeit gegen ihn übergehen können und nach den Grundsätzen der Eifersucht stellte er unversehens seine ganze Erfahrung und Gewandtheit zur Entdeckung eines Gegenstandes auf die Hut, der nur seine Ruhe stören sollte.

Hamilton kannte ihn und war seinerseits vorsichtig, und je weiter seine Sache fortschritt, desto eifriger war er bemüht, bei jenem auch den leisesten Verdacht einzuschläfern. Er machte ihm scheinbar die offensten Bekenntnisse von der Welt über seine Liebe zur Castlemaine, beklagte sich über ihre Heftigkeit und bat ihn auf den Knieen um seinen Rath, wie man es anfangen müsse, einem Wesen zu gefallen, dessen wahre Neigung er, der Lord, allein besessen habe.

Aufrichtiger, als man seinen Schutz verlangte, versprach — durch diese Reden geschmeichelt — Chesterfield seine Hülfe. Hamilton war also nur noch hinsichtlich der Lady Chesterfield in Unruhe, weil ihre Gunst für ihn sich etwas zu offen zeigte. Während er nun aber sorgsam bemüht war, ihre Leidenschaft für ihn selbst im Zaum zu halten und sie zu beschwören, ihre Blicke zu zügeln, gestattete sie dem Aeugeln des Herzogs von York Zugang und was schlimmer war, sie erwiederte es freundlichst.

Er bemerkte es natürlich so gut, wie Jedermann; aber er glaubte auch, er *täusche* sich, wie alle Welt sich täusche. Wie war es möglich, den Augen zu trauen bei dem, was der Chesterfield Blicke diesem neuen Rivalen sagten! Es schien ihm nicht wahrscheinlich, daß ein Geist, wie der ihre, an einem Benehmen wirklich Geschmack finden könne, über das sie sich unter vier Augen tausendmal lustig gemacht; — was ihm aber noch weniger möglich schien, war ihr Eingehen auf ein neues Verhältniß, ehe sie den ihm gemachten Hoffnungen durch den letzten Schritt entsprochen hatte.

Doch nahm er sich vor, sie näher zu beobachten und nach allem, was er entdeckte, gewann er die Ueberzeugung, sie habe, wenn sie

ihn noch nicht betrüge, dazu doch große Lust. Er erlaubte sich, ihr darüber ein Paar Worte zu sagen; doch sie nahm einen entrüsteten Ton an und behandelte ihn so sehr als Gespensterseher, daß er, ohne überzeugt zu sein, wenigstens irre ward. Die einzige Genugthuung, die sie ihm gab, war die stolze Aeußerung: er verdiene, daß so thörichte Vorwürfe ernstlich begründet wären.

Lord Chesterfield war von gleicher Besorgniß geplagt; kein Zweifel mehr: er hatte den begünstigten Anbeter nach den angestellten Beobachtungen entdeckt, und da das Herz seiner Frau ihm einmal verloren war, so blieb er still; ohne sie mit nutzlosen Vorwürfen zu quälen, nahm er sich vor, sie zu ertappen und dann seinen Weg einzuschlagen.

Wie soll man aber Lady Chesterfield's Verfahren verstehen, wenn man es nicht jener Krankheit der gefallsüchtigen Frauen zuschreibt, die, aus Liebe zum Aufsehen Alles anwenden, um einer andern eine Eroberung zu entziehen und sie festzuhalten?

Doch bevor wir in das Einzelne dieses Abenteuers eingehen, wollen wir einen Blick auf die galanten Erlebnisse Seiner Hoheit des Herzogs vor der Anerkennung seiner Ehe werfen, wie auf das, was unmittelbar dazu führte. Es ist erlaubt, sich von dem Faden der Erzählung ein wenig zu entfernen, wenn wahre, ziemlich unbekannte Ereignisse dem Bericht den Werth der Mannichfaltigkeit verleihen. Wir wollen sehen, was daraus wird.

Achtes Kapitel.

Anschuldigungen gegen die Herzogin v. York. — Lady Carnegy. — Lord und Lady Robarts. — Miß Brook. — Denham. — Die Guitarre. — Enthüllung.

Bei des Herzogs von York Vermälung mit der Tochter des Lordkanzlers hatte keiner der Umstände gefehlt, welche Verbindungen dieser Art in den Augen des Himmels gültig machen. Beiderseitige Einwilligung, gehörige Ceremonie, Anwesenheit von Zeugen und — der wesentliche Punkt des Sakraments hatten stattgefunden.

Wenn die Gemalin auch nicht vollkommen schön war, so gab es am holländischen Hofe doch nichts Besseres und der Herzog von York, weit entfernt, seinen Schritt zu bereuen, schien in den Flitterwochen der Ehe nur die Wiederherstellung des Königthums zu wünschen, um seine Verbindung öffentlich zu erklären. Als er sich aber wirklich im Besitz einer dem Throne so nahen Stellung sah, als Miß Hyde's Reize für ihn nicht mehr den Zauber der Neuheit hatten und England, an Schönheiten so reich, am Hofe seines Bruders die auserlesensten Frauen zeigte, da überlegte er, er sei doch das einzige Beispiel eines Fürsten, der von der höchsten Stufe so tief herabgestiegen sei. Von einer Seite erschien ihm diese Ehe als gänzlich unpassend in jeder Beziehung. Er entsann sich, wie Jermyn ihn nur zu dem Verhältniß mit Miß Hyde gebracht habe, nachdem dieser selbst durch einige kleine Schritte das Terrain geebnet. Er betrachtete seine Ehe wie einen Eingriff in die Achtung und den Gehorsam, die er dem König schulde. Die Entrüstung, welche der Hof und das Land empfinden würden, stellte sich ihm neben der Un=

möglichkeit dar, die Einwilligung des Königs zu einer Sache zu erhalten, welche der Monarch ihm nothgedrungen verweigern müsse. Von der andern Seite zeigten sich die Thränen und die Verzweiflung der armen Hyde und mehr noch die Mahnungen eines Gewissens, das ihn mit Skrupeln immerdar peinigte.

Bei diesem Hin- und Herschwanken eröffnete er sich dem Lord Falmouth und zog ihn über die zu ergreifende Parthei zu Rathe. In seinem Interesse konnte er sich an keinen bess'ren, für Miß Hyde's Wohl aber an keinen schlimmeren Rathgeber wenden. Falmouth behauptete ihm gegenüber nicht bloß, daß er gar nicht vermält wäre, sondern auch, er könnte unmöglich im Ernst daran denken; eine Ehe sei für ihn, selbst, wenn sie sonst ganz passend wäre, durchaus ungültig ohne die formelle Einwilligung des Monarchen; aber die Tochter eines bloßen Rechtsgelehrten dazu zu wählen, sei ein wahres Possenspiel, es wäre freilich ein Advokat, den des Königs Gunst ohne Geburtsadel zum Pair des Reichs und ohne Beruf zum Lordkanzler erhoben. Was seine Skrupel anlange, so brauche er nur Leute zu verhören, die ihn gründlich über das Betragen der Miß Hyde vor ihrer Bekanntschaft mit ihm unterrichten würden, und wenn der Herzog diesen Personen nur nicht sage, die Sache sei bereits abgemacht, so würde er bald wissen, wofür er sich zu entscheiden habe.

Der Herzog von York willigte ein und nachdem Lord Falmouth seinen Rath nebst Zeugen versammelt, führte er alle in des Herzogs Kabinet, nachdem er sie instruirt, um was es sich handle. Die Herren waren: der Graf v. Arran, Jermyn, Talbot und Killegrew, alles Männer von Ehre, die aber die Ehre Sr. Hoheit dem Rufe der Miß Hyde weit vorzogen und mit dem ganzen Hofe über die unverschämte Anmaßung des ersten Ministers empört waren.

Nach einer Art Einleitung sagte der Herzog ihnen: sie wüßten wohl alle um seine Liebe zu Miß Hyde; doch könnte ihnen unbekannt sein, zu welchen Verpflichtungen ihn diese Neigung veranlaßt habe,

er glaube sich gebunden, hier Wort zu halten; da aber die Unschuld von Damen ihres Alters gewöhnlich der bösen Nachrede eines Hofes ausgesetzt sei, da überdies gewisse, falsche oder wahre Gerüchte über ihr Betragen verbreitet wären, so bitte er sie als Freunde und befehle ihnen zugleich bei allem Gehorsam, den sie ihm schuldeten, offen mitzutheilen, was ihnen darüber bekannt sei, und um so aufrichtiger, da er nach ihren Aussagen seine Entscheidung hinsichtlich der Dame treffen werde. — Man ließ sich erst ein wenig bitten, als wolle man nicht wagen, sich über eine so ernste und zarte Angelegenheit auszusprechen; nach den wiederholten Aufforderungen des Herzogs jedoch fing ein jeder an, über die arme Hyde alle Einzelheiten aufzuzählen, die er wußte und wohl nebenbei auch solche, die ihm nicht bekannt waren.

Graf Arran z. B., der zuerst sprach, sagte aus: in der Galerie von Hons=Laerdyk, wo seine Schwägerin, die Gräfin Ossory, mit Jermyn eines Tages Kegel spielte, habe Miß Hyde sich plötzlich unwohl gestellt und sich in ein Zimmer am Ende der Galerie zurückgezogen; er, Zeuge, sei ihr gefolgt und habe ihr das Mieder aufgeschnitten, um einem Anfall von Ohnmacht Wahrscheinlichkeit zu geben und er habe sein Mögliches gethan, ihr beizuspringen oder sie aufzumuntern.

Talbot sagte aus: während ihr Vater, der Kanzler, einst im Conseil gewesen, hätte sie ihm im Kabinet desselben eine so lebhafte Zusammenkunft gewährt, daß sie beide auf die Sachen, die auf dem Tische standen, weniger achteten, als auf das, was sie beschäftigte, und so hätten sie eine ganze Flasche voll Dinte auf eine fünf Seiten lange Depesche umgestürzt, worauf des Königs Affe, dieses Vergehens angeklagt, auf längere Zeit in Ungnade gefallen sei.

Jermyn bezeichnete mehrere Orte, an denen er lange und glückliche Zusammenkünfte gehabt.

Doch alle diese Anklagepunkte drehten sich nur um Tändeleien oder um Dinge, die man die kleinen Freuden der Liebe nennt. Kil=

llegrew hingegen wollte die schwachen Beschuldigungen überbieten und sagte gerade heraus, er habe die Ehre ihrer höchsten Gunst genossen. Er war von munterem, schalkhaften Sinn und wußte seinen Geschichten durch anmuthige pikante Züge einen hübschen Anstrich zu geben. Ihm, sagte er, hätte die Schäferstunde in einem ganz andern Kabinet gelacht, das zu einem von Liebeshändeln weit entfernten Zwecke gerade über dem Wasser eingerichtet wäre; zu Zeugen hätten sie drei oder vier Schwäne gehabt, die leicht auch manches Andern Glück wahrgenommen haben könnten, da die Dame oft in dies Kabinet ginge und sich sehr darin gefiele.

Die letzte Angabe fand der Herzog von York übertrieben, indem er hinlängliche Beweise vom Gegentheil zu haben meinte. Er dankte den Herren Zeugen in Liebessachen, legte ihnen für die Zukunft über ihre Aussagen Stillschweigen auf und ging in die Zimmer des Königs. Sobald der Herzog in dessen Kabinet eingetreten war, erzählte Lord Falmouth dem in des Königs Nähe befindlichen Grafen Offory das Vorgefallne. Die geheime Unterredung beider fürstlichen Brüder dauerte lange und der Herzog von York schien beim Herauskommen so bewegt, daß sie an der schlimmen Wendung für Miß Hyde nicht mehr zweifelten. Lord Falmouth fing schon an, ihr Unglück zu bedauern und bereute seine Mitwirkung etwas, als der Herzog ihm sagte, er solle sich mit dem Grafen Offory in einer Stunde bei dem Kanzler einfinden.

Sie waren ein wenig erstaunt, daß der Fürst diese Hiobspost selbst ankündigen wolle. Zur bezeichneten Stunde fanden sie Seine Hoheit im Zimmer der Miß Hyde. Ihre Augen waren von Thränen feucht, die sie vergeblich zu unterdrücken suchte. Der Lordkanzler, an die Wand gelehnt, schien ihnen von heftigen Gefühlen ergriffen und sie zweifelten nicht, daß es halb Wuth, halb Verzweiflung sei. Mit jener heitern zufriedenen Miene, mit der man gute Nachrichten zu verkünden pflegt, sagte ihnen der Herzog von York: „Da ich Sie beide vom ganzen Hofe am meisten schätze, so will ich auch,

Sechstes Kapitel.

Grammont verliebt sich in Miß Hamilton. — Abenteuer eines Balls bei der Königin. Reise des Kammerdieners Termes nach Paris. Die Staatskarosse.

Unbefriedigt durch die galanten Abenteuer fand sich der Chevalier glücklich ohne Gegenliebe und fühlte Eifersucht, wo er gar nicht verliebt war.

Die Middleton war, wie gesagt, auf dem Punkt zu erfahren, wie er es anfange, um zu quälen, nachdem sie empfunden, wie er zu gefallen verstehe.

Er suchte sie auf dem Ball der Königin auf und traf sie dort; aber zu ihrem Glück war auch Miß Hamilton zugegen. Der Zufall hatte es bisher so gefügt, daß er unter allen Schönheiten des Hofes sie, die ihm am meisten gepriesen wurde, fast gar nicht zu sehen bekommen hatte. Er erblickte sie also zum ersten Mal in der Nähe und meinte, bis jetzt am Hofe so gut wie Nichts gesehn zu haben. Er unterhielt sie; sie antwortete ihm. So oft sie tanzte, blieben seine Blicke auf sie geheftet; und nun war alle Bitterkeit gegen die Middleton verschwunden.

Miß Hamilton war in dem glücklichen Alter, wo die Reize des weiblichen Geschlechts sich entfalten. Sie hatte den schönsten Wuchs, einen herrlichen Busen und die wohlgeformtesten Arme; sie war schlank und lieblich in allen ihren Bewegungen. In Beziehung auf Kleidung und Kopfputz war sie das Muster des Geschmacks, dem alle Damen nachstrebten. Ihre Stirn war offen, weiß und glatt, ihr Haarwuchs reich und jenem natürlichen Ordnen fügsam, das sich nicht beliebig nachbilden läßt. Eine Frische, welche künst-

liche Farben nicht ersetzen können, belebte ihren Teint. Ihre Augen waren nicht groß, aber lebhaft, und ihre Blicke drückten alles aus, was sie sagen wollte. Ihr Mund war reizend und der Umriß ihres Gesichts vollendet. Eine kleine, zart zurückgebogene Nase war nicht der letzte Schmuck ihres lieblichen Antlitzes. Mit einem Wort, nach Haltung, Miene und allem über die Gestalt ausgegossenen Zauber glaubte der Chevalier Grammont nur günstige Schlüsse auf die andern Reize ziehen zu können. Ihr Geist entsprach der Erscheinung. Sie strebte nicht durch eine unpassende Munterkeit, deren Ausbrüche nur blenden, in der Unterhaltung zu glänzen; ebenso vermied sie jene schleppende Redeweise, die bloß einschläfert; ohne sich im Sprechen zu übereilen sagte sie stets das Nöthige. Wunderbar wußte sie Aechtes vom falschen Schimmer zu unterscheiden und weit entfernt mit ihrem Urtheil bei jeder Gelegenheit zu kokettiren, blieb sie zurückhaltend aber bestimmt und treffend in ihren Entscheidungen. Ihre Gesinnungen waren voller Adel, und wenn es die Gelegenheit heischte, stolz bis zum höchsten Maaße. Doch war sie vom eigenen Werth weniger durchdrungen, als dies sich bei ihren Eigenschaften erwarten ließ. So ausgestattet mußte sie wohl Liebe gewinnen, doch suchte sie dieselbe nicht auf; denn sie war streng in der Sichtung derer, welche die Blicke zu ihr erheben konnten.

Je mehr der Chevalier Grammont sich von der Wahrheit dieser Züge ergriffen fühlte, desto mehr strebte er seinerseits zu gefallen und einzunehmen. Sein muntrer Sinn, seine lebhafte, leichte und immer neue Unterhaltung verschaffte ihm wohl Gehör; aber es setzte ihn in Erstaunen, daß alle Geschenke, die bei seiner alten Methode so bald Aufnahme gefunden hatten, bei diesem neuen Verhältniß nicht mehr am Platze waren und daß er sich ganz andrer Mittel bedienen mußte.

Er hatte einen alten Kammerdiener Namens Termes, einen kecken Spitzbuben und noch frecheren Lügner. Dieser wurde jede Woche von London abgesandt, um die erwähnten Besorgungen zu machen;

seit dem Aufgeben der Middleton und Warmestrée wurde Termes nur noch zur Bestellung der Kleider seines Herrn nach Paris und zurück gesendet, und entledigte sich, wie wir sehen werden, dieser Aufträge nicht immer auf das Treueste.

Die Königin besaß Geist und wandte alles an, dem Könige durch Gefälligkeiten, welche ihrem Gefühle nicht zu große Opfer auferlegten, entgegenzukommen. Mit Aufmerksamkeit behandelte sie alle Feste und Vergnügungen, die in ihrem Bereich lagen, besonders, wenn sie persönlich daran Theil nahm.

In diesem Sinne hatte sie eine galante Maskerade erdacht, auf welcher die von ihr gewählten Paare in verschiedenen Völkertrachten erscheinen sollten. Sie gab zur Vorbereitung Zeit und man kann sich vorstellen, wie Schneider, Näherinnen und Stickerinnen in Thätigkeit gesetzt wurden. Auch die erwählten Schönen waren in ziemlichem Aufruhr, doch fand Miß Hamilton Muße zu einigen kleinen Scherzen, wie man sie sich bei einer für das lächerliche Hervordrängen von gewissen Personen so günstigen Gelegenheit wohl erlauben darf.

Zwei Damen machten sich besonders lästig. Die eine war Lady Muskerry, Gemahlin von Miß Hamilton's Vetter, die andre ein Ehrenfräulein der Herzogin von York, Namens Blague.

Die erstere, von ihrem Manne sicher nicht um ihrer schönen Augen willen gewählt, war gleich den meisten reichen Erbinnen von der Natur, welche ihre Schätze zu versagen scheint, je mehr sie mit Glücksgütern überhäuft, ziemlich stiefmütterlich ausgestattet. Ohne guter Hoffnung zu sein, hatte sie die Gestalt einer Schwangeren; entschiedener war ihr Hinken; denn von ihren sehr kurzen Beinen war das eine länger, als das andre; ein verzogenes Gesicht vollendete die Häßlichkeit der ganzen Erscheinung.

Miß Blague war ein andres komisches Original. Ihre Gestalt war weder schlecht noch gut, ihr Gesicht außerordentlich fade und diese bleiche, mit kleinen tiefliegenden Augen und fingerlangen blonden Augenwimpern ausstaffirte Larve drängte sich überall vor. Mit

solchen Reizen legte sie sich auf die Lauer, um Herzen zu fangen; aber sie hätte ewig vergeblich gelauert ohne die Ankunft des Marquis von Brisacier. Der Himmel schien beide für einander geschaffen zu haben. Aeußres und Manieren waren bei ihm ganz dazu gemacht, ein so eigenthümliches Wesen zu fesseln. Ohne etwas zu sagen schwatzte er unaufhörlich und in seiner Tracht überbot er die schreiendsten Moden. Miß Blague meinte, all' dieses Aufsehen werde um ihretwillen gemacht und der edle Brisacier dachte, die langen Wimpern der Blague hätten nie jemand anders als ihn auf's Korn genommen. Man bemerkte, daß sie einander wohlwollten; doch waren sie noch beim bloßen Mienenspiel, als Miß Hamilton sich ihrer zu erbarmen beschloß.

Sie wollte die Rangetikette nicht verletzen und fing deswegen mit ihrer Cousine Lady Muskerry an. Die schwachen Seiten dieser Dame waren Tanz und Putz; mit ihrer Gestalt freilich vertrug sich Kleiderpracht wenig, aber obgleich der Tanz noch weniger damit stimmte, so verfehlte sie doch keinen Hofball und die Königin war gegen die Gesellschaft so freundlich, daß sie die Lady stets zum Tanz aufmunterte; indessen bei einer so feierlichen und prachtvollen Sache, wie bei diesem Maskentanz, war es unmöglich, ihr eine Rolle zuzuweisen. Lady Muskerry verschmachtete vor Ungeduld nach den ersehnten Befehlen.

Von dieser Spannung unterrichtet setzte Miß Hamilton ihren Plan, sich auf Kosten der Thörin einen Genuß zu verschaffen, in's Werk. Die Königin sandte den ernannten Damen Einladungsbillets, in denen das Kostüm vorgeschrieben war. Miß Hamilton ließ ein ganz ähnliches Billet für Lady Muskerry schreiben mit der Bezeichnung: als Babylonierin.

Sie versammelte ihren kleinen Rath, um über die Ablieferung des Schreibens zu bestimmen. Er bestand aus einem Bruder und einer Schwester, die sich gern auf Kosten solcher Originale lustig machten. Nach kurzem Ueberlegen beschloß man, das Billet zu eigenen Händen abzugeben. Lord Muskerry kam mit seiner Gemalin eben

nach Hause, als sie es empfing. Der Lord war ein sehr würdiger Mann, ziemlich ernst und streng, und ein Todfeind jeder Lächerlichkeit. Die Mißgestalt seiner Frau schmerzte ihn nicht so sehr, als daß sie bei jeder Gelegenheit Veranlassung zum Lachen gab. In dem jetzigen Fall hielt er sich für gesichert, weil er nicht annehmen konnte, die Königin werde ihre Maskerade durch die Einladung seiner Frau entstellen; da er jedoch die Leidenschaft derselben für Tanz und Putz kannte, so hatte er sie eben feierlich ermahnt, sich bei diesem Feste mit dem Zuschauen zu begnügen, selbst wenn die Königin so grausam sein sollte, sie zu den Gruppen zu laden. Endlich nahm er sich die Freiheit, den Unterschied zwischen ihrer Gestalt und der Erscheinung der zu Tanz und Schaustellung geeigneten Personen anzudeuten. Seine Predigt schloß mit dem ausdrücklichen Verbot, bei diesem Fest sich zu einer Rolle zu drängen, die man ihr gar nicht zugedacht habe.

Aber weit entfernt, den Wink gut aufzunehmen, bildete sie sich vielmehr ein, nur ihr Mann habe der Königin von einer Ehre abgerathen, die sie sehnlich begehrte, und kaum war er fort, so wollte sie sich Ihrer Majestät zu Füßen werfen und um Gerechtigkeit flehen. In solcher Stimmung erhielt sie das Billet. Sie küßte es drei Mal und ohne Rücksicht auf ihres Mannes Verbot stieg sie hastig in den Wagen, um bei allen levantinischen Händlern zu forschen, wie die Damen von Stande zu Babylon sich kleideten.

Von andrer Art war die Falle, die man der Miß Blague stellte. Sie besaß ein so unerschütterliches Vertrauen in ihre Reize und in deren Zauber, daß man sie damit zu allem bereden konnte.

Der Geist des Marquis Brisacier, den sie gefesselt zu haben glaubte, war mit Gemeinplätzen und Verschen gespickt. Der Marquis sang nach Methode mit falscher Stimme und brachte eins oder das andre dieser schönen Talente immer zu Markt. Der Herzog von Buckingham verwöhnte ihn mit Macht durch Lobsprüche, die er seiner Stimme und seinem Geist ertheilte.

Miß Blague richtete sich, weil sie das Französische nur wenig verstand, nach des Herzogs Urtheil, um Beides gehörig zu bewundern. Man fand, daß alle seine Lieder nur von Blondinen sprächen und daß die Miß, den Text auf sich beziehend, ihre Augenwimpern in demüthiger Erkenntlichkeit sinken ließ. Auf Grund solcher Beobachtungen nahm man sich vor, die Blague gelegentlich auf das Tapet zu bringen.

Während diese kleinen Pläne im Gange waren, fragte der König, auf die Unterhaltung des Chevaliers Grammont stets bedacht, diesen Herrn: ob er unter der Bedingung, Miß Hamilton zu führen, nicht an der Maskerade Theil nehmen wolle? Der Chevalier hielt sich als Tänzer dieser Aufgabe nicht für gewachsen; doch hütete er sich, die Aufforderung zurückzuweisen. „Sire“, sprach er, „von allen Gnaden, mit denen Ew. Majestät mich seit meiner Ankunft überhäuft haben, ist mir dies Gunst die werthvollste und um meine Dankbarkeit zu bezeigen, stelle ich mich bei der Miß Stewart zu treuen Gegendiensten bereit.“ — Er sagte dies, weil man ihr eben eine, von den übrigen Damen der Königin gesonderte Wohnung angewiesen hatte und weil die Huldigungen der Hofleute sich ihr zuzuwenden begannen. Der König nahm den Scherz gut auf und nachdem er ihm für ein so dringend nöthiges Anerbieten gedankt, fragte er: „Chevalier, wie werden Sie Sich zum Balle kleiden? ich überlasse Ihnen die Wahl des Kostüms.“ — „Wenn das der Fall ist“, erwiederte Grammont, „so werde ich, um mich zu vermummen, als Franzose erscheinen; denn in Ihrem London erweist man mir bereits die Ehre, mich für einen Engländer zu halten. Sonst hätte ich auch Lust, als Römer aufzutreten; aber ich fürchte, mit dem Prinzen Rupert Händel zu bekommen, der gegen Lord Thanet, einen Anhänger von Cäsar, Alexanders Parthei ergreift; so wage ich denn nicht, als Held zu glänzen. Wenn ich übrigens auch nur erträglich tanze, so hoffe ich mich mit etwas Gehör und Verstand aus der Sache zu ziehn, um so mehr, da Miß Hamilton schon dafür sorgen wird, daß

die Augen sich nicht auf mich richten. Was meinen Anzug betrifft, so sende ich Termes morgen früh ab, und wenn ich bei seiner Rückkehr nicht die eleganteste Tracht zeige, so mögen Ew. Majestät mich für die schmachbedeckteste Nation Ihrer Maskerade halten."

Termes reiste mit wiederholten Weisungen ab und sein Herr, in dieser Lage doppelt ungeduldig, zählte, als der Kurier kaum ausgeschifft sein konnte, schon die Augenblicke bis zu dessen Rückkehr. Bis zum Vorabend des Balles war er damit beschäftigt, und diesen Tag wählte Miß Hamilton mit ihrem kleinen Kreise zur Ausführung ihres Planes.

Martial's Handschuhe waren damals sehr in der Mode. Sie hatte davon zufällig einige Paar. Eins derselben schickte sie an Miß Blague nebst vier Ellen hellgelben Bandes und schrieb dabei folgende Zeilen:

„Sie waren neulich reizender, als alle Blondinen der Welt. Gestern erblickte ich Sie noch blonder, als damals. Wenn Sie so fortfahren, was soll aus meinem Herzen werden? Aber das ist schon lange Ihren Frischlings-Augen zum Raube geworden! Werden Sie morgen auf der Maskerade sein? Doch kann wohl ein Fest erfreuen, auf dem Sie nicht erscheinen? Es ist wahr, in jeder Verkleidung würde ich Sie erkennen; allein durch das übersandte Geschenk werde ich über mein Schicksal besser aufgeklärt. Sie werden Schleifen von diesem Bande in Ihrem Haar tragen und die Handschuh werden die schönsten Hände der Welt küssen."

Dies Billet nebst Geschenk wurde der Blague mit demselben Erfolge übermacht, wie die babylonische Sendung der Lady Muskerry zuging. Es wurde der Miß Hamilton eben darüber Bericht erstattet, als die Lady zum Besuch eintrat; sie war sehr geschäftig und die Zeit schien zu drängen, als ihre Cousine sie bat, mit ihr in das Kabinet zu treten. Dort angelangt sagte die Muskerry: ich bitte um Verschweigung dessen, was ich Ihnen anvertraue. Was sagen Sie zu den Männern? Trauen Sie ihnen nicht, meine liebe Cousine. Lord Muskerry hätte vor unsrer Hochzeit mir Tag und Nacht beim Tanzen

zugesehn und jetzt unterfängt er sich, es mir zu verbieten. Das gefällt mir nicht; ja, noch mehr? er hat mir mit der Maskerade die Ohren so voll gesungen, daß ich die Ehre, welche mir die Königin erweist, verbergen muß. Es wundert mich indeß, daß ich nicht erfahre, wer mich führen soll. Ach, wenn Sie wüßten, welche Mühe man in der verwünschten Stadt hat, herauszubringen, wie man sich als Babylonierin kleiden muß, Sie würden Mitleid mit meinen Plagen seit der Wahl zum Ball haben; die Kosten übersteigen alle Begriffe."

Hier wurde Miß Hamilton von der Lachsucht, die sie so lange zurückgedrängt, überwältigt und sie brach laut aus. Die Muskerry wußte es ihr Dank; denn sie glaubte, es gelte der Seltsamkeit ihres Mannes. Miß Hamilton sagte, alle Männer wären sich ziemlich gleich; man müsse sich nicht an ihre Launen kehren; sie wisse auch nicht, wer sie zum Maskenball führen solle, aber, da sie ernannt sei, so werde ihr Tänzer auch nicht fehlen. Sie begreife nicht, warum er sich noch nicht gemeldet; er müßte vielleicht eine überspannte Frau haben, die ihm das Tanzen verböte.

Damit ging Lady Muskerry eilig fort, um Kunde über ihren Tänzer einzuholen. Die in die Verschwörung eingeweihten Personen lachten eben aus voller Kehle mit Miß Hamilton über den Besuch, als Lord Muskerry eintrat. Er zog seine Cousine bei Seite und fragte: „Weißt du vielleicht, ob es morgen in der City irgendwo einen Ball giebt?" — „Nein", antwortete sie, „weshalb?" — „Weil ich erfahre, daß meine Frau große Vorbereitungen zur Toilette macht. Ich weiß freilich, daß sie zur Masken-Tour nicht bestimmt ist, dafür habe ich gesorgt; da sie aber auf das Tanzen versessen ist, so fürchte ich, sie wird sich trotz aller meiner Vorkehrungen wieder lächerlich machen. Wäre das nun bloß unter der Bürgerschaft an einem entlegenen Ort, so würde es mich nicht kümmern!"

Man beruhigte ihn, so gut man konnte und entließ ihn unter dem Vorwande von tausend Zurüstungen für den folgenden Tag. Endlich glaubte Miß Hamilton sich frei, als sie die Miß Price, ein

Ehrenfräulein der Herzogin, kommen sah. Diese wünschte sie gerade herbei. Schon seit einiger Zeit kämpften die Blague und dies Fräulein um Dongan, welchen die Price der ersteren geraubt hatte, und noch jetzt glomm der Haß zwischen beiden Damen unter der Asche.

Wenn auch die Ehrenfräulein nicht zur Maskerade selbst bestimmt waren, so sollten sie ihr doch unkostümirt beiwohnen und ihren Ballputz nicht vernachlässigen. Miß Hamilton hatte noch ein Paar gleich den der Fräulein Blague überschickten Handschuhen; sie schenkte sie ihrer Nebenbuhlerin nebst einigen Schleifen von gleichfarbigem Bande, das für die Brünette wie geschaffen war. Miß Price dankte ihr tausendmal und versprach, sich damit auf dem Ball zu schmücken. „Sie werden mir eine Freude damit machen", sagte Miß Hamilton, „wenn Sie aber erzählen, daß die Kleinigkeit von mir kommt, so würde ich es Ihnen nie verzeihen. Uebrigens rauben Sie der armen Blague nicht etwa den Marquis Brisacier, wie Sie es mit Dongan gethan. Freilich weiß ich, daß es nur auf Sie ankäme. Sie haben Geist, sprechen französisch und hätte er sich erst einmal mit Ihnen unterhalten, so dürfte die andre nicht mehr an ihn denken."

Das genügte; die Blague war nur lächerlich und kokett, Miß Price war beides und — noch etwas mehr.

Am Ballabend entfaltete der Hof, glänzender als je, seine ganze Pracht bei der Maskerade. Alle zur Bildung des Aufzuges bestimmten Personen waren mit Ausnahme des Chevalier Grammont versammelt. Man wunderte sich, daß er, der bei den unbedeutendsten Dingen so viel Eifer zeigte, bei einer wichtigen Gelegenheit wie diese zurückblieb; aber noch mehr erstaunte man, als man ihn in gewöhnlichem Hof-Anzuge eintreten sah. Das war unter den obwaltenden Umständen bei ihm unerhört, unbegreiflich. Vergebens hatte er die schönsten Spitzen, die gewaltigste und bestgepuderte Perücke, die sich denken läßt; sein an sich prächtiger Anzug paßte nicht zum Feste.

Der König bemerkte es zuerst. „Chevalier Grammont", sagte er, „Termes ist also nicht eingetroffen?" — „Verzeihung, Sire, —

Gott sei Dank, ja" — — „Gott sei Dank?! Wie denn, sollte ihm unterwegs ein Unheil zugestoßen sein?" — „Sire", sprach Grammont, „dies ist das Nähere über meinen Anzug und den Kurier Termes." — Bei diesen Worten wurde der fast begonnene Tanz aufgeschoben und die Tänzer bildeten einen Kreis um den Chevalier, um seinen Bericht zu hören:

„Schon seit zwei Tagen sollte der Schurke meinen Befehlen und seinem Versprechen gemäß hier sein. Meine Ungeduld heute den ganzen Tag über, als er nicht eintraf, läßt sich denken. Endlich nachdem ich ihn gehörig verwünscht, kommt er vor einer Stunde an, vom Kopf bis zu den Füßen beschmutzt, gestiefelt bis an den Hals, mit einem Wort wie ein Verdammter zugerichtet. Nun, Hasenfuß, sage ich, das sind mir schöne Streiche! Du läßt eine Ewigkeit auf Dich warten; ein Wunder, daß Du angekommen bist. Ja, gnädiger Herr, erwiedert er, es ist ein Wunder. Sie schelten beständig. Ich habe ihnen das schönste Galla-Kleid von der Welt machen lassen und der Herr Herzog von Guise hat es selbst vorgeschrieben. — So gieb es her, zum Henker! — Gnädiger Herr, sagt er, wenn ich nicht ein Dutzend Sticker angestellt habe, Tag und Nacht daran zu arbeiten, so halten Sie mich für einen Schuft. Ich habe sie nicht einen Augenblick verlassen. — Und wo steckt es, Verräther, der Du mich mit Plaudern hinhältst, während ich mich anziehn sollte? — Ich hatte es gefaltet, gepreßt, eingepackt, daß kein Regen daran kommen konnte. So reise ich denn Tag und Nacht, da ich Ihre Ungeduld kenne und weiß, daß mit Ihnen nicht zu spaßen ist. — Aber wo ist, schrie ich, das sauber eingepackte Kleid? — Untergegangen, rief er die Hände faltend. — Wie, untergegangen! fuhr ich auf. — Ja, untergegangen, verschwunden, versunken! was soll ich weiter sagen? — Was, das Packetboot hat Schiffbruch gelitten? — O, weit schlimmer, sagt' er, wie Sie sehen werden. Ich war gestern Morgen eine halbe Stunde von Calais und wollte, um rascher fortzukommen, die Küste entlang reisen, aber

wahrhaftig, das Sprüchwort hat Recht: die Hauptstraße ist der beste Weg; denn ich gerieth in Triebsand und sank bis an den Hals unter. — Triebsand bei Calais! rief ich. — Ja, gnädiger Herr, und solch' ein Triebsand, daß mich der Teufel holen mag, wenn man beim Finden etwas andres von mir sah, als den Kopf. Mein Pferd haben mehr als funfzehn Menschen kaum herausziehen können, aber meinen Mantelsack, worin ich unglücklicher Weise Ihren Anzug gepackt hatte, den hat man nicht wiedergefunden; er muß mindestens eine Meile tief in der Erde stecken." —

Der König hielt sich die Seiten vor Lachen, als der Chevalier Grammont wieder das Wort nahm: „Doch, Sire, ich vergaß zu melden, daß meine Verstimmung, als ich aus der Sänfte stieg, noch vermehrt wurde durch eine Satanserscheinung von Maske, die mich durchaus überreden wollte, die Königin habe mir befohlen, mit ihr zu tanzen, und da ich mich dagegen so wenig derb als möglich sträubte, trug sie mir auf, hier zu forschen, wer ihr Mittänzer sei und bat mich, ihn sogleich zu ihr zu schicken. Nun würde Ew. Majestät wohlthun, durch gnädigen Befehl dem Uebel abzuhelfen; denn die Maske hat sich in ihrer Karrosse aufpostirt, um am Thore von Whitehall alle Eintretenden aufzufangen. Uebrigens kann ich sagen, daß ihr Kostüm sehenswerth ist. Sie muß mindestens sechszig Ellen Gaze und Silberstoff am Leibe haben, ohne der Pyramide auf ihrem Kopf zu gedenken, die mit hunderttausend Schnurrpfeifereien behängt ist."

Diese Mittheilung setzte die ganze Gesellschaft in Erstaunen, mit Ausnahme der Anstifter des Abenteuers. Die Königin versicherte, alle von ihr zum Tanz gewählten Personen seien anwesend und der König sagte nach einigem Nachsinnen: „ich wette, es ist die Herzogin von Newcastle." — „Und ich", flüsterte Lord Muskerry dem Fräulein von Hamilton zu, „ich wette, es ist eine andre Närrin; denn ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht meine Frau wäre."

Der König befahl zu sehen, wer es sei und die Maske zu holen.

Lord Muskerry übernahm seiner Ahnung folgend den Auftrag, und er that wohl daran. Miß Hamilton war damit nicht unzufrieden, indem sie sehr gut wußte, der Scherz wäre zu weit getrieben, wenn die Prinzessin von Babylon in ihrem Aufzuge erschiene.

So lange man ernste Tänze aufführte, war der Ball nur mittelmäßig, und es waren in der Gesellschaft doch die besten Tänzer und schönsten Tänzerinnen vorhanden; da aber die Zahl nicht groß war, so schritt man von den französischen Touren bald zu Anglaisen. Als die maskirten Damen einigemal getanzt hatten, ließ der König während der Erholungspause die Hülfstruppen hervortreten. Die Fräulein der Königin und der Herzogin wurden dabei von den maskirten Herren geführt.

Da konnte man denn der Miß Blague ansehen, wie das ihr im Namen Brisacier's zugesandte Billet seine Wirkung gethan. Sie war gelber als eine Quitte. Ihr blondes Haar war mit jenem citronengelben Bande überladen, das sie aus Gefälligkeit angelegt, und, um den Marquis über sein Schicksal aufzuklären, führte sie beständig ihre siegreichen mit den bewußten Handschuhen geschmückten Finger nach dem Kopfe. War die Gesellschaft aber über ihren mehr als gewöhnlich bleich machenden Anzug erstaunt, so erschrak sie ihrerseits noch weit mehr, als sie Punkt für Punkt Miß Price mit denselben Trophäen von Brisacier geziert erblickte. Die Ueberraschung wurde bald zur Eifersucht; denn den erhaltenen Winken treu ermangelte die Rivalin nicht, mit dem Marquis eine Unterhaltung anzuknüpfen und Birsacier erlag seinerseits blindlings den ersten Lockungen, ohne die geringste Rücksicht für die blonde Blague noch auf die Zeichen zu nehmen, die sie ihm über sein glückliches Loos unaufhörlich zusandte.

Die Price war voll und rund und tanzte deshalb nicht. Der Herzog von Buckingham, der, wo er nur konnte, Herrn von Brisacier auf's Tapet brachte, ersuchte ihn in des Königs Namen, Fräulein Blague zum Tanz zu führen; er hatte keine Ahnung von dem, was

im Herzen der Nymphe vorging. Brisacier lehnte es, unter vorgeschützter Abneigung gegen den englischen Tanz, ab. Miß Blague bezog die Ablehnung auf sich und da sie ihn wieder mit ihrer Todfeindin sprechen sah, fing sie an zu tanzen, ohne zu wissen, was sie that. Wenn auch ihre Entrüstung und Eifersucht dem Hofe nicht verborgen blieben, so hatten doch nur Miß Hamilton und ihre Vertrauten den eigentlichen Schlüssel dazu. Ihr Genuß war vollständig; denn bald langte auch Lord Muskerry, noch ganz erschrocken über die vom Chevalier Grammont geschilderte Erscheinung, an. Er meldete der Miß Hamilton, es wäre seine Gemalin in eigener Person, überspannter wie er sie je gesehen; er habe alle Mühe gehabt, sie mit einer Wache an ihrer Zimmerthür zu Hause zu sichern. — Vielleicht findet der Leser, daß wir bei diesen Possen zu lange verweilten; es kann sein, er hat Recht; gehen wir zu andern Dingen über.

Bei der neuen Leidenschaft, die den Chevalier Grammont fesselte, lachten ihm alle Umstände. Zwar war er nicht ohne Mitbewerber, aber seltsam, er blieb diesmal dabei ruhig. Denn er wußte, weß' Geistes Kinder sie waren und wie Miß Hamilton dachte.

Unter ihren Anbetern war der Herzog von York der bedeutendste, wenn er gleich sich am wenigsten aussprach. Doch verbarg er es umsonst. Der Hof kannte seine Manieren zu gut, um die Neigung zu übersehen. Der Herzog hütete sich, Absichten auszusprechen, die Miß Hamilton nicht hätte anhören dürfen; aber er unterhielt sich mit ihr, so oft er konnte und verschlang sie mit Blicken. Sein Hauptvergnügen, die Jagd, beschäftigte ihn einen Theil des Tages; gewöhnlich kam er sehr ermüdet zurück; doch Miß Hamiltons Gegenwart munterte ihn auf, wenn er sie bei der Königin oder bei seiner Gemalin traf. Von seinem Herzen wagte er dort nicht zu sprechen; so unterhielt er sie denn von dem, was ihm im Kopfe lag; er erzählte ihr Wunder von der Schlauheit der Füchse, der Schnelle der Pferde, schilderte ihr Arm- und Beinbrüche und andre

seltsame und ergötzliche Dinge; darauf sagten gewöhnlich seine Blicke das Uebrige, bis ein sanfter Schlummer das Gespräch unterbrach; denn dieses trauliche Blinzeln schloß mitunter gerade dann, wenn es am stärksten war.

Die Herzogin empfand keine Unruhe über eine Neigung, welche ihre Nebenbuhlerin durchaus nicht ernst aufnahm, sondern mit allem möglichen Respekt in das Komische zog. Da die Fürstin im Gegentheil sie mit Liebe und Achtung umfaßte, so behandelte sie das Fräulein nur mit um so größerer Huld.

Die beiden Russell, der Onkel und Neffe, waren zwei andre Rivalen des Chevalier Grammont. Der Onkel war gewiß sechszig Jahre alt. Zur Zeit der Bürgerkriege hatte er sich durch Muth und Treue ausgezeichnet. Seine Neigung sprach sich gleichzeitig mit seinen Absichten auf Miß Hamilton aus; aber er lieferte wenig Proben von Aufwand, wie es sonst bei Bewerbungen gebräuchlich ist. Vor nicht langer Zeit hatte man die lächerliche Mode der hohen spitzen Hüte aufgegeben, um zur entgegengesetzten Form überzugehen. Ueber einen so gefährlichen Sturz erschrocken wollte der ältere Russell einen Mittelweg einschlagen, der ihn gerade auffallend machte. Noch mehr hob er sich durch seine treue Anhänglichkeit an das spanische Wamms hervor, indem er allein es noch lange nach allgemeiner Beseitigung beibehielt; — was ihn aber am meisten charakterisirte, war eine eigenthümliche Mischung von Geiz- und Freigebigkeit, welche durch die eingetretene Liebe mit einander beständig in Kampf lagen.

Sein Neffe war damals nur das jüngste Familienglied, aber seines Onkels Vermögen war ihm zum Theil zugedacht und wenn der junge Mann dessen auch zur eigenen Existenz bedurfte und die Neigung des Onkels zu berücksichtigen hatte, um die Erbschaft nicht zu verlieren, so konnte er seinem Schicksal doch nicht entgehen. Die Middleton zeichnete ihn ziemlich aus; aber auch ihre Gunst vermochte ihn vor Miß Hamilton's Zauber nicht zu bewahren. Seine Gestalt hatte nichts Abstoßendes, wenn er sich einfach und natürlich

gehalten hätte, aber er war in seinem Wesen starr und gekünstelt und so schweigsam, daß sein Anblick melancholisch machen konnte. Noch langweiliger ward er indeß, wenn er sprach.

Ueber jede Mitbewerbung beruhigt versenkte sich der Chevalier Grammont immer tiefer in sein Verhältniß, ohne zunächst jedoch andre Hoffnungen oder Absichten zu zeigen, als daß er sich angenehm zu machen strebte. Als seine Leidenschaft bemerkt wurde, so betrachtete man sie bei Hofe nur wie eine dem Verdienste dargebrachte Huldigung.

Ganz anders urtheilte sein philosophischer Freund, sobald er außer einer Verdoppelung von Aufwand und Sorgfalt die Vernachlässigung des Spieltisches an ihm gewahrte und jene langen und angenehmen Unterhaltungen vermißte, die sie sonst gewöhnlich mit einander hatten. Er fand ihn durch diese Neigung ganz sich selbst entfremdet.

„Mein lieber Chevalier", sprach er zu ihm, „es scheint mir, ihr laßt die Stadtschönheiten und ihre Anbeter seit einiger Zeit ganz in Ruhe. Die Middleton macht ungestraft neue Eroberungen und ihr duldet ohne den geringsten Kummer, daß sie mit euren Geschenken euch die Augen aussticht. Die arme Warmestrée kommt ruhig mitten am Hofe nieder und ihr verzieht nicht einmal den Mund. Ich hatte es wohl vorausgesehn, Chevalier; ihr habt Miß Hamilton kennen gelernt und was nie zuvor gewesen, ihr seid ernstlich verliebt. Aber laßt sehen, was daraus werden kann. Zunächst meine ich nicht, daß ihr daran denkt, sie zu verführen. Durch Geburt und eigenen Werth steht sie so da, daß, wenn ihr im Besitz der Würden und Güter eures Hauses wäret, ihr ohne Anstoß mit ernsten Absichten nahen dürftet, wie lächerlich der Ehestand auch sonst sein mag; denn wenn ihr nur Geist, Tugend und Schönheit suchtet, so könntet ihr nicht besser und schlimmer zugleich wählen; weil euer Herr Bruder von Toulongeon, wie ich ihn kenne, euch nicht den Gefallen thun wird, zu sterben, um eure Absichten zu fördern.

Aber setzen wir den Fall, ihr hättet das nöthige Vermögen für euch Beide; — und das will viel sagen, — kennt ihr auch wohl den hochgespannten Geschmack, um nicht zu sagen, die überspannten Erwartungen dieses Fräuleins? Wißt ihr, daß sie die ersten Parthieen Englands nicht annehmen will? Der Herzog von Richmond suchte ihre Hand zuerst; so verliebt er indeß war, zeigte er sich doch nicht uneigennützig. Als der König sah, daß es nur am Mangel des Vermögens lag, wollte er diesen Artikel ersetzen und zwar aus Rücksicht auf den Herzog von Ormond und die Familie der Hamilton, deren Vater ihm wesentliche Dienste geleistet; doch die junge Dame, entrüstet über das Feilschen des vorgeblich Verliebten, dessen Ruf bei der Welt sie überdies in Anschlag brachte, hielt es nicht für der Mühe werth, Herzogin von Richmond zu sein, auf die Gefahr hin, mit einem brutalen Wüstling zu leben. — Und ist nicht der kleine Jermyn, trotz der Aussichten auf das kolossale Vermögen seines Onkels und ungeachtet seines glänzenden Rufes, ebenfalls durchgefallen? Hat Henry Howard, welcher der erste Herzog in England sein wird und die sämmtlichen Güter des Hauses Norfolk besitzt, nur einen Blick von ihr gewinnen können? Ihr werdet sagen, er ist ein Tölpel; ich will das zugeben; aber welches andre Mädchen würde nicht seine Bornirtheit und sein uninteressantes Gesicht in den Kauf nehmen, wo es sich darum handelt, mit 300,000 Livres Einkommen erste Herzogin des Reichs zu werden?

Zum Schluß endlich hat Lord Falmouth mir selbst gesagt, er würde ihre Hand für das höchste Glück ansehen, aber trotz seiner glänzenden Stellung habe er nicht gewagt, ihr seine Gefühle zu erklären; er besitze zu viel Stolz oder zu viel Schwäche, sie nur der Einwilligung ihrer Familie zu verdanken, und wenn auch die erste Zurückhaltung bei den Schönen nicht viel zu bedeuten habe, so wisse er doch recht gut, mit welcher Miene sie die Unwillkommenen empfange.

Nach alledem, Chevalier, seht selbst, wie ihr es anfangen wollet;

denn verliebt seid ihr, ihr werdet es mehr und mehr werden und je mächtiger, desto weniger werdet ihr im Stande sein, Betrachtungen anzustellen, für die ihr jetzt noch empfänglich seid."

„Mein armer Philosoph", erwiederte Grammont, „du verstehst Lateinisch, du machst Verse und kennst den Lauf und die Natur der Sterne am Himmel, — was aber die irdischen Gestirne anlangt, so verstehst du davon so gut wie nichts. Ueber Miß Hamilton hast du mir gar nichts eröffnet, was mir der König nicht bereits vor zwei oder drei Tagen gesagt hätte. Desto besser, wenn sie die Gothen, von denen du sprichst, zurückgewiesen hat. Hätte sie jene Barbaren gemocht, so wollte ich von ihr nichts wissen, so sehr ich sie auch liebe. Höre mich an. Ich habe mir vorgenommen, sie zu besitzen und ich bestehe darauf, daß mein Mentor Saint-Evremond selbst mir zuerst dazu Glück wünsche. Was unsre künftige Existenz anbelangt, so werde ich mit dem König wieder ausgesöhnt werden und ich bitte ihn dann um eine Stellung als Palastdame für meine Gemalin. Er wird sie mir gewähren. Toulongeon mag leben oder sterben, ohne daß es mich kümmert, und Miß Hamilton wird mit dem Chevalier Grammont Séméat besitzen zur Entschädigung für die Herzöge von Norfolk und Richmond. Nun, hast du etwas gegen den Plan einzuwenden? Denn ich wette hundert Louisd'or, es wird geschehen, wie ich sage."

Zu jener Zeit ward die Gunst, in der Miß Stewart stand, so offenkundig, daß es nur einiger Gewandtheit in ihrem Benehmen bedurfte, und sie hätte des Königs Kopf ebenso beherrscht, wie sie sein Herz besaß. Für gewandte, ehrgeizige Männer war die Gelegenheit lockend. Der Herzog von Buckingham strebte danach, sie zu leiten, um durch sie den Geist des Königs zu lenken. Doch welch' ein seltsamer Führer und was für ein Kopf, um andre zu zügeln! Er war indeß unter allen am meisten geeignet, sich bei einem Wesen, wie Miß Stewart, einzuschmeicheln; sie besaß eine so kindische Laune, daß sie über alles lachen mußte, ihr harmloser Sinn er-

götzte sich an den einfachsten Schwänken mit einer Lebendigkeit, die nur dem Alter von zwölf bis dreizehn Jahren gestattet scheint. Die Puppen ausgenommen war sie ganz Kind, Blindekuh war ihre größte Freude; sie baute Kartenhäuser, während bei ihr das höchste Spiel statt fand und oft sah man die eifrigsten Höflinge ihr dabei helfen oder sie überbieten.

Sie hatte Sinn für Musik und einigen Geschmack im Gesange. Der Herzog von Buckingham verstand die schönsten Kartengebäude aufzustellen und sang sehr hübsch; das Bekritteln andrer war ihr nicht zuwider und der Herzog war darin Meister, er schrieb Possen, erfand Feenmärchen, für die sie schwärmte. Aber sein Haupttalent war, die lächerlichen Seiten und die Redeweise der Leute aufzufassen und sie in deren Gegenwart, ohne daß sie es bemerkten, nachzumachen. Kurz, er wußte alle Rollen mit vieler Anmuth und Munterkeit zu spielen, man hätte, sobald er nur irgend gefallen wollte, ohne ihn nicht leben mögen. Für die Unterhaltung der Miß Stewart war er so unentbehrlich geworden, daß sie ihn häufig, wenn er nicht in der Begleitung des Königs bei ihr erschien, überall aufsuchen ließ.

Er war sehr schön und hielt sich noch für weit schöner, als er war. Bei vielem Geist verführte ihn doch seine Eitelkeit, Aufmerksamkeiten, die nur seinen Schwänken und seinem Geplauder galten, auf seine Person zu deuten. Durch Selbstüberhebung ließ er sich zum Aufgeben früherer Plane und der portugiesischen Mätresse bewegen, und er trachtete nach einer Gunst, über deren Wesen er sich täuschte. Sobald er bei Miß Stewart eine ernste Rolle spielen wollte, wurde er so entschieden zurückgewiesen, daß er seine Absichten schleunigst aufgab. Es läßt sich indeß sagen, daß der vertraute Umgang mit dem König, den sie veranlaßte, ihm den Weg zu seiner spätern hohen Gunst bahnte.

Lord Arlington wollte das von Buckingham aufgegebene System, durch den Einfluß der Favoritin den Fürsten zu beherrschen,

seinerseits versuchen. Die hohe Glücksstufe, die dieser Staatsmann bereits erstiegen, hätte indeß wohl einen Mann von größerem Werth und edlerer Geburt, als ihn, zufrieden stellen können. Seine ersten Staatsdienste hatte er zur Zeit des Pyrenäen-Vertrages geleistet, und obwohl er dabei im Interesse seines Herrn keinen Erfolg herbeigeführt, so hatte er doch die Zeit nicht ganz verloren; denn es war ihm gelungen, in seinem Aeußern ganz der Spanier Würde und Gravität anzunehmen und bei Unterhandlungen ahmte er deren Langsamkeit vollkommen nach. Er hatte eine Narbe quer über die Nase und bedeckte sie mit einem lang zugeschnittenen Pflaster.

Verwundungen im Gesicht pflegen ein kühnes, kriegerisches Ansehen zu geben, welches nicht übel kleidet. Bei ihm war das nicht der Fall; dies auffallende Pflaster stimmte sehr gut zu seiner geheimnißvollen Miene und verlieh ihm einen Anstrich von Wichtigkeit und Pedanterie.

Unter dem Schutz dieses strenge Thätigkeit und undurchdringliche Geheimnißkrämerei andeutenden Aeußern gab sich der Lord für einen großen Staatsmann aus und da man nicht Zeit hatte, ihn zu prüfen, so glaubte man ihm auf's Wort und er ward kraft seiner Miene zum Staatsminister ernannt.

Ehrgeizig und durch diese Würde unbefriedigt versah er sich mit mehreren schönen Maximen und geschichtlichen Beispielen und verschaffte sich bei Miß Stewart Audienz. Indem er seine Weisheit entwickelte, bot er ihr seine ganz ergebenen Dienste und wohlüberdachten Rathschläge an, und wollte ihr zeigen, wie sie sich auf dem vom Himmel und durch eigene Trefflichkeit ihr angewiesenen Posten zu benehmen habe. Doch er war erst am Eingang seiner Rede, als ihr einfiel, er sei ein Hauptheld unter den vom Herzog von Buckingham komisch dargestellten Personen. Da nun seine Erscheinung und Rede Zug für Zug das Zerrbild vergegenwärtigten, so konnte sie nicht anders, sie mußte ihm mit lautem, vergeblich bekämpften Lachen ins Gesicht platzen.

Der Minister war außer sich; sein Stolz war seiner hohen Stellung entsprechend und sein überspannter Ehrgeiz verdiente jeden Spott. Er ging heftig mit allen schönen Rathschlägen in der Tasche ab, fast entschlossen, sie der Lady Castlemaine zuzuwenden und sich mit ihrem Interesse zu verbinden, oder endlich gar die Hofparthei ganz aufzugeben und im Parlament gegen die schreienden Staatsübel, mit dem Antrage auf ein Gesetz zur Unterdrückung der königlichen Mätressen, aufzutreten. Allein seine Klugheit siegte über die Rachsucht, und zuletzt nur darauf bedacht, die herrlichen Gaben des Glücks zu genießen, ließ er sich eine Frau aus Holland kommen und krönte damit seine Seligkeit.

Zur Durchführung der vom Herzog von Buckingham und Lord Arlington nicht erreichten Absicht war unter allen Hofleuten Hamilton am meisten geeignet. Er nahm die Idee auf; aber sein natürlicher Wankelmuth kam in die Quere und ließ ihn den trefflichen Plan aufgeben; er lief nämlich umsonst den Lockungen nach, die Lady Chesterfield ihm bereitete.

Dies war eine der lieblichsten Frauen, die sich nur denken läßt. Wenn auch nicht groß, hatte sie doch den reizendsten Wuchs. Sie war blond und von blendender Weiße mit dem ganzen Feuer und Reiz einer Brünette. Aus großen blauen Augen strahlten ihre verführerischen Blicke. Ihre Bewegungen waren anziehend, ihr Geist munter und einnehmend; aber ihr der Liebe stets offenes Herz hatte für Treue wenig Sinn, für Aufrichtigkeit kein zartes Gewissen. Sie war des Herzogs von Ormond Tochter, Hamilton ihr Vetter. — Ungehindert sahen sie sich, so oft sie wollten; sobald ihre Augen ihm aber einmal ein kleines Wort gesagt, strebte er nach nichts, als ihr zu gefallen, und dachte nicht an ihren Wankelsinn oder an Schwierigkeiten irgend einer Art. Wie wir sagten, war bei ihm die Absicht, sich in Miß Stewarts Vertrauen zu befestigen, vergessen; aber diese kam bald in eine Stellung, die alle ihr zugedachten schönen Lehren ganz entbehrlich machte. Sie hatte alles gethan, die

Leidenschaft des Königs zu erhöhen, und opferte dabei ihre Tugend nicht durch die letzte Gunst; allein die Gluth eines leidenschaftlich Liebenden ist schwer bekämpft, noch schwerer zu überwinden, und Miß Stewart's Tugend war in der höchsten Gefahr, als die Königin von einem heftigen Fieber ergriffen wurde, welches sie an den Rand des Grabes brachte.

Da konnte die Stewart sich über einen Widerstand Glück wünschen, der ihr nicht leicht geworden. Tausend Gedanken von Größe und Ruhm bemächtigten sich ihrer Seele und die ihr überall dargebrachten erneuten Huldigungen spannten die Hoffnung aufs Höchste.

Die Aerzte gaben die Königin auf; die wenigen zurückgebliebenen Portugiesinnen erfüllten das Schloß mit Wehklagen, und das gute Herz des Königs wurde weich bei dem Schicksal einer Fürstin, welche er zwar nicht zärtlich liebte, aber sehr schätzte. Sie liebte ihn von ganzer Seele und da sie ihn zum letzten Male zu sehen glaubte, gestand sie ihm, das Gefühl, das er bei ihrem Sterben zeige, ließe sie den Verlust des Lebens schmerzlich bedauern; da sie aber nicht Schönheit genug besessen, ihn zu fesseln, habe sie mindestens den Trost, durch ihren Tod einer glücklicheren Gemalin Platz zu machen, welcher der Himmel vielleicht den Segen gewähren werde, den er ihr verweigert. Bei diesen Worten benetzte sie seine Hand mit Thränen, die er für die letzten hielt. Auch sein Auge ward naß und ohne zu ahnen, daß sie ihn beim Worte nehmen könne, beschwor er sie, aus Liebe zu ihm am Leben zu bleiben. Sie hatte ihm stets gehorcht, und wie gefährlich auch sonst auf dem Sterbebette heftige Bewegungen sind, so erhielt sie das Uebermaß der Freude, das sie tödten konnte, am Dasein und diese außerordentliche Rührung des Königs brachte eine Wirkung hervor, für die nicht jeder dem Himmel auf gleiche Weise Dank wußte.

Jermyn war schon seit einiger Zeit von seinen Wunden hergestellt; die Castelmaine fand jedoch seine Constitution so unzulänglich, wie immer und nahm sich vergeblich vor, das Herz des Kö=

nigs wieder zu gewinnen; denn ungeachtet der zärtlichen Thränen und heftigen Wuthausbrüche der Lady behielt Miß Stewart es ganz für sich. Bald gab es Spazierritte, wo die Schönen des Hofes hoch zu Roß ihre Reize, zuweilen mit, zuweilen ohne Erfolg, aber immer nach Kräften entfalteten; bald wiederum erblickte man auf dem Wasser ein Schauspiel, wie es nur die Stadt London darzubieten vermag.

Die Themse wäscht den Fuß des großen, aber nicht sehr prächtigen Palastes der Könige von Großbritannien. Von den Stufen dieses Schlosses steigt der Hof herab, um sich auf dem Flusse einzuschiffen, wenn an Sommerabenden Hitze und Staub die Spazierfahrt im Park nicht gestatten. Eine Unzahl von offenen Fahrzeugen, mit allen reizenden Erscheinungen vom Hofe und aus der Stadt angefüllt, geben den königlichen Barken das Geleit. Dabei giebt es Festmahle, Musik und Lustfeuerwerke. Auch der Chevalier Grammont nahm immer Theil daran und fast jederzeit verherrlichte er die Fahrt durch eine Ueberraschung prachtvoller oder galanter Art. Zuweilen waren es ganze Vocal- und Instrumental-Conzerte, zu denen er die Künstler heimlich aus Paris hatte kommen lassen und die plötzlich auf dem Wasser ihre Töne anstimmten; oft auch darstellende Künstler, ebenfalls aus Frankreich herbeigeholt, um in London die Feste des Königs zu verherrlichen. Mitunter übertraf die Leistung seine Erwartungen, bisweilen entsprach sie ihnen weniger, aber sie kostete ihm immer ungeheure Summen.

Unter den Herren, die ihn am meisten schätzten und ehrten, stand Lord Falmouth oben an. Dieser Aufwand that dem Lord wehe, und da er oft ohne Umstände bei dem Chevalier zu Nacht speisen kam, sagte er eines Abends, als er nur Saint-Evremond bei einem auf sechs Personen eingerichteten Male fand, zu Grammont: Nicht mir sind Sie für diesen Besuch Dank schuldig. Ich komme vom Bett des Königs, wo das Gespräch nur von Ihnen handelte, und ich versichere Sie, die Art, wie der König sich über Sie äußerte, könnte Ihnen nicht so viel Freude gemacht haben, als ich darüber

empfand. Sie wissen, daß er Ihnen seit langer Zeit seine Verwendung beim Könige von Frankreich anträgt; was mich anbelangt, so wäre Ihnen mein Beistand zu diesem Zweck gesichert, wenn ich Sie nicht durch Ihre Aussöhnung mit jenem Hofe zu verlieren fürchtete; doch Dank sei es Miß Hamilton, Sie würden damit nicht eilen. Unterdeß habe ich von meinem Herrn Befehl, Ihnen zu sagen, daß bis zu Ihrer Begnadigung Seitens Ihres Monarchen, Ihnen von unserm König eine Pension von 1500 Jakobsthalern ausgesetzt ist. Für die Rolle, die der Chevalier Grammont bei uns spielt, ist das sehr wenig, doch," — setzte er ihn umarmend hinzu, — „es wird ihm helfen, uns zu Nacht zu bewirthen."

Wie es sich gebührte, nahm der Chevalier eine Gnade auf, die er nicht benutzen zu dürfen glaubte. „Ich erkenne", sagte er, „des Königs ganze Huld in diesem Anerbieten, aber noch mehr den edlen Charakter von Mylord Falmouth und ich bitte, Seiner Majestät meine volle Dankbarkeit auszudrücken. Wenn es meinem Königlichen Herrn gefällt, mich zurückzurufen, wird er es mir an nichts fehlen lassen. Bis dahin will ich Ihnen zeigen, womit ich Ihren Herren Landsleuten einige Mahlzeiten zu geben denke." Bei diesen Worten ließ er seine Geldkiste bringen und zeigte ihm sieben bis acht Tausend Guineen vom schönsten Golde.

Da Lord Falmouth das Ausschlagen eines so vortheilhaften Anerbietens dem Chevalier Grammont zu Gute kommen lassen wollet, so theilte er diesen Zug dem Herrn von Comminge, damals französischem Botschafter in England, mit, und dieser ermangelte nicht, bei seinem Hofe das Verdienstliche der Handlung geltend zu machen.

Wie bekannt, ist Hyde-Park der Spazierort für London. In der milden Jahrszeit ist derselbe sehr belebt; es ist der Sammelplatz des Luxus und der Schönheit. Alles, was brillante Wagen oder hübsche Augen hatte, drängte sich dahin, und der König mißfiel sich dort nicht.

Da die Carossen mit Glasfenstern noch nicht lange im Gebrauch waren, so verstanden die Damen sich nur ungern zu diesem Einschließen im Freien. Sie zogen den Genuß, fast ganz gesehen zu werden, der Bequemlichkeit der Modewagen weit vor. Die für den König angefertigte Kutsche sah nicht besonders aus. Da der Chevalier Grammont meinte, man könne etwas Elegantes herstellen, wenn man die alte Mode mit der neuen geschmackvoll verbände, so schickte er Termes mit den nöthigen Weisungen heimlich ab. Auch von diesem Auftrage ward der Herzog von Guise in Kenntniß gesetzt und nach Ablauf eines Monats brachte der Kurier, der sich diesmal, Gott sei Dank, vor dem Triebsand in Acht genommen, die geschmackvollste und prächtigste Kutsche nach England.

Der Chevalier Grammont hatte befohlen, 1500 Louisd'or anzuwenden und der Herzog von Guise, sein Freund, ließ aus Artigkeit 2000 darauf gehen. Der ganze Hof bewunderte das prachtvolle Geschenk und der König, über die Aufmerksamkeit für seine Person entzückt, dankte ihm gnädigst; doch wollte er ein so werthvolles Andenken nur unter der Bedingung eines Gegengeschenks annehmen.

Die Königin glaubte, dieses prächtige Gebäude könne ihr Glück bringen, und wollte sich deshalb mit der Herzogin von York zuerst darin zeigen. Lady Castlemaine, die sie fahren sah, stellte sich vor, man müsse in dieser Carosse schöner aussehn wie in einer andern, und bat den König, ihr den Wunderwagen zu leihen, um damit am ersten schönen Tage in Hyde-Park zu glänzen. Miß Stewart hatte denselben Wunsch und verlangte ihn für den nämlichen Tag. Da es nun kein Mittel gab, zwischen zwei Göttinnen zu entscheiden, deren frühere Freundschaft sich in Todhaß gewandelt hatte, so war der König in großer Verlegenheit; denn jede wollte durchaus die erste sein.

Lady Castlemaine war guter Hoffnung und drohte vor der Zeit niederzukommen, wenn ihre Nebenbuhlerin den Vorzug erhielte. Miß

Stewart betheuerte, sie werde sich nie in jenen Zustand versetzen lassen, wenn man sie hintanstelle. Die letzte Drohung trug über die erste den Sieg davon und die Wuth der Castlemaine war so groß, daß sie fast Wort gehalten hätte; auch behauptete man, der Triumph habe der Rivalin ein wenig von ihrer Unschuld gekostet.

Da die Königin-Mutter, obwohl selbst keine Streitigkeiten veranlassend, diese doch bei andern nicht ungern sah, so ergötzte sie ihrer Sitte gemäß sich an dem Vorfall weidlich. Sie ergriff die Gelegenheit, dem Chevalier Grammont scherzend Vorwürfe darüber zu machen, daß er den Zankapfel zwischen zwei solche Nebenbuhlerinnen geworfen. In Gegenwart des ganzen Hofes verfehlte sie nicht, ihm über sein herrliches Geschenk Lobsprüche zu ertheilen. „Aber wie kommt es“, sprach sie, „daß Sie hier keine Equipage haben, da Sie doch so großen Aufwand machen? Man behauptet, Sie hätten nicht einen Lakaien und ließen sich von einem jener Straßenjungen leuchten, die mit ihren Kienfackeln die ganze Stadt verpesten.“ — „Majestät“, sagte Grammont, „ich liebe den Pomp nicht. Mein Fackelträger, dessen Sie erwähnen, ist meinem Dienst treu ergeben und außerdem einer der Tapfern dieser Erde. Ihro Majestät kennt vielleicht das Völkchen der Leuchtjungen nicht. Es ist eine treffliche Brüderschaft. Nachts kann man keinen Schritt machen, so kommt ihrer ein Dutzend angerannt. Als ich zuerst ihre Bekanntschaft machte, behielt ich alle, die mir ihre Dienste anboten; vor Whitehall angelangt, hatte ich deren zweihundert um meine Sänfte. Das Schauspiel war neu; die Vorübergehenden fragten bei der Illumination, was das für ein Leichenbegängniß sei. Die Herren Fackelträger geriethen über einige Dutzend Schilling, die ich hinwarf, in Streit, und da der von Ihrer Majestät Erwähnte ganz allein drei oder vier andre geschlagen hatte, so behielt ich ihn um seiner Tapferkeit willen. Nein, gnädige Frau, ich halte nichts von dem Gepränge der Carossen und Lakaien. Ohne je einen Livreediener zu besitzen, hatte ich oft fünf bis sechs Bediente, außer meinem

Almosenier Poussatin.“ „Wie“, rief die Königin, in Lachen ausbrechend, „ein Almosenier, der Ihre Farben trug! Es war doch wohl kein Geistlicher?“ — „Verzeihung, gnädige Frau“, sprach er, „und zwar der erste Priester von der Welt durch sein Geschick im baskischen Tanz.“ — „Chevalier“, sagte der König, „ich befehle, daß Sie uns sogleich die Geschichte vom Almosenier Poussatin erzählen.“

Siebentes Kapitel.

Bericht über die Belagerung von Lerida. Der Almosenier Poussatin. Die beiden Russell. — Lord und Lady Chesterfield.

„Sire", so begann er, „der Prinz Condé belagerte Lerida. Die Festung war nicht der Rede werth, aber Don Gregorio Price war dagegen keine Null. Er war ein Spanier von altem Schrot und Korn, tapfer wie der Cid, stolz wie alle Gusmans zusammengenommen und galanter als sämmtliche Abencerragen von Granada. Unsre ersten Angriffe auf seine Stadt ließ er geschehen, ohne das geringste Lebenszeichen zu geben. Des Marschall Grammont Ansicht: wenn ein Gouverneur gleich Anfangs großen Lärm macht und seine Vorstädte der Vertheidigung wegen abbrennt, so leistet er gewöhnlich nur schwachen Widerstand, — ergab für uns aus der Artigkeit des Don Gregorio Brice keinen allzu günstigen Schluß; allein stolz auf seine Siege von Rocroi, Nördlingen und Freiburg ließ der Prinz, um die Festung und den Kommandanten zu verspotten, bei hellem Tage durch sein Regiment die erste Tranchée aufführen und zwar unter Musik von vierundzwanzig Geigern, als ginge es zu einer Hochzeit.

Wie die Nacht kam, machten wir uns lustig, unsre Violinen spielten zärtliche Melodieen und es wurde brav gespeis't und gezecht. Dem Gouverneur und seiner Festung wurden der Himmel weiß was für Witzraketen zugeschickt und wir versprachen uns, beide in vierundzwanzig Stunden zu haben. So ging es in der Tranchée zu, als wir von der Festungsbrüstung einen Ruf von schlimmer Vorbedeutung zwei- oder dreimal wiederholen hörten: „Achtung da

auf dem Wall!!" Auf dies Geschrei folgte eine Kanonensalve und Gewehrfeuer und ein solcher Ausfall, daß unsre Tranchée zugefüllt und wir auf unsre Haupt-Garde zurückgeworfen wurden.

Tags darauf sandte Gregorio Brice dem Herrn Prinzen durch einen Trompeter Eis und Früchte und ließ Seine Hoheit ergebenst bitten, ihn zu entschuldigen, daß er keine Geigen habe um die ihm gnädigst gebrachte Serenade zu erwiedern; wenn indeß seine Musik von vergangener Nacht Beifall gefunden, so würde er sich bemühen sie so lange fortzusetzen, als Sr. Hoheit geruhen würden, vor seinem Platze zu bleiben. Der Henker hielt uns Wort und so oft wir rufen hörten: „Achtung, auf dem Wall!", so konnten wir immer einen Ausbruch von Salven erwarten, der unsre Arbeiten zerstörte und unsre besten Soldaten und Offiziere hinraffte. Der Prinz war darüber so aufgebracht, daß er gegen den Rath der Generale eine Belagerung hartnäckig fortsetzte, welche sein Heer fast aufrieb und die er endlich dennoch plötzlich abbrechen mußte.

Weit entfernt bei dem Rückzuge unsrer Truppen die bei solcher Wendung den Festungs-Kommandanten sonst eigene triumphirende Miene anzunehmen, sandte Don Gregorio statt eines Ausfalles dem Prinzen nur ein Compliment voller Achtung. Einige Zeit darauf ging der Sennor Brice nach Madrid, um über sein Benehmen Rechnung abzulegen und seinen Lohn zu empfangen. Ihre Majestät sind vielleicht auf die Behandlung gespannt, die dem kleinen Spanier nach der glänzendsten Waffenthat seiner Nation in diesem ganzen Kriege widerfuhr: man stellte ihn vor die Inquisition. „Wie!" — sagte die Königin-Mutter, „vor die Inquisition wegen seiner Dienste!" „Nicht gerade wegen seiner Dienste", sagte der Chevalier, „aber ohne Rücksicht auf seine Dienste behandelte man ihn, wie ich gemeldet, und zwar wegen eines kleinen galanten Streiches, den ich dem Könige gelegentlich näher mittheilen will."

„Nach solchem Ausgange unseres Catalonischen Feldzuges", fuhr er fort, „kamen wir nur dürftig mit Lorbeeren bedeckt zurück. Da

aber der Prinz bei andern Kämpfen hinlänglichen Vorrath davon gesammelt hatte und große Pläne im Schilde führte, so vergaß er den kleinen Unfall bald. Während des Marsches trieben wir nur Tollheiten und der Prinz war der erste, der uns über seine Belagerung auf den Zug brachte. Wir machten selbst einige von jenen bekannten Lerida-Spottliedern, damit andre nicht schlimmere Satyren anstimmten. Doch half uns das wenig; vergebens behandelten wir uns schonungslos in Versen, in Paris geißelte man uns noch ärger in Reimen und in Prosa.

Endlich kamen wir an einem Feiertage in Perpignan an. Eine Truppe von Cataloniern, die auf der Straße tanzte, kam unter die Fenster des Prinzen um ihm zu huldigen. Mit einer kleinen schwarzen Kutte bedeckt sprang Monsieur Poussatin mitten unter diesem Haufen, wie ein Besessener. An seinen Sätzen und Sprüngen erkannte ich sogleich unsre Nationalität. Der Prinz war von seiner Gewandtheit und Leichtigkeit entzückt.

Nach dem Tanz ließ ich ihn kommen und fragte ihn, was er wäre. „Ein unwürdiger Priester“, sagte er, „Ihnen zu dienen, gnädiger Herr. Ich ging nach Catalonien, um in der Infanterie als Almosenier zu dienen; denn, Gott sei Dank, ich bin gut zu Fuße; da aber der Krieg glücklich beendet ist und wenn es Ew. Hoheit gefiele, mich in Ihren Dienst zu nehmen, so würde ich Ihnen überall folgen und treu dienen.“ „Monsieur Poussatin“, erwiederte ich, „meine Hoheit bedarf keines Almoseniers; da ihr aber so guten Willens seid, will ich euch gern in meine Dienste nehmen.“

Der Prinz, zugegen bei diesem Gespräch, war entzückt, mich mit einem Almosenier versehen zu wissen. Da der arme Poussatin sehr abgerissen aussah und ich in Perpignan keine Zeit hatte, ihn einzukleiden, so ließ ich ihn den beim Gepäck befindlichen Leibrock von einem Lakaien des Marschalls Grammont anziehen und ihn auf die Carosse des Prinzen hinten aufsteigen, — während Sr.

Hoheit immer vor Lachen bersten wollte, sobald er die nicht sehr orthodoxe Erscheinung des kleinen Poussatin in gelber Livree erblickte.

Sobald wir in Paris angelangt waren, erzählte man den Fall der Königin; sie war darüber zunächst ein wenig betroffen. Doch hielt sie das nicht ab, meinen Almosenier tanzen zu sehen; in Spanien ist es nicht so unerhört, einen Geistlichen beim Tanze, als ihn in Livree zu finden.

Poussatin that vor der Königin Wunder; da aber seine Bewegung etwas zu lebhaft war, so konnte die Fürstin den Geruch, welchen seine Ausdünstung im Kabinet verbreitete, nicht aushalten. Die Damen baten um Schonung. Alle ihre Wohlgerüche und Essenzen würden durch diese Atmosphäre aus dem Felde geschlagen worden sein. Nichtsdestoweniger trug Poussatin viel Lobsprüche und einige Louisd'or davon.

Nach Verlauf einiger Zeit erhielt ich für meinen Almosenier eine kleine Landpfarre und habe gehört, Poussatin soll in seinem Dorfe mit eben solcher Leichtigkeit predigen, als er auf den Hochzeiten seiner Pfarrtöchter tanze.

Die Erzählung ergötzte den König sehr und die Königin fand es nicht mehr ganz so übel, daß man Poussatin in Livree gesteckt habe. Weit unzufriedener war sie mit der Behandlung von Don Gregorio Brice. Da sie nun den spanischen Hof wegen dieser Härte gerechtfertigt sehn wollte, fragte sie: „Chevalier, was für eine Ketzerei wollte der Gouverneur im Staate einführen, welches Verbrechen gegen die Religion war er angeklagt, daß man ihn vor die Inquisition stellte?" — „Gnädige Frau", entgegnete Grammont, „die Geschichte ist nicht ganz geeignet, sie vor Ihro Majestät zu erwähnen. Es war eine kleine Liebesbezeugung, allerdings am unrechten Orte angebracht. Der arme Brice hatte gar keine böse Absicht. Im strengsten Collegium von Frankreich würde er die Geißel nicht verdient haben, da er doch nur einer kleinen Spanierin, die bei

feierlicher Gelegenheit ihre Augen auf ihn richtete, einen Beweis von Zärtlichkeit gab.

Der König verlangte einen genauen Bericht und der Chevalier befriedigte des Fürsten Neugier, als die Königin und der Hof sich entfernt hatten. Es war ein Genuß, ihn sprechen zu hören, aber wehe dem, der durch spöttisches Wesen oder als Nebenbuhler unter seine Hände gerieth. Am Hofe von England gab es damals allerdings nur Wenige, die seinen Zorn auf sich luden. Russell allein war von Zeit zu Zeit seine Zielscheibe, und auch ihn behandelte er im Vergleich zu dem, was er sonst gegen Rivale zu thun pflegte, sehr mild.

Dieser Russell war einer der unermüdlichsten Tänzer von England, das heißt bei den Contretänzen. Er besaß in Tabellen eine Sammlung von zwei bis dreihundert Touren, die er alle mit dem Hefte in der Hand tanzte, und um zu zeigen, er sei noch nicht alt, sprang er mitunter, bis ihm der Athem verging. Sein Tanz glich seiner Tracht, beide waren zwanzig Jahre aus der Mode.

Der Chevalier Grammont bemerkte ganz gut, daß der Lord verliebt war, aber wenn er ihn deshalb auch um so komischer fand, so flößte ihm doch die bekannt gewordene Absicht desselben, um Miß Hamilton zu werben, Besorgniß ein; allein er ward von dieser Unruhe bald befreit.

Auf dem Punkt, eine Reise anzutreten, hielt es Russell für Pflicht, die Dame von seinen Absichten in Kenntniß zu setzen. Bei den Zusammenkünften, die man mit ihr wünschte, war der Chevalier ein bedeutendes Hinderniß; eines Tags indeß, als er bei Lady Castlemaine zum Spiel geladen war, fand Russell eine günstige Stunde, und indem er sich mit einer bei solchen Gelegenheiten ungewöhnlich sicheren Miene an Miß Hamilton wandte, machte er seine Erklärung folgendergestalt: „Ich bin Bruder des Grafen von Bedford und Chef des Garde-Regiments; ich besitze dreitausend Jakobsthaler Einkommen und funfzehntausend baar. Ich komme, mein Fräulein,

sie Ihnen mit meiner Hand anzubieten. Ich gebe zu, das Eine ist ohne das Andre nicht von Bedeutung, deswegen stellte ich Beides zusammen. Man hat mir gerathen, nach dem Bade zu reisen, wegen eines kleinen Brusthustens, der wahrscheinlich nicht lange mehr dauern wird, da ich ihn schon über zwanzig Jahre habe. Wenn Sie mich des Glückes, Ihnen anzugehören, für würdig halten, so werde ich bei Ihrem Herrn Vater Schritte thun, die ich, ohne Ihre Meinung zu kennen, nicht einschlagen durfte. Mein Neffe William weiß noch nichts von meiner Absicht; aber wenn er auch dadurch die Aussicht auf eine bedeutende Erbschaft verliert, so glaube ich doch, er wird nicht unzufrieden sein; denn er liebt mich sehr und seitdem er bemerkt, daß ich Sie liebe, ist auch er Ihnen sehr zugethan. Ich bin mit seiner Aufmerksamkeit für Ihre Person sehr zufrieden, weil er bei dieser Kokette, der Middleton, nur Geld verschwendete, statt daß er nun im besten Kreise von ganz England keinen Pfennig ausgiebt.

Während dieser Anrede hatte Miß Hamilton Mühe gehabt, ihr Lachen zu bergen; sie versicherte ihn indeß, sie fühle sich durch sein Vertrauen sehr geehrt, um so mehr, da er die Güte gehabt, sie vor ihren Eltern zu befragen. „Bei Ihrer Rückkehr aus dem Bade wird es noch immer Zeit sein, mit ihnen zu sprechen“, sagte sie; „denn ich sehe keine Wahrscheinlichkeit, daß sie vorher über mich verfügen werden. Sollte man mich jedoch drängen, so ist auf alle Fälle Ihr Neffe William da, um Sie zu benachrichtigen. Sie können also immer abreisen; aber hüten Sie Sich wohl, durch übereilte Rückkunft Ihre Gesundheit zu gefährden.“

Der Chevalier Grammont erfuhr die ganze Unterredung und sie ergötzte ihn, doch nur mäßig; denn in der Erklärung steckten gewisse Punkte, die ihn trotz der andern Lächerlichkeiten nachdenklich machten. Mit der Abreise war er zufrieden. Er nahm eine heitere Stimmung an und ging zum König, um ihm die glückliche Entfernung eines so gefährlichen Mitbewerbers zu berichten.

„Er ist also fort, Chevalier? „sagte der Fürst. — „Im Ernst, Sire, ich selbst habe die Ehre gehabt, ihn in einen Reisewagen steigen zu sehen mit seinem Asthma und seiner Ausrüstung für das Land, die kleine Perücke mit blaßbraunem Rande sauber zusammengebunden, und den Amphibien-Hut mit wachsleinenem Ueberzuge auf dem Kopfe, was ihm trefflich steht. So habe ich also nur noch mit William Russell zu thun, den er bei Miß Hamilton zurückläßt; diesen fürchte ich weder an sich noch als Vertreter seines Onkels. Um das Interesse eines Andern mit Eifer wahrzunehmen, ist er selbst zu verliebt und da er, um sich persönlich geltend zu machen, nur einen Weg hat, nämlich, daß er das Bild oder einige Briefe der Middleton opfert, so bin ich wahrlich im Stande, mit dieser Art von Liebespfändern ihm nicht nachzustehn. Doch sie kosteten mich viel, ich gestehe es."

„Da Ihre Angelegenheiten mit den beiden Russell so gut gehn", sprach der König, „so will ich Ihnen auch das Zurücktreten eines andern Nebenbuhlers melden, der weit gefährlicher für Sie sein würde, wäre er nicht schon vermählt. Mein Bruder, der Herzog von York hat sich neuerdings in Lady Chesterfield verliebt." — „Wie viel Glück auf einmal!" rief der Chevalier aus; „für diesen Abfall weiß ich dem Herzog so viel Dank, daß ich ihm gern bei der neuen Geliebten meine Dienste anbieten würde, wenn nicht Hamilton sein Rival wäre. Ew. Majestät werden es nicht unbillig finden, daß ich den Bruder meiner Dame gegen den Ihrigen unterstütze." — „Doch", sagte der König, „ist Hamilton bei diesem Verhältniß nicht so sehr des Beistands bedürftig, als der Herzog von York; denn wie ich Lord Chesterfield's Charakter kenne, wird er es nicht ganz so ruhig, wie der gute Shrewsbury, mit ansehen, daß man sich um seine Frau schlägt, wenn er auch ziemlich dasselbe Schicksal verdienen mag."

Lord Chesterfield hatte folgende Züge. Er besaß ein einnehmendes Gesicht, einen sehr schönen Kopf, einen unbedeutenden Wuchs

und nichts Imponirendes in der ganzen Erscheinung. Er war nicht ohne Geist. Durch längeren Aufenthalt in Italien war ihm im Umgang mit Männern Etikette und Mißtrauen im Verkehr mit Frauen eigen geworden. Lady Castlemaine hatte ihn sehr geliebt; das Gerücht sagte, er habe vor ihrer Vermälung ihre Gunst genossen und da keiner von beiden es in Abrede stellte, so glaubte man es nur zu leicht.

Noch den Kopf von seiner ersten Liebe erfüllt, hatte er um des Herzogs von Ormond älteste Tochter geworben. Des Königs Neigung zur Lady Castlemaine und die dem Lord durch jene Verbindung eröffnete Aussicht trieben ihn, seine Werbung mit einem Eifer zu verfolgen, als liebte er im Ernst. Er hatte Lady Chesterfield somit eigentlich ohne Liebe geheirathet und lebte mit ihr einige Zeit in so kaltem Verhältniß, daß sie an seiner Gleichgültigkeit nicht zweifeln konnte. Gegen Nichtachtung war sie sehr empfindlich; anfangs betrübt, wurde sie später aufgebracht und gerade, als ihr Gemal anfing, ihr Liebe zu beweisen, hatte sie die Genugthuung, ihm zu zeigen, daß sie sich aus ihm nichts mache.

In dieser gegenseitigen Stimmung waren beide, als es ihr einfiel, Hamilton, wie sie es früher mit ihrem Gemal gemacht, den letzten Banden, die ihn an Lady Castlemaine knüpften, zu entreißen. Es ward ihr nicht schwer. Das Verhältniß zur Gräfin war drückend durch ihre Unarten, ihren unzeitigen Hochmuth und durch beständige Grillen und Launen. Die Chesterfield dagegen verstand es, ihre körperlichen Reize mit allem zu schmücken, was nur der Geist einer Frau, die gefallen will, Verführerisches bieten kann. Sie war überdies durch äußre Umstände so gestellt, daß sie ihm eher, wie jedem andern entgegenkommen konnte. Sie wohnte in Whitehall bei dem Herzog von Ormond, ihrem Vater. Wie schon gesagt, hatte Hamilton dort zu jeder Stunde Zutritt.

Die völlige Kälte oder vielmehr Abneigung, die sie der neu erwachten Liebe ihres Gemals entgegensetzte, weckten in diesem seinen

natürlichen Hang zum Argwohn. Er meinte, ohne den verborgenen Grund irgend einer neuen Neigung habe sie nicht plötzlich von Theilnahme zur Gleichgültigkeit gegen ihn übergehen können und nach den Grundsätzen der Eifersucht stellte er unversehens seine ganze Erfahrung und Gewandtheit zur Entdeckung eines Gegenstandes auf die Hut, der nur seine Ruhe stören sollte.

Hamilton kannte ihn und war seinerseits vorsichtig, und je weiter seine Sache fortschritt, desto eifriger war er bemüht, bei jenem auch den leisesten Verdacht einzuschläfern. Er machte ihm scheinbar die offensten Bekenntnisse von der Welt über seine Liebe zur Castlemaine, beklagte sich über ihre Heftigkeit und bat ihn auf den Knieen um seinen Rath, wie man es anfangen müsse, einem Wesen zu gefallen, dessen wahre Neigung er, der Lord, allein besessen habe.

Aufrichtiger, als man seinen Schutz verlangte, versprach — durch diese Reden geschmeichelt — Chesterfield seine Hülfe. Hamilton war also nur noch hinsichtlich der Lady Chesterfield in Unruhe, weil ihre Gunst für ihn sich etwas zu offen zeigte. Während er nun aber sorgsam bemüht war, ihre Leidenschaft für ihn selbst im Zaum zu halten und sie zu beschwören, ihre Blicke zu zügeln, gestattete sie dem Aeugeln des Herzogs von York Zugang und was schlimmer war, sie erwiederte es freundlichst.

Er bemerkte es natürlich so gut, wie Jedermann; aber er glaubte auch, er täusche sich, wie alle Welt sich täusche. Wie war es möglich, den Augen zu trauen bei dem, was der Chesterfield Blicke diesem neuen Rivalen sagten! Es schien ihm nicht wahrscheinlich, daß ein Geist, wie der ihre, an einem Benehmen wirklich Geschmack finden könne, über das sie sich unter vier Augen tausendmal lustig gemacht; — was ihm aber noch weniger möglich schien, war ihr Eingehen auf ein neues Verhältniß, ehe sie den ihm gemachten Hoffnungen durch den letzten Schritt entsprochen hatte.

Doch nahm er sich vor, sie näher zu beobachten und nach allem, was er entdeckte, gewann er die Ueberzeugung, sie habe, wenn sie

ihn noch nicht betrüge, dazu doch große Lust. Er erlaubte sich, ihr darüber ein Paar Worte zu sagen; doch sie nahm einen entrüsteten Ton an und behandelte ihn so sehr als Gespensterseher, daß er, ohne überzeugt zu sein, wenigstens irre ward. Die einzige Genugthuung, die sie ihm gab, war die stolze Aeußerung: er verdiene, daß so thörichte Vorwürfe ernstlich begründet wären.

Lord Chesterfield war von gleicher Besorgniß geplagt; kein Zweifel mehr: er hatte den begünstigten Anbeter nach den angestellten Beobachtungen entdeckt, und da das Herz seiner Frau ihm einmal verloren war, so blieb er still; ohne sie mit nutzlosen Vorwürfen zu quälen, nahm er sich vor, sie zu ertappen und dann seinen Weg einzuschlagen.

Wie soll man aber Lady Chesterfield's Verfahren verstehen, wenn man es nicht jener Krankheit der gefallsüchtigen Frauen zuschreibt, die, aus Liebe zum Aufsehen Alles anwenden, um einer andern eine Eroberung zu entziehen und sie festzuhalten?

Doch bevor wir in das Einzelne dieses Abenteuers eingehen, wollen wir einen Blick auf die galanten Erlebnisse Seiner Hoheit des Herzogs vor der Anerkennung seiner Ehe werfen, wie auf das, was unmittelbar dazu führte. Es ist erlaubt, sich von dem Faden der Erzählung ein wenig zu entfernen, wenn wahre, ziemlich unbekannte Ereignisse dem Bericht den Werth der Mannichfaltigkeit verleihen. Wir wollen sehen, was daraus wird.

Achtes Kapitel.

Anschuldigungen gegen die Herzogin v. York. — Lady Carnegy. — Lord und Lady Robarts. — Miß Brook. — Denham. — Die Guitarre. — Enthüllung.

Bei des Herzogs von York Vermälung mit der Tochter des Lordkanzlers hatte keiner der Umstände gefehlt, welche Verbindungen dieser Art in den Augen des Himmels gültig machen. Beiderseitige Einwilligung, gehörige Ceremonie, Anwesenheit von Zeugen und — der wesentliche Punkt des Sakraments hatten stattgefunden.

Wenn die Gemalin auch nicht vollkommen schön war, so gab es am holländischen Hofe doch nichts Besseres und der Herzog von York, weit entfernt, seinen Schritt zu bereuen, schien in den Flitterwochen der Ehe nur die Wiederherstellung des Königthums zu wünschen, um seine Verbindung öffentlich zu erklären. Als er sich aber wirklich im Besitz einer dem Throne so nahen Stellung sah, als Miß Hyde's Reize für ihn nicht mehr den Zauber der Neuheit hatten und England, an Schönheiten so reich, am Hofe seines Bruders die auserlesensten Frauen zeigte, da überlegte er, er sei doch das einzige Beispiel eines Fürsten, der von der höchsten Stufe so tief herabgestiegen sei. Von einer Seite erschien ihm diese Ehe als gänzlich unpassend in jeder Beziehung. Er entsann sich, wie Jermyn ihn nur zu dem Verhältniß mit Miß Hyde gebracht habe, nachdem dieser selbst durch einige kleine Schritte das Terrain geebnet. Er betrachtete seine Ehe wie einen Eingriff in die Achtung und den Gehorsam, die er dem König schulde. Die Entrüstung, welche der Hof und das Land empfinden würden, stellte sich ihm neben der Un=

möglichkeit dar, die Einwilligung des Königs zu einer Sache zu erhalten, welche der Monarch ihm nothgedrungen verweigern müsse. Von der andern Seite zeigten sich die Thränen und die Verzweiflung der armen Hyde und mehr noch die Mahnungen eines Gewissens, das ihn mit Skrupeln immerdar peinigte.

Bei diesem Hin= und Herschwanken eröffnete er sich dem Lord Falmouth und zog ihn über die zu ergreifende Parthei zu Rathe. In seinem Interesse konnte er sich an keinen bess'ren, für Miß Hyde's Wohl aber an keinen schlimmeren Rathgeber wenden. Falmouth behauptete ihm gegenüber nicht bloß, daß er gar nicht vermält wäre, sondern auch, er könnte unmöglich im Ernst daran denken; eine Ehe sei für ihn, selbst, wenn sie sonst ganz passend wäre, durchaus ungültig ohne die formelle Einwilligung des Monarchen; aber die Tochter eines bloßen Rechtsgelehrten dazu zu wählen, sei ein wahres Possenspiel, es wäre freilich ein Advokat, den des Königs Gunst ohne Geburtsadel zum Pair des Reichs und ohne Beruf zum Lordkanzler erhoben. Was seine Skrupel anlange, so brauche er nur Leute zu verhören, die ihn gründlich über das Betragen der Miß Hyde vor ihrer Bekanntschaft mit ihm unterrichten würden, und wenn der Herzog diesen Personen nur nicht sage, die Sache sei bereits abgemacht, so würde er bald wissen, wofür er sich zu entscheiden habe.

Der Herzog von York willigte ein und nachdem Lord Falmouth seinen Rath nebst Zeugen versammelt, führte er alle in des Herzogs Kabinet, nachdem er sie instruirt, um was es sich handle. Die Herren waren: der Graf v. Arran, Jermyn, Talbot und Killegrew, alles Männer von Ehre, die aber die Ehre Sr. Hoheit dem Rufe der Miß Hyde weit vorzogen und mit dem ganzen Hofe über die unverschämte Anmaßung des ersten Ministers empört waren.

Nach einer Art Einleitung sagte der Herzog ihnen: sie wüßten wohl alle um seine Liebe zu Miß Hyde; doch könnte ihnen unbekannt sein, zu welchen Verpflichtungen ihn diese Neigung veranlaßt habe,

er glaube sich gebunden, hier Wort zu halten; da aber die Unschuld von Damen ihres Alters gewöhnlich der bösen Nachrede eines Hofes ausgesetzt sei, da überdies gewisse, falsche oder wahre Gerüchte über ihr Betragen verbreitet wären, so bitte er sie als Freunde und befehle ihnen zugleich bei allem Gehorsam, den sie ihm schuldeten, offen mitzutheilen, was ihnen darüber bekannt sei, und um so aufrichtiger, da er nach ihren Aussagen seine Entscheidung hinsichtlich der Dame treffen werde. — Man ließ sich erst ein wenig bitten, als wolle man nicht wagen, sich über eine so ernste und zarte Angelegenheit auszusprechen; nach den wiederholten Aufforderungen des Herzogs jedoch fing ein jeder an, über die arme Hyde alle Einzelheiten aufzuzählen, die er wußte und wohl nebenbei auch solche, die ihm nicht bekannt waren.

Graf Arran z. B., der zuerst sprach, sagte aus: in der Galerie von Hons-Laerdyk, wo seine Schwägerin, die Gräfin Ossory, mit Jermyn eines Tages Kegel spielte, habe Miß Hyde sich plötzlich unwohl gestellt und sich in ein Zimmer am Ende der Galerie zurückgezogen; er, Zeuge, sei ihr gefolgt und habe ihr das Mieder aufgeschnitten, um einem Anfall von Ohnmacht Wahrscheinlichkeit zu geben und er habe sein Mögliches gethan, ihr beizuspringen oder sie aufzumuntern.

Talbot sagte aus: während ihr Vater, der Kanzler, einst im Conseil gewesen, hätte sie ihm im Kabinet desselben eine so lebhafte Zusammenkunft gewährt, daß sie beide auf die Sachen, die auf dem Tische standen, weniger achteten, als auf das, was sie beschäftigte, und so hätten sie eine ganze Flasche voll Dinte auf eine fünf Seiten lange Depesche umgestürzt, worauf des Königs Affe, dieses Vergehens angeklagt, auf längere Zeit in Ungnade gefallen sei.

Jermyn bezeichnete mehrere Orte, an denen er lange und glückliche Zusammenkünfte gehabt.

Doch alle diese Anklagepunkte drehten sich nur um Tändeleien oder um Dinge, die man die kleinen Freuden der Liebe nennt. Kil=

llegrew hingegen wollte die schwachen Beschuldigungen überbieten und sagte gerade heraus, er habe die Ehre ihrer höchsten Gunst genossen. Er war von munterem, schalkhaften Sinn und wußte seinen Geschichten durch anmuthige pikante Züge einen hübschen Anstrich zu geben. Ihm, sagte er, hätte die Schäferstunde in einem ganz andern Kabinet gelacht, das zu einem von Liebeshändeln weit entfernten Zwecke gerade über dem Wasser eingerichtet wäre; zu Zeugen hätten sie drei oder vier Schwäne gehabt, die leicht auch manches Andern Glück wahrgenommen haben könnten, da die Dame oft in dies Kabinet ginge und sich sehr darin gefiele.

Die letzte Angabe fand der Herzog von York übertrieben, indem er hinlängliche Beweise vom Gegentheil zu haben meinte. Er dankte den Herren Zeugen in Liebessachen, legte ihnen für die Zukunft über ihre Aussagen Stillschweigen auf und ging in die Zimmer des Königs. Sobald der Herzog in dessen Kabinet eingetreten war, erzählte Lord Falmouth dem in des Königs Nähe befindlichen Grafen Offory das Vorgefallne. Die geheime Unterredung beider fürstlichen Brüder dauerte lange und der Herzog von York schien beim Herauskommen so bewegt, daß sie an der schlimmen Wendung für Miß Hyde nicht mehr zweifelten. Lord Falmouth fing schon an, ihr Unglück zu bedauern und bereute seine Mitwirkung etwas, als der Herzog ihm sagte, er solle sich mit dem Grafen Offory in einer Stunde bei dem Kanzler einfinden.

Sie waren ein wenig erstaunt, daß der Fürst diese Hiobspost selbst ankündigen wolle. Zur bezeichneten Stunde fanden sie Seine Hoheit im Zimmer der Miß Hyde. Ihre Augen waren von Thränen feucht, die sie vergeblich zu unterdrücken suchte. Der Lordkanzler, an die Wand gelehnt, schien ihnen von heftigen Gefühlen ergriffen und sie zweifelten nicht, daß es halb Wuth, halb Verzweiflung sei. Mit jener heitern zufriedenen Miene, mit der man gute Nachrichten zu verkünden pflegt, sagte ihnen der Herzog von York: „Da ich Sie beide vom ganzen Hofe am meisten schätze, so will ich auch,

daß Sie zuerst die Ehre haben, der Herzogin von York zu huldigen. Ich stelle sie hiermit vor.“

Ueberraschung half da nichts und offenes Erstaunen wäre unter solchen Umständen wenig schicklich gewesen. Im Innern waren sie jedoch so davon überwältigt, daß sie sich, um es zu bergen, rasch auf die Knie warfen, ihr die Hand zu küssen, die sie ihnen mit so vieler Hoheit und Majestät reichte, als hätte sie ihr Lebelang nichts anders gethan.

Den Tag darauf ward die Sache veröffentlicht und der ganze Hof beeilte sich pflichtgemäß ihr Huldigungen darzubringen, welche später sehr aufrichtig wurden.

Die Stutzer, die zu einem ganz andern Zweck, als dem erreichten, gegen sie ausgesagt hatten, waren sehr in Verlegenheit. Gewisse Beleidigungen zu verzeihen, liegt nicht im Charakter der Frauen, und wenn sie sich den Genuß der Rache verschaffen wollen, so gehn sie nicht mit halber Hand zu Werk; dennoch kamen die Herren mit der bloßen Angst davon.

Von allem, was im Kabinet über sie gesagt war, in Kenntniß gesetzt, bemühte sich die Herzogin von York, weit entfernt von jeder Rachsucht, durch Freundlichkeit und Gefälligkeiten aller Art gerade diejenigen auszuzeichnen, welche sie an einem so empfindlichen Punkte angegriffen hatten. Sie spielte niemals darauf an, ohne ihren Diensteifer zu loben und meinte, es gebe keine größere Probe von Hingebung, als wenn ein sonst edler Mann im Interesse eines Fürsten oder Freundes die strengen Gränzen der Redlichkeit ein wenig überschreite, um ihm zu dienen. Gewiß ein seltnes Muster von Klugheit und Mäßigung nicht allein für das schöne Geschlecht, sondern auch für diejenigen unter uns, die sich am meisten mit Weisheit brüsten.

Nachdem der Herzog von York durch Anerkennung seiner Vermälung sein Gewissen beruhigt hatte, dachte er nach einer so großmüthigen Handlung seiner Liebe zur Veränderung etwas Raum

geben zu können. Er machte sich also an das, was ihm in die Hände fiel, an Lady Carnegy, die schon in manchen andern Händen gewesen war. Sie war noch ziemlich hübsch und ihre natürliche Gutmüthigkeit ließ ihren neuen Liebhaber nicht lange schmachten. Eine Zeit lang ging alles ganz gut. Ihr Gemal, Lord Carnegy, war noch in Schottland; da aber sein Vater plötzlich gestorben war, kam der Lord ebenso unerwartet unter dem neu erworbenen Namen Lord Southesk zurück, — einem Namen, den seine Gemalin haßte, aber doch noch geduldiger ertrug, als ihres Mannes Rückkehr. Von der Ehre, die ihm in der Abwesenheit angethan worden, hatte er etwas Wind bekommen. Zunächst wollte er nicht den Eifersüchtigen spielen; da er sich indeß über die Wahrheit der Thatsache gern Licht verschafft hätte, so beobachtete er seine Frau genauer. Das Verhältniß zwischen ihr und dem Herzog von York war über bloße Tändeleien längst hinaus. Weil jedoch die Ankunft des Mannes zu einigen Rücksichten zwang, so besuchte der Fürst sie unter anständigen Formen, d. h. stets von Jemand begleitet, um den Schein einer bloßen Visite zu wahren.

Zu jener Zeit kehrte Talbot aus Portugal zurück. Der Umgang hatte sich während seiner Abwesenheit angesponnen und ohne von Lady Southesk eine Idee zu haben, hörte er nur, sein Gebieter sei in sie verliebt.

Einige Tage nachher ward er, um zu figuriren, zu ihr geführt und der Herzog stellte ihn vor. Es wurden auf beiden Seiten einige Artigkeiten gewechselt, worauf er es passend fand, Seine Hoheit ungehindert unter vier Augen sein Compliment anbringen zu lassen, und deshalb zog er sich in das Vorzimmer zurück. Die Fenster desselben gingen nach der Straße. Talbot setzte sich daran, um die Vorübergehenden zu betrachten.

Für dergleichen Verhältnisse stand sein guter Wille außer Zweifel; aber leider war er der Unaufmerksamkeit und Zerstreuung so unterworfen, daß er z. B. das Beglückwünschungsschreiben, mit dem

der Herzog ihn für die Infantin von Portugal entsandt, ganz ruhig in London zurückgelassen und es erst in Lissabon vor seiner Audienz vermißt hatte.

Wie erwähnt, stand er also jetzt Schildwacht und war auf seine Weisungen sehr aufmerksam, als er einen Wagen vor der Thür halten sah. Er bekümmerte sich weder darum, noch um einen Herrn, welcher ausstieg und die Treppe heraufkam.

Der Teufel, der bei solchen Gelegenheiten nicht böswillig sein sollte, führte ihm Lord Southesk in eigener Person in den Weg. Man hatte des Herzogs Wagen fortgeschickt, weil die Lady versicherte, ihr Gemal habe eine Fahrt zu den Hunden, Bären und Stieren gemacht, wo er sich so amüsire, daß er gewöhnlich sehr spät zurückkäme. Der Lord erwartete, weil er keinen Wagen gesehn, nimmermehr, so vornehmen Besuch zu finden. Wenn es ihn nun zunächst befremdete, daß er Talbot ruhig im Vorzimmer seiner Frau sitzend fand, so war seine Ueberraschung doch nur kurz. Seit der Rückkehr aus Flandern hatte Talbot ihn nicht gesehen und ohne zu ahnen, daß jener den Namen gewechselt habe, rief er, ihm die Hand reichend: „Ach, guten Tag, Carnegy, guten Tag, dickes Vieh, wo zum Teufel kommst Du her, da man Dich seit der Zeit in Brüssel gar nicht gesehen hat? Weshalb kommst Du hierher? Du hast es doch nicht etwa auch auf die Southesk abgesehen? Wenn das ist, lieber Freund, kannst Du nur das Feld räumen, denn ich sage Dir, der Herzog von York liebt sie und gerade jetzt ist er da drinnen, um ihr ein Wort darüber zu sagen.“

Ueberrascht, wie man sich denken kann, hatte Southesk nicht Zeit, auf diese schönen Reden zu antworten. Talbot drängte ihn freundschaftlich zur Thür hinaus und rieth ihm, als sein gehorsamer Diener, sein Glück anderswo zu suchen. Southesk, für den Augenblick nichts Besseres wissend, stieg wieder in seinen Wagen, und Talbot, erfreut über den Vorfall, sehnte sich nach des Herzogs Fortgang, um ihm das Intermezzo zu berichten. Allein er fand, die

Sache habe für die Betheiligten eben nichts Lustiges; besonders aufgebracht aber war er, daß dies Vieh von Carnegy seinen Namen expreß gewechselt, um ihm seine Mittheilung abzulocken.

Dieser Zufall brachte ein Verhältniß zum Schluß, dessen Verlust der Herzog nicht allzusehr bedauerte; und seine Kälte trat zur rechten Zeit ein; denn der Verräther Southesk war daran, eine Rache zu bereiten, die ohne Gift und Eisen an seinen Beleidigern, wenn ihr Verkehr noch länger gedauert hätte, ihm gründliche Genugthuung verschafft haben würde.

Er suchte an den verruchtesten Orten die abscheulichste Krankheit, die dort zu finden ist; es gelang ihm seine Rache aber nur zur Hälfte; denn nachdem er die schwersten Kuren durchgemacht, um das Uebel wieder los zu werden, gab seine Frau Gemalin ihm allein sein Geschenk zurück, da sie mit dem, für welchen es so gewandt bereitet war, keinen Umgang mehr pflog.

Zu jener Zeit glänzte Lady Robarts. Ihre Schönheit fiel auf, doch bei den lebhaftesten Farben, dem ganzen Schmelz der Jugend und bei allem, was eine Frau reizend machen kann, fesselte sie nicht dauernd. Nichtsdestoweniger hätte der Herzog von York dabei seine Rechnung gefunden, wenn nicht unüberwindliche Schwierigkeiten seine guten Absichten auf sie vereitelt hätten. Der Gemal der Schönen, Lord Robarts, war ein alter unausstehlicher Störenfried, zum Verzweifeln in sie verliebt, und zum Uebermaß des Entsetzens unaufhörlich in ihrer Nähe.

Sie bemerkte die Aufmerksamkeit Seiner Hoheit ganz gut und ließ merken, daß sie nicht unerkenntlich sein würde. Das erhöhte des Herzogs Eifer und mehrte die aus der Ferne zugesandten Liebeszeichen; da aber bei größerer Annäherung der unvermeidliche Robarts seine Wachsamkeit und Sorge nur verdoppelte, so griff man zu allen möglichen Mitteln, ihn zu ködern. Es ward versucht, ihn durch Habsucht und Ehrgeiz zu gewinnen. Leute, die sein Vertrauen genossen, mußten ihm sagen, es hänge nur von ihm ab, der Lady Ro-

barts, die so würdig sei, bei Hofe eine bedeutende Stellung einzunehmen, einen Posten bei der Königin oder Herzogin zu verschaffen. Auch über eine Statthalterstelle in seiner Provinz forschte man ihn aus; man schlug ihm vor, er möchte die Verwaltung der Güter des Herzogs von York in Irland übernehmen; es sollte ihm darüber vollkommen freie Hand gelassen werden, wenn er nur eilig dahin abreisen und dort so lange bleiben wollte, als ihm gut dünkte.

Er verstand die Bedeutung dieser Vorschläge vollkommen und wußte ihren ganzen Werth zu würdigen; doch Ehrgeiz und Gewinnsucht lockten ihn vergebens; er schenkte ihnen kein Gehör und der verwünschte Alte wollte durchaus nicht Hahnrei werden. Allein vor diesem Schicksal bewahren Abneigung und Furcht nicht jederzeit. Der Schelm wußte dies vortrefflich zu beurtheilen. Unter dem Vorwande also einer Pilgerreise zu der heiligen jungfräulichen Märtyrerin Winifried, die die Gabe besaß, den Frauen Fruchtbarkeit zu verleihen, ruhte er nicht, bis er die höchsten Berge von Wales zwischen seiner Gattin und dem ihr nach seiner Abreise in London zugedachten Wunder aufgepflanzt sah.

Eine Zeit lang lag der Herzog nur dem Jagdvergnügen ob oder opferte der Liebe wenigstens nur vorübergehend. Da aber die Erinnerung an Lady Robarts schwand und sein Sinn sich gewandelt, so richteten seine Blicke und Wünsche sich auf Miß Brook; mitten jedoch in dieser Verbindung warf sich ihm Lady Chesterfield aus eigenem Antrieb in den Weg, wie wir bei der Wiederaufnahme ihrer Geschichte erzählen werden.

Der rastlose, ehrgeizige Graf v. Bristol hatte alle Mittel versucht, beim König seinen frühern Einfluß zu erhalten. Da es derselbe Digby ist, dessen Bussy in seinen Annalen gedenkt, so wird die Bemerkung hinreichen, daß sein Charakter sich nicht geändert hatte. Er wußte, wie die Liebe und Zerstreuungen einen Gebieter beherrschten, den er seinerseits gegen den Willen des Lordkanzlers lenkte. So gab es bei ihm denn Fest auf Fest; bei diesen nächtlichen

Gelagen herrschten Ueppigkeit und feiner Geschmack als Würze der andern Genüsse. Die beiden Fräulein Brook, seine Verwandten, nahmen beständig daran Theil. Beide waren wie geschaffen, Liebe einzuflößen und zu empfinden. Das war ganz für den König gemacht. Graf Bristol sah die Dinge so im Gange, daß er mit seinem Plan zufrieden war; aber Lady Castlemaine, neuerdings wieder im Besitz der ganzen Neigung des Königs, war damals noch nicht dazu gestimmt, sie mit einer andern zu theilen, wie sie es aus Nichtachtung der Miß Stewart seitdem blindlings gethan. Sobald sie von diesen Intriguen Wind bekam, störte sie unter dem Vorwande, an allen Festen theilnehmen zu wollen, die Parthie. Der Graf Bristol konnte nur seinen Plan aufgeben, und Miß Brook ihr Entgegenkommen einstellen. Der König wagte nicht mehr, daran zu denken; allein sein Bruder, der Herzog, nahm sich der Verschmähten an und Miß Brook empfing vorläufig das Anerbieten seines Herzens, bis es dem Himmel gefallen sollte, anderweitig über sie zu verfügen. Das ereignete sich denn auch bald in folgender Weise. — Jetzt mit Schätzen und Jahren belastet, hatte der Ritter Denham früher seine Zeit mitten unter den Zerstreuungen der Jugend hingebracht. Einer der glänzendsten Geister, die England im Felde der witzigen Literaur hervorgebtracht, verschonte er in seinen satyrischen und scherzhaften Gedichten weder langweilige Schriftsteller, noch eifersüchtige Männer, noch auch deren Gattinnen. Seine Arbeiten waren voll von treffenden Witzworten und anmuthigen Geschichten; aber seine feinste und stechendste Satyre drehte sich gewöhnlich um die Abenteuer der Ehe; und als wollte er die Wahrheit seiner Jugendschriften an sich selbst erproben, nahm er im Alter von neunundsiebzig Jahren die erwähnte Miß Brook zur Frau, die nur achtzehn Sommer zählte.

Kurz zuvor hatte der Herzog von York sie ein wenig vernachlässigt; aber ein solches Mißverhältniß in der Ehe fachte seine Flamme von Neuem an. Ihrerseits erweckte sie ihm Hoffnungen auf ein

nahes Glück, welchem vor der Vermälung sich tausend Rücksichten in den Weg gestellt hatten. Sie wollte eine Stellung bei Hofe und gegen das Versprechen einer Charge als Palastdame der Herzogin war sie bereit, ein anderes Versprechen zu ertheilen oder wohl auch baar zu bezahlen, als — Lady Chesterfield mitten in der Unterhandlung durch ein unseliges Geschick versucht wurde, ihr den Anbeter zu entreißen und dadurch manche Verhältnisse zu verwirren. Weil sie jedoch den Herzog nur in großer Gesellschaft sah, so mußte sie, um ihn zu gewinnen, nothwendiger Weise starke Schritte entgegen thun und da er der unvorsichtigste Blickschleuderer seiner Zeit war, so ward bald der ganze Hof von dem kaum begonnenen Roman unterrichtet. Die, welche mit höchster Spannung auf die Sache blickten, waren eben nicht unbetheiligt dabei zu nennen. Hamilton und Lord Chesterfield beobachteten am genausten. Aber die Denham, wüthend über das auf ihre Rechnung umlaufende Gerücht, erging sich mit voller Leidenschaft in Aeußerungen gegen ihre Nebenbuhlerin. Bis jetzt hatte Hamilton geglaubt, bloße Eitelkeit habe Lady Chesterfield in dies Verhältniß gezogen; allein er ward bald enttäuscht; wie kalt sie auch anfangs auf die Intrigue eingegangen war, sie ging daraus nicht so unberührt hervor. Oft geräth man weiter, als man denkt, sobald man Lockungen, die man für harmlos hält, nachgeht. Wenn auch anfangs das Herz nicht betheiligt ist, so ist es für die Folge keineswegs gesichert.

Wie wir sagten, athmete am Hofe Alles Freude, Genuß und jene Pracht und Verfeinerung, wie sie nur die Neigungen eines zärtlich gestimmten, galanten Fürsten hervorrufen können. Die Schönheiten wollten bezaubern und die Männer strebten nur zu gefallen, jeder endlich machte seine Gaben geltend, wie es anging. Einige zeichneten sich durch Grazie im Tanz aus, andre durch Aufwand in der Erscheinung und andere durch Geist, die meisten durch Verliebtheit und sehr wenige durch Treue.

Es gab am Hofe einen durch sein Guitarrenspiel berühmten

Italiener, Franzisco. Er besaß wirklich musikalisches Genie und darum hat er auch allein aus der Guitarre etwas machen können; sein Spiel war so zart und anmuthig, daß er dem undankbarsten Instrument Harmonie verliehen hätte. Es muß dabei bemerkt werden, daß nach seiner Manier zu spielen außerordentlich schwierig war. Des Königs Geschmack an diesen Compositionen hatte das Instrument so in Aufnahme gebracht, daß alle Welt gut oder schlecht darauf spielte und auf dem Toilettentisch der Dame war so sicher eine Guitarre zu finden, wie Schminke und Schönpflästerchen.

Der Herzog von York spielte ganz gut und der Graf von Arran fast wie Francisco selbst. Dieser Virtuos hatte eine Sarabande componirt, welche alle Welt entzückte und zugleich in Verzweiflung stürzte; denn sämmtliche Guitarristen des Hofes übten sie und Gott weiß, was das für ein heilloses Geklimper war.

Der Herzog gab vor, er könne sie nicht recht spielen und bat Lord Arran, sie ihm vorzutragen. Lady Chesterfield hatte in ganz England die beste Guitarre. Zu ihr also, in die Wohnung der Schwester, führte Graf Arran Seine Hoheit, indem er dort auf das Beste vorspielen wollte. Die Lady wohnte im Schlosse bei ihrem Vater, dem Herzog von Ormond, und die Zauberguitarre hauste dort bei der Dame. Ich kann nicht sagen, ob die Sache abgekartet war; aber soviel ist gewiß, sie fanden die Lady und die Guitarre zu Hause. Auch trafen sie dort Mylord Chesterfield, der über den unerwarteten Besuch so erschrocken war, daß er sich erst besinnen mußte, ehe er aufstand, den Fürsten mit gehöriger Achtung zu empfangen.

Sogleich stieg ihm die Eifersucht wie ein böser Dunst zu Kopfe. Tausend argwöhnische Gedanken, schwärzer als Dinte, erfüllten seine Phantasie. Sie keimten dort und wuchsen mit Macht; denn während der Bruder auf der Guitarre spielte, spielte die Schwester mit den Augen, als wäre gar kein Feind im Felde. Mehr als zwanzig Mal ward die Sarabande wiederholt. Der Herzog versicherte,

man könne nicht ausdrucksvoller vortragen, Lady Chesterfield bekrittelte die Composition, aber ihr Gemal, der wohl merkte, daß das Stückchen ihm gespielt werde, fand es unausstehlich.

Obgleich er nun Tod und Hölle empfand, weil er sich Zwang anthun mußte, während man sich vor ihm so wenig genirte, so beschloß er doch abzuwarten, wie diese Visite enden werde. Das aber stand nicht in seiner Macht. Er erhielt als der Königin Kammerherr die Nachricht, Ihre Majestät wolle ihn sprechen. Erst dachte er sich krank zu melden, dann quälte ihn der Einfall, die Königin könne wohl gar mit im Complott sein, weil sie ihn so ungelegen rufen lasse. Kurz, mit den seltsamsten argwöhnischen Ideen und mit der Unentschlossenheit eines Eifersüchtigen in tausend Aengsten mußte er dennoch fort.

Er war in einer ganz wunderlichen Stimmung, als er bei der Königin eintrat. Wie das Unglück bei dem vom Schicksal Verfolgten, so die Besorgnisse bei dem Eifersüchtigen: sie kommen selten allein und hören nie zu plagen auf. Er erfuhr, man habe ihn für eine Audienz bestellt, welche die Königin sechs oder sieben moskowitischen Gesandten zu ertheilen hätte. Kaum fing er nun an, die Moskowiten zu verwünschen, als sein Schwager Graf Arran erschien und alle den fremden Gesandten zugedachten Flüche auf sich zog. Nun zweifelte er nicht länger, daß der Graf im Einverständniß mit den Beiden sei, da er sie unter vier Augen gelassen, und er wünschte ihm im Stillen den verdienten Lohn für diese Willigkeit. Es ward ihm schwer, nicht auf der Stelle mit seiner Ansicht über ein solches Betragen auszubrechen, er glaubte keiner weitern Probe von seines Weibes Untreue zu bedürfen; doch noch ehe der Tag endete, fand er Grund zu der Ueberzeugung, daß man seine Entfernung und seines bereitwilligen Schwagers Gefälligkeit sehr gut benutzt habe.

Die Nacht brachte er still zu, und da er seinen Argwohn und Kummer mittheilen oder umkommen mußte, so brütete er bloß und

ging im Zimmer spazieren bis zur Parkfahrt-Stunde. Er ging an den Hof, suchte Jemand und bildete sich ein, man errathe den Grund seiner Verstimmung. Er wich Jedermann aus, bis er endlich Hamilton traf, der ihm wie gerufen erschien. Mit der Einladung, zusammen eine Fahrt im Park zu machen, nahm er ihn in den Wagen und sie kamen beide in tiefstem Schweigen auf der Promenade an.

Da Hamilton ihn ganz bleich und brütend fand, glaubte er, erst jetzt habe der Lord entdeckt, was alle Welt schon seit langer Zeit wisse. Nach kurzer unbedeutender Einleitung fragte Chesterfield, wie seine Sachen bei Lady Castlemaine ständen. Hamilton merkte wohl, diese Frage gehöre nicht zur Sache, aber er wollte ihm doch freundlich danken und wie er seine Antwort überdachte, sprach Chesterfield: „Ihre Frau Cousine ist sehr kokett und es läge nur an mir, zu glauben, sie sei nicht allzu sittsam." Hamilton fand das Letzte ein bischen stark, wollte ihm widersprechen, aber der Lord unterbrach ihn: „Mein Gott, Sie sehen so gut wie der ganze Hof ihr Benehmen. Die Ehemänner sind freilich stets die Letzten, mit denen man davon spricht, aber nicht immer die Letzten, die es merken. Da Sie mir andre Mittheilungen gemacht, bin ich nicht befremdet, daß Sie diese übergingen; doch ich schmeichle mir, Ihre Achtung zu besitzen und es würde mich kränken, wenn Sie glauben sollten, ich würde dies ruhig mit ansehen. Man treibt die Dinge so weit, daß endlich ein Entschluß gefaßt werden muß. Gott bewahre mich davor, den Eifersüchtigen zu spielen; die Rolle ist abscheulich, aber ich will auch nicht durch alberne Geduld das Gespräch der ganzen Stadt werden. Entscheiden Sie also nach dem, was ich sagen werde, ob ich gleichgültig zusehen oder Maßregeln treffen soll, mich gegen die Gefahr zu schützen."

„Gestern erwies Seine Hoheit mir die Ehre, meine Frau zu besuchen." Bei diesem Eingang erbebte Hamilton im Innersten. „Ja", fuhr der Andre fort, „der Herzog war so gnädig und Graf Arran hatte die Güte, ihn zu uns zu führen. Wundern Sie Sich nicht,

daß ein Mann von seiner Geburt eine solche Rolle spielt? Was für ein Loos kann er von demjenigen erwarten, der ihn zu so schmachvollen Diensten gebraucht. Aber wir kennen ihn lange als eins der traurigsten Exemplare mit seiner Guitarre und andern Ziereren."

Nach dieser leichten Andeutung über das Verdienst seines Schwagers theilte Chesterfield seine Beobachtungen während des Besuchs mit und fragte ihn, was er von seinem Vetter Arran denke, daß er Beide so bequem allein gelassen? „Sie sind erstaunt", fuhr er fort, „nun hören Sie, ob ich Recht habe, zu bezweifeln, daß das Ende der schönen Visite in so vollkommener Unschuld abgegangen sei. Lady Chesterfield ist angenehm, man muß das einräumen, aber es fehlt viel an dem Wunder von Schönheit, wofür sie sich hält. Sie wissen, daß sie häßliche Füße hat, aber nicht, daß ihre Beine noch häßlicher sind." — „Bitte sehr", sagte Hamilton leise. — Der Lord setzte seine Zergliederung fort: „Ihr Bein ist kurz und dick, und um diesen Fehler, so gut es geht, zu verbergen, trägt sie fast stets grünseidene Strümpfe."

Hamilton konnte nicht begreifen, wo zum Teufel das Alles hinauswolle und Chesterfield, ihn errathend, sprach weiter: „Einen Augenblick Geduld; gestern war ich bei Miß Stewart, nach der Audienz dieser verwünschten Moskowiten. Der König war gerade eingetreten, und als hätte der Herzog geschworen, mich diesen Tag überall zu verfolgen, traf auch er eine Minute später ein. Die Unterhaltung drehte sich um das seltsame Aeußere der fremden Gesandten. Ich weiß nicht, wie der tolle Crofts dazu kam, zu sagen, die Moskowiten hätten lauter schöne Frauen und alle ihre Weiber hätten schöne Beine; genug, der König behauptete, es gäbe nichts Schöneres, als das Bein der Miß Stewart. Um den Ausspruch zu bethätigen, zeigte sie es bis über das Knie. Man wollte sich niederwerfen, um sein Ebenmaß anzubeten; denn es giebt wirklich nichts Schöneres; aber der Herzog allein fing an, es zu bekritteln; er meinte, es wäre etwas zu dünn, und behauptete, nichts sei so reizend,

als ein etwas kürzeres und stärkeres Bein und schloß endlich: kein Bein ohne grünseidene Strümpfe könne Gnade finden. Nach meiner Ansicht hieß das sagen: er habe ein solches kürzlich gesehen und sein Kopf sei noch ganz voll davon."

Hamilton wußte nicht, was er während eines Berichts, der ihm ähnliche Gedanken gab, für ein Gesicht machen sollte. Er zuckte die Achseln, und sagte mit schwacher Stimme: der Schein trüge oft; Lady Chesterfield habe die Schwäche aller Schönen, die da meinen, die Zahl der Anbeter entscheide über ihren Werth, und wenn die Lady auch unkluger Weise, um Seine Hoheit nicht zurückzustoßen, sich zu freundlich benommen habe, so seien weitere Schritte, den Herzog zu fesseln, von ihr nicht zu fürchten. Umsonst jedoch gab er Trostgründe, an die er selbst nicht glaubte; Chesterfield fühlte dies durch; aber er wußte ihm für seinen Antheil Dank.

Hamilton eilte nach Hause, um der Cousine die bittersten Dinge zu schreiben. Die Form dieses Briefes war von seinen früheren Episteln sehr verschieden. Vorwürfe, Beleidigungen, Liebesklagen, Drohungen und der ganze Vorrath eines gekränkten Liebhabers bildeten den Inhalt. Aus Furcht vor einem Zufall begab er sich zu ihr, um das Billet selbst zuzustellen.

Nie war sie ihm so schön, wie in diesem Augenblicke, erschienen und ihre Augen hatten ihm noch niemals so viel Innigkeit gezeigt. Sein Herz ward davon bewegt; doch wollte er die hübschen im Briefe enthaltenen Dinge nicht verlieren. Indem sie das Billet nahm, drückte sie ihm die Hand. Dieser Zug entwaffnete ihn vollends. Er hätte alles in der Welt dafür gegeben, den Brief wieder zu haben. Es schien ihm plötzlich, als sei von dem, was er darin gesagt hatte, nicht ein Wort wahr. Ihr Gemal wurde ihm zum Gespensterseher und Betrüger, zu ganz etwas anderem, als was er ihm im Augenblick zuvor geschienen; aber die Gewissensbisse kamen ein wenig spät. Sein Billet war einmal abgegeben und die Lady hatte so viel Sehnsucht und Ungeduld, es allein zu lesen, gezeigt, daß jeder Umstand

dazu beitrug, sie zu rechtfertigen und ihn zu vernichten. Sie befreite sich, so gut es ging, von einem lästigen Besuch, um in ihr Kabinet zu treten. Er jedoch erschien sich so schuldig, daß er ihr Herauskommen nicht abwarten zu dürfen glaubte, und er brach mit der Gesellschaft auf. Den Tag darauf wagte er sich um keinen Preis zu ihr, um eine Antwort zu erhalten.

Er traf sie jedoch bei Hofe und seit dem Beginn seiner Neigung zu ihr war dies das erste Mal, daß er sie nicht suchte. Er hielt sich im Hintergrunde, wagte nicht, die Augen aufzuschlagen und schien in lächerlicher oder bedauernswerther Verlegenheit, als sie sich näherte. „Sind Sie nicht“, sprach sie, „für einen Mann von Verstande in der abgeschmacktesten Lage von der Welt? Sie wünschen, Sie hätten mir nicht geschrieben; Sie möchten eine Antwort und wagen nicht, darauf zu hoffen und doch ersehnen und fürchten Sie eine. Ich habe ihnen aber dennoch ein paar Zeilen geschrieben.“ — Sie hatte nur Zeit, ihm diese wenigen Worte zu sagen; es geschah mit einer Miene und einem Blick, die ihm die Huldgöttin mit all' ihrer Anmuth vor die Seele zauberte. Als das Spiel der Königin begann, war er ihr zur Seite. Sie setzte sich zur Partie. Er quälte sich mit der Frage, wann oder wo diese Antwort ihm zugehen würde, als sie ihn bat, ihren Fächer und ihre Handschuhe irgendwo hinzulegen. Er empfing Beides mit dem erwarteten Schreiben. In den ihm zugeflüsterten Worten hatte er keine Strenge, nichts Feindliches gefunden; deshalb eilte er, das Billet zu öffnen. Es lautete:

„Ihre Ausfälle sind so komischer Natur, daß ich Ihnen eine Gnade erweise, wenn ich sie einer übermäßigen Leidenschaft zuschreibe, die Ihnen den Kopf verdreht. Man muß in der That sehr zur Eifersucht hinneigen, wenn man sie über den von Ihnen bezeichneten Herrn empfinden kann. Mein Gott, ist das ein Anbeter, um einen Mann von Ihrem Geist zu beunruhigen, und was für ein Geist, um mich fesseln zu können! Schämen Sie Sich nicht, von dem Wahnsinn eines Eifersüchtigen angesteckt zu

sein, der aus Italien nur diese Krankheit mitgebracht hat? Der Gegenstand seiner Grillen, die Fabel von den grünen Strümpfen hat Sie auf so jämmerliche Weise täuschen können! Warum hat er bei seinen Mittheilungen nicht mit dem Zertrümmern meiner armen Guitarre geprahlt! Diese Heldenthat würde Sie vielleicht mehr überzeugt haben, als alles Andre. Kehren Sie zu Sich selbst zurück und wenn Sie mich lieb haben, so preisen Sie es als einen glücklichen Umstand, daß diese fehlgreifende Eifersucht die Aufmerksamkeit von den Gefühlen ablenkt, die ich für den liebenswürdigsten und gefährlichsten Mann am ganzen Hofe hege."

Hamilton war bis zu Thränen über diesen Beweis von einer Güte gerührt, deren er sich unwürdig fühlte. Seine Lippen berührten nicht blos das Billet, er küßte auch Fächer und Handschuh mit Inbrunst. Als das Spiel beendet war, empfing Lady Chesterfield sie aus seinen Händen zurück und las in seinen Blicken die Seligkeit, die ihm ihre Zeilen verliehen. Doch weit entfernt, mit jenen stummen Boten sich zu begnügen, eilte er nach Hause, um seinen Empfindungen schriftlich Ausdruck zu geben.

Wie verschieden war dieser Brief von dem früheren! Vielleicht war er nicht so gut geschrieben; denn wenn man um Verzeihung bittet, zeigt man nie so viel Geist, als wenn man verwundet, und der Styl der Liebe ist nicht halb so ergreifend als die Sprache der Entrüstung.

Doch genug, der Friede war geschlossen und ihr Verhältniß ward nach dem Streit desto inniger. Um ihn nach diesem tiefen Mißtrauen vollends zu beruhigen, trug Lady Chesterfield häufig den Schein der Nichtachtung gegen den Nebenbuhler und ihren wahren Abscheu gegen den Gemal zur Schau.

Seine dadurch gewonnene Zuversicht ging so weit, daß er ihr gestattete, vor der Welt dem Herzog scheinbare Gunstbeweise zuzuwenden, um ihr wahres Verhältniß zu maskiren. So wurde denn seine Seele durch nichts gequält, als durchdie Sehnsucht, eine günstige

Gelegenheit zur Krönung seiner Wünsche zu finden. Es schien ihm die Herbeiführung der Stunde nur von ihr abzuhängen. Durch Aufzählung von Hindernissen, die sie angeblich durch seine Gewandtheit gern beseitigt zu sehen wünschte, wußte sie das Ziel hinauszuschieben.

Das stopfte ihm den Mund; während er nun mit Eifer an Ueberwindung der Schwierigkeiten arbeitete und sich im Stillen wunderte, wie zwei für einander fühlende, vollkommen einverstandene Wesen nicht über bloße Wünsche hinauskämen, ließ das Schicksal ein Ereigniß laut werden, welches ihm nicht länger gestattete, am Glück seines Rivalen und der Untreue der Geliebten zu zweifeln.

Häufig, wenn wir den Sturz unsrer Hoffnungen am meisten fürchten, verschont uns das Unglück; oft dagegen, wenn wir am wenigsten Unheil erwarten oder verdienen, überfällt es uns zehnfach. Hamilton war mitten in der Abfassung des zärtlichsten, leidenschaftlichsten Schreibens an Lady Chesterfield begriffen, als ihr Gemal eintrat, um ihm alle Einzelheiten seiner letzten Entdeckung mitzutheilen. Der Schreibende hatte gerade nur Zeit das galante Werk unter andern Papieren zu bergen, — so eilig war der Lord in's Zimmer getreten. Herz und Kopf steckten dem Liebenden noch so voll von den an die Lady gerichteten Zeilen, daß ihr Gemal mit seinen Anschuldigungen anfangs kalt aufgenommen ward; überdieß kam er in jeder Hinsicht ungelegen. Er mußte jedoch angehört werden und die erste Minute Aufmerksamkeit änderte Alles. Hamilton machte große Augen, als er Züge einer gränzenlosen Unvorsichtigkeit vernahm, die ihm fast unglaublich schien.

„Sie haben ganz Recht, erstaunt zu sein", sagte der Lord am Ende der Erzählung, — „damit Sie aber an dem Gesagten nicht zweifeln, so wird es Ihnen nicht schwer werden, Zeugen für die Bestätigung zu finden; denn der Schauplatz dieser zärtlichen Vertraulichkeiten war kein andrer, als das Spielzimmer der Königin und dieser Ort war, Dank dem Himmel, ganz hübsch voller Gesellschaft. Die

Lady Denham bemerkte zuerst, was die Beiden schlau im Gedränge zu verbergen glaubten. Sie mögen sich denken, wie sie den Fall geheim hielt. Zuerst wandte sie sich mit der Anzeige an mich, als ich eintrat, um mir gerade heraus zu sagen, ich möchte meine Frau warnen, damit nicht Andre zu sehen bekämen, was ich allein sehen könnte, wenn es mir beliebte."

„Ihre Frau Cousine saß, wie ich bemerkte, am Spieltisch, der Herzog ihr zur Seite. Ich weiß nicht, was aus seiner Hand geworden, aber ich sah, daß sein Arm bis zum Ellenbogen verschwunden war. Ich stand hinter Beiden an der Stelle, die Lady Denham verlassen hatte. Im Umdrehen erblickte mich der Herzog und war über meine Erscheinung so bestürzt, daß er Lady Chesterfield fast entblößt hätte, indem er seine Hand zurückzog. Ich kann nicht sagen, ob Beide die Ertappung bemerkten; aber ich bin überzeugt, Lady Denham wird dafür sorgen, daß es vor Niemand geheim bleibt. Ich gestehe Ihnen, ich bin in der schrecklichsten Verlegenheit. Wenn die Rache gegen meinen Beleidiger erlaubt wäre, so würde mein Entschluß bald gefaßt sein. Mit ihr würde ich kurzen Prozeß machen; aber so unwürdig sie jeder Rücksicht für ihre Person ist, so gehört sie einer erlauchten Familie an, welche eine öffentliche Strafe, solchen Vergehens würdig, in Verzweiflung stürzen müßte. Als Verwandter sind Sie betheiligt; Sie sind mein Freund und ich öffne Ihnen mein Vertrauen über den zartesten Punkt von der Welt. Lassen Sie uns gemeinschaftlich überlegen, was in so unangenehmer Lage zu thun ist."

Betroffener noch als er und tiefer erschüttert war Hamilton nicht sehr im Stande, ihm Rath zu ertheilen. Er gab nur der Eifersucht und dem Durst nach Rache Gehör. Aber die Möglichkeit einer Verläumdung oder wenigstens einer Uebertreibung der Anklage gegen Lady Chesterfield milderten jene Gefühle etwas; er bat ihren Gemal, seinen Entschluß bis nach näherer Erkundigung aufzuschieben. Doch versicherte er ihn, wenn die Dinge sich wirklich zugetragen, wie er

sie erzählt, so würde er auf kein andres Interesse, als das seinige, Rücksicht nehmen.

Damit schieden sie und Hamilton fand nach der ersten Nachfrage fast alle Welt von einem Vorfall unterrichtet, dem jeder noch etwas hinzufügte. In seinem Herzen schwand dabei alle Liebe zu ihr, und Entrüstung und Rachlust flammten auf.

Es hing nur von ihm ab, sie zu sehen, um auf sie alle in solchen Fällen die Brust beengenden Vorwürfe zu entladen; aber seine Wuth war zu heftig, um zu einer etwaigen Aufklärung zu leiten. Er hielt sich für allein verletzt, indem er die Beschimpfung eines Gatten gegen die dem Liebhaber angethane Schmach für nichts rechnete.

In blinder Aufregung lief er zu Lord Chesterfield und sagte ihm, er habe genug erfahren, um ihm einen Rath zu ertheilen, den er an seiner Stelle selbst befolgen würde; er solle nicht zaudern, wenn er eine verblendete Frau retten wolle, die zwar den Kopf, doch vielleicht noch nicht ganz die Unschuld verloren; er müsse sie ungesäumt auf's Land führen und damit sie nicht erst zu gefährlicher Besinnung erwache, so rasch als möglich.

Dieser Ausweg, den Lord Chesterfield als den besten Rath von einem Freunde erwartete, war nicht schwer zu befolgen. Aber seine Gemalin ahnte noch nichts von der Entdeckung ihres Benehmens und glaubte also, er scherze, als er ihr ankündigte, sie habe sich in zwei Tagen zur Abreise auf's Land bereit zu halten. Sie wurde in ihrem Wahn noch bestärkt, weil es gerade mitten in einem sehr rauhen Winter war; doch bald merkte sie, es sei voller Ernst. An der Miene und dem Wesen ihres Mannes sah sie, daß er gegründete Veranlassung, sie stolz zu behandeln, zu haben glaube, und da sie auch alle Verwandte bei ihrem Klagen taub fand, so setzte sie in dieser Verlassenheit ihre einzige Hoffnung auf Hamilton's Liebe. Durch ihn dachte sie über die wahre Ursache ihres Mißgeschicks aufgeklärt zu werden und schmeichelte sich, er werde Mittel zur Verhin-

derung einer Reise finden, die ihn noch mehr schmerzen müsse, als sie selbst. Aber das hieß auf das Gefühl eines Krokodils rechnen.

Wie sie endlich den Vorabend der Abreise kommen sah, wie alle Einrichtungen zu einer langen Entfernung getroffen wurden und sie Abschiedsbesuche in gehöriger Form erhielt, da ging, als sie immer noch keine Nachricht von Hamilton erhielt, ihre Geduld und Hoffnung verloren; Thränen würden in dieser traurigen Lage sie erleichtert haben; aber sie versagte sich das Linderungsmittel lieber, als ihrem Manne einen Triumph zu gewähren. Unbegreiflich erschien ihr Hamilton's Benehmen, und als sie ihn immer noch nicht kommen sah, sandte sie ihm folgendes Billet:

„Sollten Sie unter der Zahl derer sein, die, ohne mir ein Vergehen, um dessentwillen man mich wie eine Sklavin behandelt, vorzuhalten, ruhig in meine Entführung willigen? Was bedeutet „Ihr Schweigen, Ihre Unthätigkeit in einem Falle, der Ihre zärtliche Theilnahme verdoppeln sollte? Ich bin am Vorabend der „Abreise und schäme mich, zu fühlen, daß ich sie um Ihretwillen „mit Schauder betrachte, weil ich annehmen muß, Sie werden „davon weniger bewegt, wie irgend ein Andrer. Lassen Sie mich „wenigstens wissen, wohin man mich schleppt, was man mit mir „in der Wüste vorhat und weshalb Sie mit aller Welt in Beziehung auf ein Wesen verändert sind, das um keinen Preis so seine „Gesinnung ändern würde, wenn nicht Ihre Schwäche oder Undankbarkeit Sie deren unwürdig machten."

Diese Zeilen bestärkten und machten ihn nur wilder in seinem Racheburst. In langen Zügen sog er den Genuß ihrer Verzweiflung ein, weil er sicher glaubte, ihr Schmerz gelte einem andern. Ueber den wirksamen Antheil, den er an ihrer Qual genommen, empfand er nicht wenig Genugthuung und gratulirte sich zu einem Rath, durch den er sie von einem dem Glücke vielleicht nahen Nebenbuhler fortriß. Mit der unerbittlichsten Grausamkeit eifersüchtiger Gefühle gegen seine eigne Schwäche gewaffnet, sah er ihre Abreise mit unverhoh-

lenem Gleichmuth. Ein solches seinerseits nicht erwartetes Benehmen hätte im Verein mit aller plötzlich hereinbrechenden Ungunst die Arme fast wirklich in äußerste Verzweiflung gestürzt.

Der Hof war voll von der Sache; der Grund der schnellen Abreise blieb für Niemand ein Geheimniß; aber nur Wenige billigten Lord Chesterfield's Verfahren. Mit Verwunderung betrachtete man in England einen Mann, der abscheulich genug war, sich auf seine Frau eifersüchtig zu zeigen; es war eine in der Stadt nie gesehene Erscheinung, daß ein Ehemann, um dem gefürchteten und verdienten Lohne der häßlichen Leidenschaft zu entgehen, zu diesen gewaltsamen Mitteln griff. Den armen Chesterfield nahm man nur in Schutz, so weit es die Furcht vor öffentlicher Verdammniß gestattete, und man klagte allein des Lords mangelhafte, früher empfangene Bildung an. Alle Mütter gelobten dem Himmel, ihre Söhne sollten nie den Fuß nach Italien setzen, damit sie dort nicht die abscheuliche Sitte annähmen, ihren Frauen Zwang anzuthun.

Da dies lange der Unterhaltungsstoff bei Hofe blieb, so erging der Chevalier Grammont, die Sache nur oberflächlich fassend, sich in den stärksten Ausfällen gegen diese Tyrannei, heftiger als alle Bürger von London zusammengenommen, und bei dieser Gelegenheit brachte er einen neuen Text zur Melodie der verhängnißvollen Sarabande, die eine so traurige Rolle bei dem Ereigniß spielte. — Die Worte galten für seine Arbeit; wenn aber Saint-Evremond daran Theil hatte, so waren sie freilich nicht sein bestes Werk, wie man im folgenden Kapitel sehen kann.

Neuntes Kapitel.

Lady Denham. — Die Reise in das Jenseits. — Hamilton und Lady Chesterfield. — Liebe und Frost. — Marion de l'Orme und Grammont. — Talbot, die Familie Hamilton und der Herzog von Ormond. — Miß Warmestré und der unabweisliche Vetter. — Miß Wells. — Miß Price und das verrätherische Kästchen.

Ein Jeder, der da meint, seine Ehre hänge von der Treue seiner Frau ab, ist ein Thor, der sich quält und sie zum Verzweifeln plagt; wer aber, von Natur eifersüchtig, außer diesem Uebel noch das Unglück hat, seine Frau zu lieben und verlangt, sie solle nur für ihn athmen, der ist ein Wahnsinniger, den die Qualen der Hölle martern, ohne daß ihn Jemand bemitleidet. Alle über diese traurigen Seiten der Ehe angestellten Betrachtungen führen zu dem Schluß, daß jede Vorsichtsmaßregel vor dem Unheil vergeblich und die Rache nachher abscheulich ist.

Die Spanier, mehr dem Herkommen nach, als aus Eifersucht Tyrannen ihrer Weiber, begnügen sich ihre Ehre durch Duennen, Gitter und Riegel zu wahren. Die Italiener mit ihrem scharfblickenden Argwohn und rachsüchtigen Temperament haben verschiedene Methoden. Einige sind, wenn sie ihre Frauen hinter undurchdringlichen Schlössern verwahrt glauben, ganz ruhig; andre verstärken durch mannichfaltige Vorkehrungen die Mittel, welche die Spanier zur Sicherung des schönen Geschlechts ersonnen haben. Die meisten aber halten bei unvermeidlicher Gefahr oder offener Untreue den Mord für den sichersten Ausweg.

O ihr milderen Nationen, die ihr, weit entfernt von so grausamen, barbarischen Sitten, die Zügel auf dem Halse eurer glück-

lichen Hälften schlaff hängen laßt, ihr bringt ohne Kummer und Sorge eure friedlichen Tage in dem süßen Genuß häuslicher Ruhe zu.

Lord Chesterfield handelte nicht klug, als er aus dem Geleise seiner geduldigen Landsleute herausschritt, um mit lächerlichem Aufsehn alle Punkte eines Abenteuers zergliedern zu lassen, welches außerhalb des Hofes vielleicht unbekannt geblieben und nach einem Monat überall vergessen worden wäre. Kaum hatte er nun den Kopf gewendet, um sich mit seiner Gefangenen und dem Stirnschmuck, womit man ihn gekrönt glaubte, auf den Weg zu begeben, so weiß der Himmel, wie es hinter seinem Rücken herging! Rochester, Middlesex, Sedley und Etheredge und das ganze Heer der Schöngeister förderten eine Masse Spottgedichte zu Tage, welche das Publikum auf seine Kosten unterhielten.

Wie man sagt, fand der Chevalier Grammont sie witzig und ergötzend und pflegte überall, wo der Gegenstand verhandelt ward, seinen Beitrag zu liefern. Es ist seltsam, sprach er, daß das Landleben, das man den Galgen oder die Galeere für eine junge Dame nennen kann, hier nur für die Unglücklichen, nicht für die Schuldigen vorhanden scheint. Um einiger unvorsichtigen Blicke willen wird die arme kleine Chesterfield von einem finsteren Gemal eingepackt, welcher sie zum Weihnachtsfest auf's Land, auf ein funfzig Stunden von hier entferntes Lustschloß, führt, während tausend Anderen die Freiheit bleibt, zu thun, was ihnen beliebt, die sie denn auch weidlich benutzen. Darunter sind Personen, deren Aufführung zwanzig Stockhiebe verdiente. Ich nenne keinen Namen, Gott behüte; aber die Denham, die Middleton, die Ehrenfräulein der Königin und die Damen der Herzogin nebst hundert Andern, theilen ihre Gunst nach Rechts und Links aus, ohne daß man ein Wörtchen sagt. Lady Shrewsbury zu sehen, ist ein wahrer Segen. Ich wette, sie könnte Tag für Tag einen Mann dem Tode opfern und sie würde ihr Haupt nur um so stolzer erheben. Sie scheint für ihr Benehmen General-Ablaß zu haben. Drei oder vier Herren tragen jeder eine Elle ihres

Haares in Armbändern, ohne ein Wort der Nachrede. Bei alledem ist es erlaubt, daß ein Frevler wie Lord Chesterfield eine in diesem Lande unerhörte Tyrannei übt, und zwar um nichts und wieder nichts und gegen die reizendste Frau von England! Wenn er aber dabei gut fortzukommen denkt, bin ich sein gehorsamer Diener. Die Vorsicht hilft in diesen Dingen nichts, und oft ist eine Frau, die, wenn man sie ruhig gehen ließe, vielleicht an nichts Böses denken würde, aus Rache dazu getrieben worden. Das ist so wahr, wie das Evangelium. Hören Sie, was Francisco's Sarabande darüber sagt:

O Eifersucht, was hilft dein Müh'n?
Die Lieb' ist kühn; —
Und alle Pein
Wird fruchtlos sein,
Quält dich allein, —
Wenn stark für sich zwei Herzen glühn.

Vor deinem Blick
Zieht sich die Liebe fein zurück,
Verschließt die Wünsche in der Brust
Und raubt verbot'ne Lust.
Vor Zeugen scheu,
Im Stillen treu
Flammt Liebe tief und immer neu.

So lauteten die Worte, als deren Verfasser der Chevalier Grammont galt. Sie brillirten weder durch Inhalt noch durch Form besonders; da sie aber Wahrheiten enthielten, die dem National-Geschmack und dem Sinne derer entsprachen, welche für das schöne Geschlecht Parthei nahmen, so wollten alle Damen die Verse besitzen, um sie ihre Kinder auswendig lernen zu lassen.

Unterdessen machte es dem Herzog von York, der nun Lady Chesterfield nicht mehr sah, keinen großen Kummer, sie zu vergessen. Und doch hatte ihre Entfernung für einen Mann, welcher dieselbe veranlaßt hatte, eigentlich sehr empfindliche Seiten; allein es giebt

glückliche Temperamente, die sich über Alles trösten, weil sie nichts lebhaft fühlen. Da jedoch sein Herz nicht ganz müssig bleiben konnte, gedachte er, nach dem Vergessen der Chesterfield, seiner früheren Neigungen und es fehlte nicht viel, so hätte Miß Hamilton ihm einen Rückfall von Zärtlichkeit zugezogen.

In London gab es einen berühmten Porträtmaler, Namens Lely. Die in England verbreitete große Anzahl der Gemälde des großen Van Dyck hatte dem Studium dieses Künstlers aufgeholfen. Von allen neueren Malern hat Lely in seinen Arbeiten die Manier des Meisters am besten erfaßt und kommt ihm am nächsten. Die Herzogin von York wünschte die Bildnisse der schönsten Damen des Hofes zu besitzen. Lely malte sie. Es war unmöglich, vollendetere Muster zu finden. Jedes Bild schien ein Meisterwerk und Miß Hamilton's Porträt war das Gelungenste. Lely gestand, er habe mit Genuß daran gearbeitet.

Der Herzog von York konnte es nicht genug betrachten und fing wieder von Neuem an, das Original zu beäugeln. Da gab es freilich für seine Absichten nichts zu machen; zur selben Zeit, wo diese vergeblich entflammte Neigung den Chevalier Grammont beunruhigte, fand die Denham passend, ihre unzeitig abgebrochene Unterhandlung wieder in Gang zu bringen. Man kam bald zum Schluß. Wenn bei Negociationen beide Partheien offen zu Werke gehen, so verliert man keine Zeit mit Chikaniren. Von einer Seite ging Alles gut; doch weiß ich nicht, welch' ein böses Verhängniß auf einer andern Seite für die Bedingungen der einen Parthei Schwierigkeiten bereitete. Der Herzog bat die Herzogin dringend, der Denham jene Stellung, das Ziel ihres Ehrgeizes, zu verleihen; da aber die Fürstin für die geheimen Artikel des Traktats nicht Garantie zu leisten brauchte, so schien es ihr, wenn sie auch sonst dem Willen des Herzogs sehr ergeben war und für seine Untreue die äußerste Nachsicht gezeigt hatte, doch hart und schimpflich, eine Nebenbuhlerin bei sich aufzunehmen und am eigenen Hofe dadurch eine ziemlich traurige Rolle zu spielen.

Doch eben auf dem Punkte einer Anstellung durch entscheidenden Befehl raubte ein viel tragischeres Ereigniß der armen Denham für immer jede Aussicht auf den sehnlich erstrebten Ehrenposten.

Von Natur zur Eifersucht geneigt ward der alte Denham täglich mißtrauischer und zwar nicht ohne Grund. Seine Frau war jung und schön, er alt und abstoßend. Wo war da Aussicht, daß der Himmel gerade ihn vor dem Loose seiner Ehestandsgenossen bewahren werde? Er sagte sich das unaufhörlich; bei den Gratulationen, die ihm über jene Charge bei der Herzogin gemacht wurden, wünschte er sich zum Galgen und würde sich aufgeknüpft haben, wenn er dazu die nöthige Festigkeit besessen hätte. Der Bösewicht zog es vor, seinen Muth nicht an sich, sondern an einer Andern zu erproben. Um in einem sonst so glücklich privilegirten Lande seine Rache zu sättigen, bedurfte es für ihn eines außerordentlichen Verfahrens. Lord Chesterfield's Maßregel genügte seinem Sinne nicht; auch hatte er kein Landhaus, um dort die unglückliche Denham hinzubringen. So ließ denn der alte Verbrecher seine Frau, ohne daß sie London zu verlassen brauchte, eine weit größere Reise antreten. Ein unerbittlicher Tod entriß sie in der Blüthe der Jahre ihren theuersten Hoffnungen.

Da Niemand zweifelte, er habe sie vergiftet, so beschloß der Pöbel seines Viertels, ihn zu steinigen, sobald er ausgehen würde; aber er hielt sich eingeschlossen, um den Tod seiner Frau zu beweinen, und wartete, bis die Wuth des Volks durch eine prächtige Leichenfeier beschwichtigt war, bei welcher er viermal so viel Glühwein austheilen ließ, als je bei einer Bestattung in England getrunken worden.

Während die Stadt noch zur Sühnung dieses Frevels eines Eifersüchtigen irgend einem schrecklichen Unheil entgegensah, war Hamilton nach Abreise der Lady Chesterfield keineswegs so zufrieden, als er erwartete. Er hatte bei seiner That nur der ersten Entrüstung Raum gegeben. Seine Rache war befriedigt, nicht so seine

Liebe, und da er nach Entfernung des trotz seiner Erbitterung heiß geliebten Wesens Zeit gehabt hatte, Betrachtungen zu machen, die man bei noch frischer Wunde nicht anstellt, sprach er zu sich: Weshalb habe ich so geeilt, ein Wesen in's Unglück zu stürzen, das, wenn auch schuldig, doch allein mein Leben angenehm machen kann? Verwünschte Eifersucht!! Du bist grausamer noch gegen die Verfolger als gegen ihre Opfer! Was hilft es mir, daß ich die Chesterfield den Hoffnungen und Wünschen eines glücklicheren Rivalen entrissen habe, wenn mir das nicht gelang, ohne zugleich meinem Herzen den theuersten Genuß zu rauben?

Eine Menge andrer ebenso gewichtiger, doch sehr wenig zeitgemäßer Gedanken zeigten ihm klar: in einer Lage, wie die seinige, wäre es immer noch besser, mit einem andern zu theilen, als gar nichts zu haben. So plagte er sich denn eben mit nutzloser Reue und vergeblichen Vorwürfen, als er von der Hand der Dame einige Zeilen erhielt, die seine Gewissensbisse so vermehrten, daß er sich als den größten Frevler unter der Sonne ansehen mußte. Der Brief lautete:

„Sie werden über diese Zeilen ebenso verwundert sein, wie ich über die erbarmungslose Miene erstaunte, mit der Sie meine Abreise ansahen. Ich will voraussetzen, Sie hatten Sich in Ihrem Innern Gründe zusammengestellt, welche ein so unbegreifliches Verfahren rechtfertigen sollten. Hegen Sie noch immer so grausame Gedanken, so wird es Ihnen Freude machen, wenn Sie vernehmen, was ich im schrecklichsten Gefängniß auf der Welt erdulde. Ueberall bietet sich meinen Blicken die traurigste Aussicht dar, welche das Land in dieser Jahreszeit nur gewähren kann. Durch undurchdringlichen Morast abgesperrt, sehe ich durch ein Fenster auf Felsen, aus dem andern auf Abgründe; wohin ich aber im Innern meine Augen wende, da begegne ich den Blicken eines Eifersüchtigen, die mir noch schmerzlicher sind, als die traurige Umgebung. Ich würde das Elend meines Lebens nur

noch dadurch vermehren, daß ich in den Augen eines Mannes schuldig erschiene, der mich gegen den überzeugendsten Anschein hätte in Schutz nehmen sollen, wenn ich bei erwiesener Unschuld das Recht besäße, mich zu beklagen oder Vorwürfe zu machen. Doch wie soll ich mich aus so weiter Ferne rechtfertigen, wie darf ich mir schmeicheln, die Schilderung eines fürchterlichen Aufenthalts werde Sie nicht abhalten, mich anzuhören! Und verdienen Sie auch nur, daß ich es wünsche? O Himmel, wie würde ich Sie hassen, wenn ich Sie nicht leidenschaftlich liebte? Kommen Sie doch nur einmal, meine Vertheidigung zu hören und ich bin überzeugt, wenn Sie nach dem Besuch mich schuldig finden, so werde ich es wenigstens nicht gegen Sie gewesen sein. Morgen reis't unser Argus nach Chester um eines Rechtshandels willen, der ihn dort acht Tage aufhalten dürfte. Ich weiß nicht, ob er ihn gewinnen wird; das aber weiß ich, es wird nur von Ihnen abhängen, ob er einen andern Prozeß verliert, der ihm mindestens ebenso am Herzen liegt, wie jener." —

In diesem Briefe waren Dinge, welche einen Menschen blindlings zu weit bedenklicheren Wagnissen treiben konnten, als zu dem vorgeschlagenen Abenteuer, das beiläufig gesagt, wenn auch lockend, doch nicht so ganz ohne Gefahr war. Er begriff nicht, wie sie es anfangen wollte, sich zu rechtfertigen; doch versicherte sie ihn, er werde mit der Reise zufrieden sein und das war für den Augenblick genug.

Bei Lady Chesterfield wohnte eine seiner Verwandten. Indem diese sie in die Verbannung begleitete, war sie bis zu einem gewissen Grade in ihr beiderseitiges Verhältniß eingeweiht worden. Durch sie empfing er das Schreiben sowohl als die nöthigen Andeutungen über seine Hinreise und Einkehr. Bei solchen Unternehmungen ist das Geheimniß unerläßlich, wenigstens vor dem Schluß des Abenteuers. Er nahm Postpferde und reiste bei Nacht von so zärtlichen und schmeichelnden Träumen gewiegt, daß er im Verhältniß zum Wetter

und zu den Wegen funfzig sonst tödtliche Stunden in unmerklich kurzer Zeit zurückgelegt hatte. Auf der letzten Station entließ er vorsichtig seinen Postillon. Es war noch nicht Tag und aus Besorgniß vor den erwähnten Felsen und Abgründen schritt er mit einer für einen Verliebten ungewöhnlichen Vorsicht weiter.

Er vermied also glücklich alle gefährlichen Wege, und seinen Weisungen gemäß trat er in einer bezeichneten, an die Mauern des Parks stoßenden Bauernhütte ab. Das Quartier war nicht glänzend; da er aber nur der Ruhe bedurfte, so fand er alles dazu Nöthige vor. Er sehnte sich keineswegs, den hellen Tag zu erblicken, noch von ihm beleuchtet zu werden; deshalb versenkte er sich in diesem dunkeln Winkel in tiefen Schlummer bis zum Mittag. Wie er nun beim Erwachen starken Hunger spürte, aß er erst tapfer und tüchtig, und als der zierlichste Mann am Hofe, brachte er, jetzt von der elegantesten Frau in England erwartet, den Rest des Tages damit zu, sich abzuwaschen und alle an solchem Ort zu ermöglichenden Vorbereitungen zu treffen, ohne daß er unr ein einziges Mal den Kopf zum Fenster hinausgesteckt oder seinen Wirthen eine Frage vorgelegt hätte. Endlich kam mit Anbruch des Abends die sehnlich erwartete Sendung durch eine Art Boten an, der ihm zugleich als Führer diente. Nachdem er mit diesem eine halbe Stunde in den kothigen Gängen eines ungeheuern Parks umhergewatet, ließ ihn der Mensch in einen Garten treten, in welchen die Thür eines Sommersaales führte. Diesem Eingang gegenüber ward er aufgestellt, um bald in reizendere Räume eingelassen zu werden. Der Führer wünschte ihm guten Abend; die Nacht brach an, aber die Thür ging nicht auf.

Es war am Ausgang des Winters; doch schien man erst am Anfang der Kälte zu sein. Bis an die Kniee war er mit Koth beschmutzt und er fühlte wohl, wenn er in diesem Garten sein Luftbad verlängre, so werde der Frost den Schmutz zu Eis machen. Solch' ein Beginn einer kalten und sehr dunkeln Nacht würde für jeden Andern eine harte Probe gewesen sein; aber es war nichts für einen

Menschen, der die nächste Stunde so herrlich zu genießen dachte. Er konnte indeß einiges Erstaunen über die ungeheuren Vorsichtsmaßregeln in Abwesenheit des Gemals nicht unterdrücken. Seine durch tausend zärtliche Gedanken erhitzte Phantasie erhielt ihn eine Zeitlang gegen die äußerste Ungeduld und gegen die schneidende Kälte aufrecht. Doch nach und nach fühlte er sich erstarren und als man nach Verlauf von zwei Stunden, welche ihm zwei Jahrhunderte dünkten, weder aus der Thür noch aus den Fenstern das kleinste Lebenszeichen gab, so begann er über seine Lage nachzudenken und zu überlegen, was für einen Entschluß er unter solchen Umständen fassen solle. — Wie wär's, wenn ich an diese verwünschte Thür pochte, sprach er, denn, soll ich einmal Unglück haben, so ist es anständiger, im Hause zu sterben, als im Garten vor Kälte umkommen. Freilich, fügte er hinzu, dieser Schritt würde vielleicht ein Wesen bloßstellen, das durch unvorhergesehnen Zufall in diesem Augenblick vielleicht noch mehr in Verzweiflung ist, als ich."

Dieser Gedanke waffnete ihn mit Geduld und Festigkeit gegen die Elemente. Er fing an, mit großen Schritten umher zu laufen, entschlossen, so lange, als es ohne Lebensgefahr möglich, das Ende des traurig beginnenden Abenteuers abzuwarten. Alles war vergeblich; wie sehr er sich auch, in einen dichten Mantel gewickelt, tummeln mochte, Erstarrung packte ihn von allen Seiten und die Kälte triumphirte über die stärkste Liebesgluth. Der Tag war nicht mehr fern; er dachte, bei dem elenden Zustande, in den ihn das nächtliche Warten versetzt, würde es doch nichts helfen, wenn die verzauberte Pforte sich jetzt auch öffnen sollte, und er tappte so gut er konnte, nach dem Ort zurück, von dem er auf diese seltsame Fahrt ausgegangen war.

Alle Holzbündel der kleinen Hütte waren erforderlich, um ihn aufzuthauen. Je mehr er über sein Abenteuer nachsann, desto verworrener und unbegreiflicher erschienen ihm alle Umstände. Doch weit entfernt, auf die reizende Chesterfield böse zu werden, empfand

er vielmehr tausend Sorgen um sie. Bald dachte er, ihr Gemal könne unerwartet zurückgekehrt sein, bald, sie wäre von einer plötzlichen Krankheit befallen, kurz, irgend ein Hemmniß habe sich gerade dicht am Gipfel der Wünsche seinem Glück entgegengestellt und die guten Absichten vereitelt, die man für ihn hegte. Doch, meinte er, weshalb konnte sie mich in dem verhenkerten Garten lassen, wußte sie nicht einen kleinen Moment zu finden, um mir wenigstens, da sie mich nicht sprechen, nicht empfangen konnte, ein Zeichen zu geben?" —

Er blieb ungewiß, bei welcher Vermuthung er beharren, welche Antwort er auf diese Fragen ertheilen sollte. Doch er schmeichelte sich, die folgende Nacht werde alles besser gehen, und mit dem stillen Gelöbniß, den Fuß nicht wieder in den fatalen Garten zu setzen, gab er Befehl, man solle, wenn Jemand ihn zu sprechen wünsche, ihn wecken; darauf legte er sich auf das schlechteste Bett von der Welt und schlief, als ruhte er auf den üppigsten Pfühlen.

Er dachte allein durch ein Schreiben oder eine Botschaft von Lady Chesterfield geweckt zu werden; aber nach kaum zwei Stunden Schlaf ward er durch gewaltigen Hörnerklang und durch Hundegebell aufgeschreckt. Wie wir erwähnten, stieß sein Zufluchtsort, die Hütte, an die Mauern des Parks. Er rief seinem Wirth und fragte, was zum Teufel für eine Jagd das sei? Als das Geräusch näher kam, schien sie fast in seiner Stube zu toben. Man antwortete, es sei der gnädige Herr auf der Hasenjagd im Park. — „Was für ein gnädiger Herr?" sagte er erstaunt. „Mylord Graf Chesterfield", erwiederte der Bauer. Diese Kunde bestürzte ihn so sehr, daß er im ersten Schrecken den Kopf unter die Decke steckte, weil er den Lord schon mit allen seinen Hunden eintreten zu sehen glaubte. Von seinem Erstaunen ein wenig zu sich gekommen verwünschte er die Launen des Glücks und zweifelte nicht länger, die unerwartete Rückkunft des eifersüchtigen Störenfrieds habe alle Qualen der letzten Nacht verschuldet.

Nach solchem Erwachen war von Wiedereinschlafen nicht die Rede. Er stand auf, um im Geist alle möglichen Schliche zu mustern, geeignet, einen abscheulichen Ehemann zu beseitigen, welcher sich einfallen ließ, einen Prozeß zu versäumen, bloß um seine Frau zu plagen. Er beendete seine Toilette und wollte eben den Wirth befragen, als der Bote, welcher ihn in den Garten geführt hatte, einen Brief übergab und ohne auf Antwort zu warten, verschwand. Dies Schreiben war von seiner Verwandten und enthielt Folgendes:

„Ich bin sehr unglücklich, daß ich schuldlos dazu beigetragen habe, Sie an einen Ort zu locken, an den man Sie nur hinzog, um Ihrer zu spotten. Ich hatte mich Ihrer Reise widersetzt, selbst da ich glaubte, der Lady Neigung sei die wahre Veranlassung; aber sie hat mich schmerzlich enttäuscht. Sie triumphirt über den Streich, den sie Ihnen spielte. Ihr Gemal hat uns nicht nur gar nicht verlassen, sondern bleibt ihr zu Gefallen. Er behandelt sie äußerst freundlich und durch ihre Aussöhnung mit ihm hat sie erfahren, daß Sie ihm den Plan der Reise auf's Land empfahlen. Darüber hat sie so viel Haß und Abscheu gegen Sie eingesogen, daß ihre Rachsucht nach Allem, was sie mir sagt, noch keineswegs befriedigt scheint. Trösten Sie Sich über die Feindschaft eines Geschöpfs, dessen Herz Ihre Neigung nicht verdiente. Reisen Sie ab. Ein längerer Aufenthalt an diesem Ort könnte Ihnen nur neues Unheil zuziehen. Auch ich werde nicht lange bleiben. Ich kenne sie nun, Gott sei Dank. Das Mitleid, daß ich anfangs mit ihr hatte, bereue ich nicht; aber ich habe einen Umgang satt, der meiner Denkungsart nicht zusagt."

Erstaunen, Scham, Entrüstung und Wuth bemächtigten sich seiner Seele nach Lesung dieser Zeilen. Endlich verschafften Drohungen, Verwünschungen und Rachegelübde seiner Galle Luft. Nachdem er indeß gehörig überlegt, so endete Alles mit der einfachen Rückkehr zu seinem kleinen Postklepper. Statt der Wünsche und zarten Gefühle, die er aus London mitgebracht, trug er nun einen tüchtigen

Schnupfen heim. Mit etwas größerer Eile, als er gekommen, verließ er diese verrätherische Gegend, den Kopf nicht mit ganz so angenehmen Gedanken erfüllt, wie auf dem Herwege.

Als er sich jedoch außer dem Bereich von Lord Chesterfield's Person und dessen Jagd sah, drehte er sich ein wenig um, um wenigstens den Genuß des Anblicks von dem Gefängniß dieser treulosen Creatur zu haben. Aber er war nicht wenig erstaunt, als er ein sehr schönes Gebäude am Ufer eines Flusses und mitten in der anmuthigsten, lachendsten Landschaft erblickte. Keine Spur von Abgrund oder Felsen! Diese standen nur im Briefe der Verrätherin. Das war neuer Stoff zur Beschämung und Erbitterung für ihn. Er hatte sich in den Ränken, wie in den Schwächen des schönen Geschlechts doch so erfahren geglaubt und war nun das Spielwerk einer Kokette, welche sich mit ihrem Gemal versöhnte, um an einem Liebhaber Rache zu üben!

Er kehrte heim nach der guten Stadt, bereit, gegen männiglich die Behauptung zu vertheidigen: man wäre ein gutmüthiger Thor, wenn man der Zärtlichkeit eines Weibes, die uns schon einmal getäuscht, von Neuem traue, man müsse aber wahnsinnig sein, wenn man ihr noch nachlaufe.

Da die Geschichte für ihn keine günstigen Seiten darbot, so wurde die Reise nebst allen Umständen mit Stillschweigen behandelt, so gut es ging; doch wie man glauben darf, hielt Lady Chesterfield sie nicht allzu geheim, und so erfuhr sie der König. Nachdem er Hamilton lächelnd sein Compliment gemacht, verlangte er einen genauen Bericht über die Sache. Dabei war der Chevalier Grammont anwesend und sagte nach einigem nicht allzu strengen Tadel des gespielten Verraths: Hatte sie Unrecht, die Rache so weit zu treiben, so haben auch Sie gefehlt, daß Sie zurückkehren wie ein Neuling. Ich wette hundert Pistolen, sie hat sogleich den Streich bereut, den Sie übrigens durch Ihr Eingreifen zum Theil verdienten. Die Frauen lieben die Rache, aber sie sind in ihrem Zorn nicht ausdauernd, und

wären Sie nur bis zum folgenden Tage in der Gegend geblieben, so will ich meinen Hals daran setzen, Sie hätten für den Schimpf der ersten Nacht reichen Ersatz erhalten."

Hamilton konnte sich zu dieser Ansicht nicht verstehen. Durch ein Beispiel wollte deshalb Grammont seine Behauptung belegen und sprach zu dem Könige gewendet:

„Sire", wahrscheinlich haben Ew. Majestät Marion de l'Orme gekannt. Sie war das reizendste Wesen in ganz Frankreich, geistvoll wie ein Engel, aber launenhaft wie ein Teufel. Dieses Dämchen hatte mir eine Zusammenkunft versprochen und ließ sich einfallen, sie statt meiner einem andern zu gewähren. Sie schrieb mir ein sehr niedliches Billet, voller Verzweiflung über einen Kopfschmerz, der sie an das Bett fess'le und ihr nicht gestatte, mich vor dem folgenden Tage zu sehen. Dieser plötzlich eingetretene Kopfschmerz schien mir verdächtig und ich zweifelte nicht mehr an meiner Zurücksetzung. Wahrhaftig, rief ich, mein kokettes Fräulein, wenn du heute nicht das Vergnügen haben kannst, mich zu sehen, so sollst du auch keinen Andern zu sehen bekommen.

Bald waren alle meine Kundschafter auf den Beinen; einige umschwirrten die Estrade ihres Hauses, andre bewachten die Thür. Einer der Letzteren kam zu melden, den ganzen Nachmittag sei niemand zu ihr gegangen, aber gegen die Dämmerung sei ein kleiner Lakai aus dem Hause gekommen; er wäre diesem nach der Straße St. Antoine gefolgt, wo der Mensch einem andern Lakaien begegnet und demselben einige Worte gesagt habe. Mehr war nicht nöthig, um mich in meinem Verdacht zu bestärken und ich faßte den Entschluß, ich wollte entweder von der Partie sein oder sie sollte gar nicht statt finden.

Da es von meinem Wirth bis zu dem Marais-Viertel sehr fern war, so setzte ich mich mit Einbruch der Nacht unbegleitet zu Pferde. Auf der Place-Royale angelangt, erfuhr ich von dem dort aufgestellten Kundschafter, es sei Niemand zu Mademoiselle de l'Orme ge-

gangen. Ich lenkte nach der Straße Saint-Antoine und gerade, wie ich den Platz verließ, erblickte ich einen Mann zu Fuß, der sich bei meinem Anblick so gut als möglich zu verbergen suchte; doch es war vergebens; ich hatte ihn erkannt. Es war der Herzog von Brissac.

Ich zweifelte keinen Augenblick, dies sei der Nebenbuhler der heutigen Nacht. Ich näherte mich ihm also, indem ich mich stellte, als erkenne ich ihn erst jetzt. Ich stieg dann ab und sagte mit geschäftiger Miene: „Mein lieber Brissac, du mußt mir einen wichtigen Gefallen thun; vier Schritt von hier habe ich mit einer Schönen die erste Zusammenkunft. Da wir nur Maßregeln verabreden wollen, werde ich nicht lange bleiben. Leih mir deinen Mantel, wenn du mir gut bist und führe mein Pferd, bis ich zurückkomme, ein wenig auf und ab. Vor Allem aber entferne dich nicht von dieser Stelle. Du siehst, ich mache keine Umstände, aber wie du weißt, bin ich zu jedem Gegendienst bereit." Ohne Antwort abzuwarten, nahm ich seinen Mantel. Er ergriff meines Pferdes Zügel und sah mir nach.

Das half ihm wenig; denn nachdem ich zum Schein in eine Thür ihm gegenüber getreten war, drängte ich mich unter den Bogengängen die Häuser entlang bis zum Eingang der Nymphe de l'Orme. Ich war in Brissac's Mantel so gut verhüllt, daß man auf mein Klopfen gleich öffnete und mich für den Herzog hielt. Man machte hinter mir schleunig zu, ohne mir die geringste Frage vorzulegen. Da ich nun meinerseits auch nichts zu fragen hatte, so ging ich gerade auf das Zimmer des Fräuleins los. Ich fand die Schöne auf einem Ruhebett und zwar im elegantesten, reizendsten Negligée von der Welt.

Ich hatte sie nie so schön und überrascht gefunden; da ich sie ganz bestürzt erblickte, fragte ich: Was ist das, meine Holde? die Migräne scheint mir ganz hübsch geputzt, der Kopfschmerz ist gewiß verschwunden?" — „O nein", erwiederte sie, „ich kann es gar

nicht mehr aushalten und Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie gehn und mich zu Bett lassen.“ — „Zu Bett, ja“, rief ich, „aber fortgehen, nein, das werde ich nicht, meine kleine Prinzessin. Chevalier Grammont ist kein Dummkopf; um nichts und wieder nichts putzt man sich nicht so.“ — „Sie werden aber sehen, daß es um nichts geschah; denn sicher wird es nicht für Sie sein“, entgegnete sie. „Wie, nachdem Sie mir ein Rendez-Vous versprochen!“ — „Gut, gut“, rief sie heftig, „und wenn ich Ihnen funfzig versprochen hätte, so hängt es doch von mir ab, sie zu halten und Ihnen kommt es zu, sie aufzugeben, wenn es mir beliebt.“ — „Das wäre ganz in der Ordnung“, meinte ich, — „wenn Sie die Zusammenkunft nicht einem Andern zuwendeten.“ — Stolz wie die Unschuld selbst und dabei zügellos wie ihr Gegentheil ward sie über einen Verdacht wüthend, der sie mehr ärgerte als in Verlegenheit setzte; da ich nun sah, daß sie das hohe Pferd besteigen wollte, sagte ich: „Ich bitte, mein Fräulein, nehmen wir die Sache nicht in diesem Ton. Ich weiß, was Sie ängstigt. Sie fürchten, Brissac werde mich bei Ihnen finden. Aber darüber sein Sie ganz ruhig. Ich begegnete ihm nicht weit von hier und ich habe, Gott sei Dank, dafür gesorgt, daß er Sie sobald nicht besuchen kann.“ Das sprach ich mit etwas tragischer Miene.

Anfangs schien sie darüber bestürzt und fragte, mich ängstlich ansehend: „Was wollen Sie mit dem Herzog von Brissac sagen?“ — „Ich will sagen, daß er mein Pferd am Ende der Straße auf- und abführt und wenn Sie mir nicht glauben wollen, brauchen Sie nur einen Ihrer Leute hinzuschicken oder seinen Mantel, den ich im Vorzimmer ließ, in Augenschein zu nehmen.“ Hier unterbrach sie ihr Erstaunen durch lautes Gelächter und mir um den Hals fallend rief sie: „Nein, mein Chevalier, ich kann mich nicht halten; du bist zu charmant und zu drollig, daß man dir nicht alles verzeihen sollte.“ — Ich erzählte ihr, wie sich die Sache zugetragen und sie wollte vor Lachen vergehn. Da wir nun als sehr gute Freunde schieden, schwor

sie mir, mein Rival könne Pferde halten, so lange es ihm beliebte; er werde die Nacht keinen Fuß in ihr Haus setzen.

Ich fand ihn glücklich an dem Ort, wo ich ihn gelassen. Mit tausend Entschuldigungen, daß ich ihn so lange aufgehalten, drückte ich ihm meinen verbindlichsten Dank für seine Gefälligkeit aus. Er sagte, ich scherzte wohl; unter Freunden wären dergleichen Complimente nicht Sitte, und um mich zu überzeugen, wie er mir den kleinen Dienst sehr gern geleistet, wollte er durchaus die Zügel halten, während ich wieder aufstieg. Den Mantel zurückgebend wünschte ich ihm gute Nacht und kehrte, mit der Freundin und dem Nebenbuhler gleich zufrieden, nach Hause.

So also bedarf es nur einiger Geduld und Gewandtheit, um den Zorn der Schönen zu entwaffnen und selbst aus ihren Täuschungen Nutzen zu ziehen."

Wie auch der Chevalier Grammont durch seine Geschichten ergötzen oder durch sein Beispiel belehren mochte und wenn er auch am Hofe nur erschien, um dort allgemeine Freude zu verbreiten, so blieb er doch schon zu lange Zeit der einzige Fremde, welcher Mode war. Eifersüchtig auf das dem Verdienste gezollte Lob will das Glück alle Gunst von seinen Launen abhängig sehen und stellte ihm deshalb zwei Mitbewerber um das Vorrecht, England allein zu ergötzen, in den Weg. Diese Herren waren desto gefährlicher, als ihnen ein vortheilhafter Ruf vorausgegangen war und den Hof zu ihren Gunsten gestimmt hatte.

Sie bildeten die Zierde des französischen Richter- und Krieger-Standes. Der eine war der Marquis von Flamarens, der traurige Gegenstand der tristen Elegien der Gräfin de la Suze, der andre der Präsident Tambonneau, der demüthige und gehorsame Knecht und Schäfer der schönen Luynes. Gleichzeitig angelangt thaten sie ihr Mögliches, um durch und mit einander zu glänzen. Ihre Gaben waren so verschieden, wie ihr Aeußres. Ziemlich häßlich stützte Tambonneau seine Hoffnungen auf sehr vielen Geist, den man an ihm

nicht entdecken konnte, und Flamarens heischte durch Wuchs und Miene eine Bewunderung, welche man ihm kurzweg verweigerte.

Sie waren übereingekommen, sich gegenseitig zu unterstützen, um zum Ziel zu gelangen. Deswegen figurirte bei den ersten Besuchen der eine, während der andre das Wort nahm. Aber sie fanden bei den englischen Damen keineswegs den Anklang, wie vor Kurzem bei den Französinnen. Die Redekunst des einen erblich bei dem schönen Geschlecht und des andern hübsche Gestalt trat nur im Menuet hervor, welches er in England einführte und mit ziemlichen Erfolg tanzte. An diesem Hofe war man zu sehr an den Geist eines Saint-Evremond und an die frische, originelle Anmuth seines Helden gewöhnt, um durch künstlichen Schein gewonnen zu werden. — Da aber die Engländer im Allgemeinen eine entschiedene Vorliebe für alles haben, was nur irgend nach Gladiatoren-Bravour schmeckt, so war man etwas zu Gunsten von Flamarens wegen eines Duells gestimmt, welches ihn aus seinem Vaterlande verbannt hatte und hier zum Empfehlungsbrief diente.

Zuerst hatte Miß Hamilton die Ehre, von Tambonnean ausgezeichnet zu werden, er meinte, sie besitze den nöthigen Geist, um die Feinheit des seinigen zu entdecken, und entzückt, daß von seiner Unterhaltung nichts verloren gehe, weder Wendung, noch Ausdruck, noch Gedankentiefe, — erzeigte er ihr oft die Gnade, mit ihr zu plaudern; auch wäre er vielleicht niemals gewahr geworden, daß er sie eigentlich langweile, wenn er bei dem bloßen Entfalten der Beredsamkeit stehen geblieben wäre. Aber er ließ sich in den Sinn kommen, ihr Herz zu belagern. Das war von der Gefälligkeit der Miß Hamilton zu viel verlangt, und sie meinte, sie habe schon seinen Redefloskeln allzugroße Nachsicht bewiesen. Man bat ihn, den Versuch mit seinen verführerischen Phrasen anderwärts zu machen und das Verdienst einer bisher unverletzten Anhänglichkeit nicht durch eine ganz vergebliche Untreue auf's Spiel zu setzen.

Als kluger und gelehriger Mann folgte er diesem Rath und

kehrte bald zu seinen früheren Fesseln nach Frankreich zurück; dort sammelte er politischen Vorrath für jene wichtigen Staatsunterhandlungen, an denen er seitdem Theil genommen hat.

Erst nach seiner Abreise wurde der Chevalier Grammont von dieser Liebeserklärung in Kenntniß gesetzt; die Geheimhaltung derselben war kaum der Mühe werth; doch ersparte sie jenem vor seinem Fortgehn vielleicht manche ironische Glosse. Seiner Stütze beraubt merkte der College Flamerens, er werde in England in der Liebe und im Glück nicht mehr die ersehnten Fortschritte machen. Zur Ehre seines Gebieters auf die Unterstützung hochgestellter Bedrängten immer bedacht sorgte Lord Falmouth für die Existenz und Lady Southesk für die Genüsse des Marquis. Er erhielt vom König eine Pension und von der Lady alles, was er verlangte, und er konnte übrigens von Glück sagen, daß sie außer ihrem Herzen ihn nicht noch ein anderes Geschenk verehrte.

Zu dieser Zeit verliebte sich der öfter erwähnte Talbot, später zum Herzog von Tyrconnel erhoben, in Miß Hamilton. Es gab am Hofe keinen stattlicheren Mann. Er war nur der jüngere Sohn aus einer allerdings sehr alten, aber durch Glanz und Reichthum nicht hervorragenden Familie. Allein, so ungebunden und locker er sonst auch schien, so war er doch sehr aufmerksam auf sein Fortkommen, stand hoch in der Gunst des Herzogs von York, hatte dessen Gnade gut benutzt und überdies im Spiel Glück gehabt. Mit allen diesen Mitteln war er zu einem Grundbesitz von vierzigtausend Livres jährlichen Einkommens gelangt. Diese mit der sichern Aussicht, zum Pair des Reichs ernannt zu werden, vereint, bot er Miß Hamilton bei der Bewerbung an; außerdem stellte er so viel Briefe, Porträts und Haargeflechte von Lady Shrewsbury zur Verfügung, wie sie zu haben wünschte. Dergleichen Raritäten haben zwar für den Ehestand keinen Werth; aber sie belegten seine Leistungsfähigkeit im Punkt der Liebe.

Dieser Nebenbuhler war nicht zu übersehen und der Chevalier

Grammont fand ihn für seine Herzenssache um so gefährlicher, als er Talbot wirklich leidenschaftlich verliebt sah. Es war dieser nicht der Mann dazu, sich mit einem Korbe sogleich zurückzuziehen oder durch ungeschicktes Werben Verachtung und Kälte zu erwecken. Ueberdies fingen dessen Brüder an, das Haus der Hamilton zu besuchen. Von diesen war der eine Almosenier der Königin, ein ränkevoller Jesuit und großer Ehekuppler; der andre, ein sogenannter Weltgeistlicher, besaß nur die Ausschweifungen und den schlechten Ruf seiner ganzen Klasse; im übrigen war er freimüthig, ziemlich unterhaltend, aber er hatte die bedenkliche Eigenschaft, verletzende Wahrheiten zu sagen und mitunter gute Dienste zu erzeigen.

Nach Ansicht des Chevalier Grammont lag in all' diesen Verhältnissen viel Beunruhigendes. Miß Hamilton's Gleichgültigkeit gegen die Absichten des Rivalen war nicht im Stande, ihn einzulullen. Denn sie konnte nur für ihre persönliche Gesinnung in Anschlag kommen und hing übrigens ganz von ihrer Familie ab. Das Glück jedoch schien ihn in England unter seinen Schutz genommen zu haben und befreite ihn bald von dieser neuen Sorge.

Seit längerer Zeit hatte sich Talbot zum Beschützer der unterdrückten Irländer aufgeworfen. Dieser Eifer für das Wohl seines Volks war anerkennungswerth, doch war er nicht ganz uneigennützig. Er hatte von Allen, welchen sein Einfluß wieder zu ihrem Güterbesitz verholfen, sich kleine Entgelte erpreßt; da aber jeder Theil seine Rechnung dabei fand, so klagte Niemand darüber.

Wenn jedoch Glück und Gunst alle Unternehmungen eines Menschen krönen, mäßigt er sich selten. Er nahm also in seinem Wesen etwas Auftretendes an und das verletzte das Ansehn des damaligen Vicekönigs von Irland, des Herzogs von Ormond. Dieser ließ ihn ziemlich stolz bescheiden, daß er das nicht dulden könne. Gewiß war ein Unterschied zwischen dem Gewicht und der Stellung beider. Für Talbot wäre Fügsamkeit und Unterwerfung die passendste Rolle gewesen. Da ihm das aber nicht ehrenvoll schien, so spielte er den

Stolzen und — er befand sich nicht wohl dabei. Denn wie er sich durch einige Aeußerungen, die sich in seinem Munde nicht schickten und welche der Herzog von Ormond nicht überhören durfte, vergangen hatte, so steckte man ihn in den Tower. Hier sah er nun freilich keine andre Möglichkeit zur Freilassung, als durch volle Abbitte bei dem Herzog. So wandte er zu diesem Zweck denn den Einfluß seiner Freunde an und that alles, um sein Schicksal zu ändern. Durch dieses Zerwürfniß aber büßte er alle Hoffnung auf eine künftige Verbindung mit einer Familie ein, die sich seitdem wohl hütete, seine Werbungen zu beachten.

Er mußte sich etwas Gewalt anthun, um sofort eine Leidenschaft zu besiegen, welche in seinem Herzen noch mehr Fortschritte gemacht, als das Zerwürfniß ihm in seiner Stellung geschadet hatte. Deshalb hielt er seine Rückkehr nach Irland für unumgänglich nothwendig; auf Miß Hamilton's Hand war alle Aussicht geschwunden, wenn auch die Neigung zu ihr seine Ruhe noch immer störte. Die Abreise folgte seinem Entschluß auf dem Fuß.

Er spielte hoch und war ziemlich zerstreut. Am Vorabend seiner Einkerkerung hatte der Chevalier Grammont ihm drei- bis vierhundert Guineen abgewonnen. Durch die Gefangennehmung war jenem der Gebrauch, den nächsten Morgen zu zahlen, so sehr aus dem Kopf gekommen, daß er selbst nach der Freilassung nicht daran dachte. Da Chevalier Grammont nun sah, er werde abreisen, ohne seine Schuld zu entrichten, so dachte er, er müsse ihm eine glückliche Reise wünschen. Er traf ihn beim Herausgehen aus des Königs Zimmern, wo jener sich verabschiedet hatte und sagte: „Talbot, wenn Sie hier während der Abwesenheit meiner Dienste bedürfen sollten, so dürfen Sie es nur sagen. Es ist Ihnen bekannt, der alte Russell hat seinen Neffen William hier gelassen, um sein Interesse bei Miß Hamilton zu vertreten; wenn Sie es wünschen, will ich das Ihrige wahrnehmen. Adieu, glückliche Reise. Werden Sie unterwegs nicht etwa krank; sollte es aber der Fall sein, so denken Sie meiner in

Ihrem Testament." — Talbot, erst durch diese Worte an seine Schuld erinnert, brach in lautes Lachen aus, umarmte ihn und sagte: „Mein lieber Chevalier, ich bin Ihnen für das Erbieten so dankbar, daß ich Ihnen meine Geliebte lasse und Ihr Geld schicken werde."

Der Chevalier besaß von diesen anständigen Mitteln, das Gedächtniß der Zahlungssäumigen ein wenig anzufrischen, einen ganzen Vorrath. So benahm er sich z. B. einst später dem Lord Cornwallis gegenüber in folgender Weise: dieser Lord hatte die Tochter des Schatzmeisters des königlichen Hauses, Fox, geheirathet, des reichsten und pünktlichsten Mannes in England. Sein Schwiegersohn dagegen war ein verschwenderischer Patron, der so viel verspielte, als sich wünschen ließ, dabei aber nicht nach Wunsch bezahlte. Weit entfernt, sein Betragen zu billigen, unterließ der Schwiegervater nicht, die Fehler des Lords durch Zahlung wieder gut zu machen. Der Chevalier Grammont hatte ihm etwa tausend bis zwölfhundert Guineen abgewonnen; aber sie gingen, obgleich er vor seiner Abreise vom Lord Cornwallis vor allen andern Abschied genommen, nicht ein. Das veranlaßte ihn, folgendes gewiß lakonische Billet zu schreiben:

„Mylord! Behalten Sie den Grafen Grammont in geneigtem Andenken und vergessen Sie nicht den Ritter Fox."

Wir kehren zu Talbot zurück. Er schien bewegter als ein Mensch, der auf seine Geliebte verzichtet hat, eigentlich sein sollte. Der Aufenthalt in Irland und das Ordnen seiner Angelegenheiten kurirte ihn nicht völlig, und als er bei der Rückkunft sich von den Fesseln der Miß Hamilton frei fand, so verfiel er nur in die Gewalt einer Andern. Der Personenwechsel an beideu Höfen verursachte bei ihm diese Wandlung. Wir wollen sehen, wie.

Von den Fräulein der Königin haben wir bis jetzt nur Miß Stewart und Miß Warmestré näher erwähnt. Die andern waren Miß Bellenden, Mademoiselle de la Garde und Mademoiselle Bardou, sämmtlich, nach des Himmels Willen, Ehren-Fräulein.

Miß Bellenden war keine Schönheit. Sie war ein gutmüthiges Geschöpf; üppige Fülle und etwas Frische mußten bei ihr andre Mängel ersetzen und da sie nicht den geschickten Takt einer Kokette nach der Regel besaß, so that sie ihr Mögliches, alle Welt durch ihre Zuvorkommenheit zufrieden zu stellen. Mademoiselle de la Garde und Mademoiselle Bardou, beides Französinnen, waren durch die Königin-Mutter angestellt worden. Die erste, eine kleine schwarzbraune Person, mischte sich in die Angelegenheiten ihrer Gefährtinnen und die zweite wollte um jeden Preis in die Klasse der Hofdamen aufgenommen sein, obgleich sie eigentlich nur bei ihnen wohnte und ihr die Ansprüche auf deren Funktionen jederzeit bestritten wurden.

Bei einem so reizenden Wuchse ließ sich kaum ein häßlicheres Gesicht denken und dieser Contrast wurde noch durch alle mögliche Kunst hervorgehoben. Sie mußte häufig mit Flamarens tanzen und mitunter am Ende eines Balles führte sie, mit Kastagnetten und mit Keckheit ausgerüstet, eine kunstvolle Sarabande auf, die den Hof zum Lachen trieb. Wir müssen sehen, was aus alledem wurde.

Da Miß Stewart bei der Königin nur selten Dienste that, so ward nicht mehr auf sie gerechnet. Die andern verschwanden fast zur selben Zeit durch verschiedene Abenteuer. Wir geben das der Miß Warmestré, welche bereits in Beziehung auf Grammont erwähnt wurde.

Der älteste Sohn des Earl von Carlingford, Lord Taafe, hatte sich eingebildet, er sei in sie verliebt und Miß Warmestré hielt es nicht nur für wahr, sondern zweifelte nicht, daß er sie bei erster Gelegenheit heirathen werde; vorläufig hielt sie es deswegen für ihre Pflicht, ihm auf das Beste entgegenzukommen. Der Lord hatte dem Herzog von Richmond seine Sache anvertraut. Beide waren einander sehr, aber noch mehr dem Weine zugethan. Trotz seiner Geburt spielte der Herzog von Richomnd bei Hofe keine sonderliche Rolle und der König hielt von ihm noch weniger als die Höflinge. Wahrscheinlich, um sich mehr in des Fürsten Gunst zu setzen, ver-

fiel er darauf, sich in Miß Stewart zu verlieben. Zwischen dem Herzog und Lord Taafe wurden denn auch diese neuen Herzensangelegenheiten verhandelt und sie entwarfen folgenden Plan.

Die kleine de la Garde wurde angewiesen, der Miß Stewart zu sagen, der Herzog von Richmond vergehe vor Liebe zu ihr und jedesmal, wenn er sie in Gesellschaft mit Blicken verfolge, wolle er damit sagen, er sei bereit, sie zu heirathen, sobald sie dazu aufgelegt wäre.

Lord Taafe hatte der kleinen Gesandtin seinerseits keine Botschaft anzuvertrauen; zwischen ihm und Miß Warmestré war alles in bester Ordnung; doch sollte sie gewisse Erleichterungen für die Freiheit ihres Verkehrs bewerkstelligen, wie z. B. daß er sie zu allen Stunden des Tags und der Nacht besuchen könne. Das schien etwas schwierig, aber man kam zum Ziel.

Um alles in der Welt hätte die Gouvernante der Fräulein nicht anders als in Zucht und Ehren die bequeme Aufseherin gespielt; doch gestattete sie, daß bei Miß Warmestré nach Belieben zu Nacht gegessen wurde, versteht sich: in ihrem Beisein und in guter Absicht. Die gute Dame liebte frische Austern und verachtete keineswegs die spanischen Weine. Sie fand also regelmäßig bei jeder Mahlzeit zwei Fäßchen Austern, das eine zum gemeinschaftlichen Verzehren und das andre zum Mitnehmen; sobald sie ihre gehörige Portion Wein genossen hatte, empfahl sie sich der Gesellschaft.

Ungefähr um die Zeit, als der Chevalier Grammont die Augen auf Miß Warmestré geworfen hatte, führte man dieses heitre Leben auf ihrem Zimmer. Der Himmel weiß, wie viele Schinkenpasteten, Flaschen Wein und andere Dinge auf seine Kosten dort verzehrt wurden.

Inmitten dieser nächtlichen Gelage und gerade während dieses harmlosen Verkehrs kam ein Verwandter von Killegrew eines Prozesses wegen nach London. Er gewann ihn, aber hätte dabei fast den Verstand verloren.

Es war ein Landedelmann, Wittwer seit sechs Monaten und Herr

von funfzehn- bis sechszehntausend Livres jährlichen Einkommens. Der arme Mann, der eigentlich bei Hofe nichts zu thun hatte, besuchte dort seinen Vetter Killegrew, welcher mit seiner Visite auch eigentlich nichts anzufangen wußte. Dort traf der Angekommene Miß Warmestré und verliebte sich beim ersten Blick. Das Uebel nahm zu und zwar so sehr, daß er weder Tag noch Nacht Ruhe hatte und zu dem letzten Mittel greifen mußte. Das heißt, eines Morgens besuchte er seinen Vetter Killegrew, entdeckte ihm seine Lage und bat ihn dringend, in seinem Namen um Miß Warmestré anzuhalten.

Killegrew glaubte aus den Wolken zu fallen, als er die Absicht vernahm. Er konnte sich vom Erstaunen gar nicht erholen, daß der Cousin unter allen Londoner Schönen gerade dies Mädchen zu seiner Frau zu machen beschloß. Eine Zeit lang wollte er es gar nicht glauben; als er aber sah, es sei voller Ernst, zählte er ihm die Bedenklichkeiten und Gefahren auf, die mit einem so gewagten Unternehmen verknüpft wären. Er stellte ihm vor, ein am Hofe gebildetes Mädchen sei für das Land das schrecklichste Möbel; es hieße die idyllische Ruhe durch allen möglichen Höllenlärm stören, wenn er sie gegen ihre Einwilligung dahin führen wollte; wenn er aber schwach genug wäre, sie in der Stadt zu lassen, so brauche er nur einen kleinen Ueberschlag zu machen, wie viel nach ihrer Laune an Equipage, Tafel, Kleidern und Spielkosten darauf gehen würde; er habe dann nur zu überlegen, bis wie weit dann seine funfzehntausend Livres reichen möchten.

Alles das hatte sein Vetter schon in Betracht gezogen; aber seine Leidenschaft war stärker, als sein Verstand, und er verharrte bei dem Entschluß. Auf seinen Wunsch ging Killegrew, ihn an Haupt und Füßen gebunden der siegreichen Warmestré anzubieten. Weil er nichts so sehr fürchtete, als ihre Einwilligung, so setzte ihn die Verachtung, mit der sie den Vorschlag aufnahm, in das größte Erstaunen. Ihr Stolz bei der Zurückweisung ließ ihn glau-

ben, sie halte ihre Verbindung mit Lord Taafe für vollkommen gesichert, und er wunderte sich von Neuem, daß ein solches Dämchen zwei Männer zu ernster Bewerbung verleitet habe. Er beeilte sich, den Korb in den verletzendsten Formen zu überbringen, weil er glaubte, es sei dies die heilsamste Kur für seinen schmachtenden, unglücklichen Vetter.

Aber der Cousin war damit nicht zufrieden. Er dachte, Killegrew verberge die Wahrheit aus den angeführten Gründen, und beschloß, weil er mit ihm nicht mehr darüber zu sprechen wagte, selbst zu ihr zu gehen. Für diesen Schritt raffte er all' seinen Muth zusammen und studirte seine Anrede; doch kaum hatte er den Mund geöffnet, als sie ihm sagte, er hätte sich die Mühe sparen können, auf ihr Zimmer zu kommen, um von einer albernen Sache zu reden, über die sie Herrn Killegrew schon ihre Meinung gesagt; sie hätte ihm ihr Lebelang keine andere Antwort zu ertheilen. Dies wurde mit aller Härte, wie man sie Zudringlichen zeigt, gesprochen.

Seine Betrübniß war größer, als seine Ueberraschung. Ganz London wurde ihm verhaßt und er sich selbst am meisten. Er reis'te ab, ohne seinen Vetter zu sehen, gelangte auf seinen Landsitz und weil er ohne die Grausame nicht leben zu können glaubte, beschloß er sein Mögliches zu thun, um zu sterben.

Während er sich aber, um dem Schmerz nachzuhängen, der Gesellschaft seiner Pferde und Hunde, d. h. den süßesten Genüssen eines Landedelmanns entzog, nahm die stolze Warmestré, offenbar in der Zeitrechnung getäuscht, sich die Freiheit, mitten am Hofe niederzukommen.

Ein so öffentlicher Vorfall machte, wie man sich denken kann, nicht geringes Aufsehn. Die ganze prüde Sippschaft des Hofes entfesselte ihre Bitterkeit; diejenigen besonders schrieen am lautesten nach Genugthuung, die weder durch Jugend noch Reize im Stande waren, dergleichen Anstoß zu geben. Die Gouvernante der Fräulein jedoch, welche zunächst zur Rechenschaft gezogen werden sollte, ver-

sicherte, es sei nichts; sie besitze Mittel, den bösen Zungen den Zaum anzulegen. Die Königin ward um eine Audienz ersucht, um die Enthüllung des Räthsels zu vernehmen und die Duenna setzte auseinander, wie die Sache sich mit ihrer Einwilligung zugetragen, d. h. in aller Zucht und in allen Ehren.

Die Königin ließ Lord Taafe fragen, ob er Miß Warmestré als seine Frau anerkenne. Er entgegnete hochachtungsvoll, er erkenne weder Miß Warmestré noch ihr Kind als sein, er wundre sich, wie man lieber ihm als einem andern die Ehre zudenke. Mehr entrüstet über diese Antwort, als betrübt über den Verlust eines solchen Liebhabers verließ die unglückliche Warmestré den Hof schleunig mit dem Entschluß, der Welt bei erster Gelegenheit Lebewohl zu sagen.

Auf dem Punkt eine Reise anzutreten, als das Ereigniß statt fand, glaubte Killegrew, er würde nicht übel thun, einen Abstecher nach dem Landsitze seines trostlosen Vetters zu machen, um ihm die Kunde mitzutheilen. Ohne nun dessen zärtliche Gefühle zu berücksichtigen, meldete er ihm, sobald er ihn erblickte, kurz und gut die Neuigkeit. Dabei wurden keine Farben gespart, um ihn zu Scham und Entrüstung zu reizen.

Es steht geschrieben, wie der treue Tiridates bei dem Bericht von Mariamne's Tode sanft erblaßte und starb. Killegrew's zärtlicher Vetter hingegen warf sich fromm auf die Kniee, erhob die Augen gen Himmel und sprach:

„Der Herr sei gelobt für ein kleines Unheil, das vielleicht das Glück meines Lebens machen wird! Wer weiß, ob die schöne Warmestré mich jetzt nicht annimmt und ob ich nicht am Ende die Freude haben werde, meine Tage mit einer angebeteten Frau zuzubringen, von der ich Erben hoffen kann?" — „O gewiß!," rief Killegrew seinerseits noch weit mehr überrascht, als er den Andern zu finden erwartete. „Ihr könnt auf Beides rechnen. Ich zweifle nicht, daß sie euch die Hand reichen wird, sobald sie wieder auf den Beinen ist, und es wäre schändlich von ihr, da sie so gut Kin=

der zu bekommen versteht, wenn sie es euch daran mangeln ließe. Vorläufig, ehe die andern anlangen, rathe ich euch, das neugeborne zu adoptiren."

Wie gesagt, so geschah's trotz dem Spott. Der treue Anbeter trachtete nach ihr, wie er nur nach der keuschen Lukretia oder schönen Helena hätte streben können. Nach der Hochzeit war seine Liebe stets im Wachsen begriffen, und anfangs durch Großmuth ward seine Gattin endlich durch Neigung gewonnen; sie gebar ihm nicht ein einziges Kind, dessen Vater er nicht gewesen wäre und nie gab es in England eine glücklichere, friedlichere Ehe.

Durch jenes Beispiel nicht gewarnt hatte Miß Bellenden einige Zeit nachher die Klugheit, den Hof zu rechter Zeit zu verlassen, ehe sie fortgewiesen wurde. Die unangenehme Bardou folgte ihr bald nach, jedoch aus andern Gründen. Man war ihrer Sarabande und ihres Gesichts müde. Um keine von beiden Damen wieder zu sehen, ließ der König ihnen eine geringe Pension zahlen. Es blieb also nur noch die kleine de la Garde zu versorgen. Sie hatte weder Fehler genug, um vom Hofe verbannt zu werden, noch hinlängliche Vorzüge, um dort zu bleiben. Gott weiß, was aus ihr geworden wäre, hätte nicht der edle Silvius, ein Mann, der außer seinem Namen nichts von einem Römer an sich trug, die Infantin de la Garde zur Frau genommen.

Wir haben gesehen, wie alle diese Heldinnen wegen Verirrungen oder wegen ihrer Häßlichkeit fortgejagt zu werden verdienten; die Nachfolgerinnen bewiesen indeß, daß es möglich sei, jene wieder zurückzuwünschen, die einzige Miß Wells etwa vortheilhaft dabei ausgenommen. —

Sie war ein großes Mädchen, schön zum Malen, kleidete sich mit Geschmack und hatte den Gang einer Göttin; ihr Gesicht, so hübsch gebildet, wie nur denkbar, ließ indeß dennoch kalt. Das Schicksal hatte über ihre Züge einen so völlig unbestimmten Ausdruck verbreitet, daß man in das Auge eines träumenden Hammels zu sehen

glaubte. Das gab eine schlechte Idee von ihrem Geiste, und leider entsprach der Geist dieser Idee nur allzu treu. Da sie aber frisch war und jungfräulich schien, so wollte der König, durch Miß Stewart im Punkt des Geistes nicht verwöhnt, untersuchen, ob die Sinne bei Miß Wells nicht besser ihre Rechnung fänden, als der Kopf bei ihrem Verstande. Die Probe ward ihm nicht schwer. Sie stammte aus einer gut königlich gesinnten Familie und da ihr Vater Karl dem Ersten treu gedient, so meinte sie, sie dürfe Karl dem Zweiten keinen Widerstand entgegensetzen. Das Verhältniß hatte jedoch für sie keine sehr vortheilhaften Folgen. Man behauptete, sie habe etwas zu wenig Widerstand gezeigt und sich, ohne stark bedrängt zu sein, auf Gnade und Ungnade ergeben; andere meinten, Seine Majestät beklage sich außerdem über weitere, noch weniger fesselnde Erleichterungen. Ueber diesen Vorfall machte der Herzog von Buckingham ein Couplet, worin der König im Gespräch mit Progers, dem vertrauten Diener seiner geheimen Freuden, aufgeführt wird. Das Wortspiel mit dem Namen Wells, der da „Quelle, Brunnen“ bedeutet, bildet die Pointe. — Wir geben den Sinn:

> Als er den Born zum Abgrund fühlt' entschwinden,
> Rief Karl: O Progers, wo gerieth ich hin!
> Wie hier zurecht mich finden? —
> Wollt' ich den Mittelpunkt der Welt ergründen,
> Ich wäre längst darin.

Trotz dieser Art von Anagramm auf ihren Namen und ungeachtet der Andeutung über ihre Person glänzte Miß Wells immer noch unter ihren neuen Gefährtinnen. Es waren die Fräulein Levingston, Fielding und Boynton, kaum würdig, in diesen Memoiren erwähnt zu werden; auch wollen wir sie in ihrem Dunkel lassen, bis es dem Schicksal gefällt, sie an's Licht zu ziehn.

Dies war hinsichtlich der Ehrenfräulein der neue Hof der Königin. Der Hofstaat der Herzogin von York wurde fast gleichzeitig neu gebildet. Diese Fürstin bewies indeß durch ihre glänzende

Auswahl, daß England an Schönheit reiche Hülfsquellen besitze. Ehe wir davon sprechen, wollen wir ein wenig sehen, wer die bisherigen Hofdamen waren und wodurch sie bei Ihrer Hoheit verschwanden.

Außer Fräulein Blague und Miß Price, die schon erwähnt sind, bestand der Kreis aus Miß Bagot und Miß Hobart, der ältesten der Schwesterschaft.

Da die Blague den Grund ihres Zerwürfnisses mit dem Marquis von Brisacier nie recht genau erfahren hatte, so hielt sie sich an den von ihm empfangenen fatalen Brief; in diesem war, ohne die Andeutung, daß Miß Price mit ihr gleiche Farben in Handschuhen und Bändern tragen würde, nur von ihrer Blondheit und ihren „Frischlings-Augen" die Rede gewesen. Sie bildete sich ein, das müsse etwas ganz Besondres sein, weil man ihre Sehorgane so bezeichnete und neugierig auf die eigentliche Bedeutung des Ausdrucks, fragte sie nach einiger Zeit was Frischling sei? — Nun giebt es in England keine Eber und die Befragten antworteten, es sei ein kleines Ferkel. Diese Beleidigung bestärkte sie vollends in ihrem Verdacht von des Fanzosen Treulosigkeit, und Brisacier, seinerseits über ihren plötzlichen Wechsel noch mehr erstaunt, als jene über seine angebliche Tücke entrüstet war, sah in ihr außer einem faden Wesen nun auch ein eigensinniges Geschöpf und ließ sie ohne weiteres in Stich. Allein der Ritter Yarborough, ebenso blond, wie sie selbst, stellte sich mitten in dieser Spannung ein, wurde günstig aufgenommen und das Schicksal schloß diesen Bund, um zu zeigen was ein so blaßbleicher Verein zu Tage fördern könne.

Miß Price besaß Verstand; da ihr Aeußeres aber nicht gemacht war, ihr viele Verehrer zu verschaffen, sie jedoch mehrere wünschte, so trieb sie bei Gelegenheit den Preis nicht in die Höhe, sondern feilschte überhaupt nicht erst. Wie in ihrem Zorn, so zeigte sie Heftigkeit in ihrer Liebe, das hatte sie einigen unangenehmen Berührungen ausgesetzt. Sehr zur Unzeit hatte sie mit einem jungen

Mädchen Streit angefangen, welches Lord Rochester liebte. Der Umgang war bisher geheim gehalten worden und sie war so unklug, das Verhältniß nach Kräften in die Oeffentlichkeit zu bringen. Dadurch zog sie sich den gefährlichsten Feind auf der Welt zu. Nie hat jemand anmuthiger, feiner und gewandter geschrieben, als dieser Lord; doch in der Satyre war dafür seine Feder auch von unerbittlicher Schärfe.

Da sie sich seiner Geißel ausgesetzt, so figurirte die arme Price in seinen Skizzen täglich in neuer Gestalt. Es regnete Liederchen, in denen ihr Name das Stichwort, ihr Benehmen den Inhalt bildete. Wie ließ sich dagegen an einem Hofe Stand halten, wo man auf die geringsten Dinge von Lord Rochester gespannt war. Es bedurfte nur noch des Verlustes von einem Liebhaber und einer darauf folgenden Entdeckung, um ihre Verfolgung bis an die äußerste Gränze zu treiben.

Zu jener Zeit starb nämlich Dongan. Es war ein Mann von Verdienst, dem Durfort, der spätere Graf Feversham, in dem Posten eines Ober-Offiziers der herzoglichen Leibgarde folgte. Miß Price hatte den Verstorbenen zärtlich geliebt. Sein Tod stürzte sie in Verzweiflung; aber sein Nachlaß hätte sie fast zum Wahnsinn getrieben. Es war darunter nämlich ein an allen Seiten versiegeltes Kästchen, von der Hand des Verstorbenen an Miß Price addressirt. Die Gouvernante hielt für angemessen, es in Empfang zu nehmen, weil die Price es ablehnte, und überlieferte es sodann pflichtgemäß der Herzogin selbst, indem sie dachte, der Inhalt könne aus werthvollen und nützlichen Dingen bestehen, von denen für sie ein kleiner Vortheil abfallen möchte. Wenn nun die Herzogin das auch nicht gerade glaubte, so hegte sie doch Neugier, was ein so sorgfältig versiegeltes Wunderkästchen bergen könne. Die Eröffnung fand in Gegenwart einiger Damen statt, die gerade in ihrem Kabinet waren.

Es fanden sich darin alle nur erdenklichen Liebespfändchen und sie waren sämmtlich von der zärtlichen Miß Price. Man konnte

nicht begreifen, wie ein einziges menschliches Wesen so viel Material habe liefern können; denn außer den Portraits gab es alle Art von Haaren, und in den mannichfachsten Geflechten. Darauf kamen drei oder vier Pakete Briefe von so feurig zärtlichem Inhalt, daß man nach den ersten beiden nicht weiter zu lesen wagte: Inbrunst und Schmachten waren darin zu natürlich ausgedrückt.

Die Herzogin bereute das Eröffnen der Kassette in so guter Gesellschaft; denn sie verhehlte sich nicht, daß es bei derartigen Zeugen nicht möglich sei, die Sache zu unterdrücken. Da es aber ebenfalls unmöglich war, ein solches Ehrenfräulein zu behalten, so gab man der Miß Price ihr Eigenthum zurück, mit dem Wink, den Verlust ihres Geliebten wo anders zu beweinen oder — sich darüber zu trösten.

Miß Hobart war von einem damals in England noch unbekannten Charakter, wie auch ihre Gesichtszüge in einem Lande auffallend erscheinen mußten, wo es die Ausnahme bildet, wenn man jung und nicht einigermaßen hübsch ist. Sie hatte einen guten Wuchs, in ihrer Miene lag viel Entschlossenheit, sie besaß einen gebildeten Geist, doch ohne die gehörige Vorsicht. Ihre Phantasie war bei großer Lebhaftigkeit etwas ungezügelt und ihre sehr feurigen Blicke nahmen nicht ein. Ihr Herz war zärtlich, aber man behauptete, nur zu Gunsten des schönen Geschlechts.

Miß Bagot zog zuerst ihre Sorgfalt und Zärtlichkeit auf sich und erwiederte sie harmlos und ohne Arg; da sie aber bald gewahrte, all' ihre Freundschaft genüge der Innigkeit einer Hobart nicht, so überließ sie diese Eroberung der kleinen Nichte der Gouvernante, welche sich dadurch sehr geehrt fühlte.

Bald verbreitete sich das wahre oder falsche Gerücht von dieser Seltsamkeit am Hofe. Man war dort so unkultivirt, von dieser Verfeinerung des Geschmacks in zärtlichen Neigungen, wie sie das alte Griechenland kannte, niemals gehört zu haben, und man bildete sich

ein, die erhabene Hobart sei mit ihrem Sinn für die Schönen etwas ganz andres, als sie scheine.

Wegen dieser neuen Begabung fingen die Spottliederchen an, ihr Complimente zu machen und auf Grund der Sticheleien zogen sich ihre Gefährtinnen von ihr zurück. Ueber das Gerücht ganz erschrocken wandte sich die Gouvernante an Lord Rochester um Rath in der Gefahr, welcher ihre Nichte ausgesetzt scheine. Sie konnte sich an keinen Beß'ren wenden. Er empfahl ihr, die Kleine den Händen der Miß Hobart zu entziehen und lenkte die Sache so gut, daß sie in die seinigen fiel. Zu edel, um diesen Verdacht anders, denn als hohle Chimäre zu behandeln und zu gerecht, um auf Grund von Spottliedern Jemand zu verurtheilen, nahm die Herzogin das Fräulein aus der Damen-Wohnung, damit sie bei ihr Dienst thue.

Miß Bagot besaß in diesem früheren Kreise allein fleckenlose Sittsamkeit bei körperlichen Reizen. Ihre Züge waren schön und regelmäßig. Sie hatte jenen dunkeln Teint, der, wenn er gefällt, so bezaubernd wirkt. In England gefiel die Farbe sehr, weil sie dort selten ist. Die junge Dame erröthete über alles, ohne doch etwas zu thun, worüber sich erröthen ließ. Lord Falmouth warf zuerst die Augen auf sie. Seine Werbungen wurden besser aufgenommen, wie die der Miß Hobart, und einige Zeit später erhob die Liebe sie von dem Posten eines Ehrenfräuleins der Herzogin zu einem Range, um den alle jungen Engländerinnen sie hätten beneiden können.

Zehntes Kapitel.

Miß Jennings, der Herzog von York und der König. — Miß Temple und Miß Hobart. — Lord Orford und Rorane.

Um ihren Hof neu zu bilden, wollte die Herzogin von York alle vorgeschlagenen jungen Damen selbst sehen und ohne Rücksicht auf Empfehlungen wählte sie die schönsten aus.

An der Spitze standen Miß Jennings und Miß Temple. Sie überstrahlten die beiden andern ernannten bei weitem und wir werden deshalb nur von ihnen reden.

Mit der Blüthe der Jugend geschmückt war Miß Jennings von blendender Weiße, ihr Haar das herrlichste Blond. Ein lebhaftes seelenvolles Wesen bewahrte ihre Hautfarbe vor jener matten Eintönigkeit, welche sonst mit auffallend hellem Teint verbunden zu sein pflegt. Ihr Mund war nicht ganz klein, aber es war dennoch der lieblichste Mund von der Welt. Die Natur hatte ihn mit unaussprechlichen Reizen, mit ihrem anmuthsvollsten Zauber geschmückt. Der Umriß des Gesichts war rein und der keimende Busen glänzend weiß, wie das Gesicht. Die ganze Erscheinung gab mit einem Wort die Idee der Aurora oder auch der Frühlingsgöttin verkörpert wieder, wie die Dichter sie in ihren edelsten Gebilden malen. Da es indeß ungerecht wäre, wenn ein Wesen alle Wunder der Schönheit ohne den geringsten Schatten in sich vereinte, so ließen Arme und Hände, um dem Ganzen zu entsprechen, etwas zu wünschen übrig. Die Nase war nicht von vollendeter Feinheit und auch die Augen strahlten keine verzehrenden Blicke, während Mund und alles Andre tausend Pfeile zum Herzen sandten.

Mit diesem lieblichen Aeußern sprühte sie Geist und Leben. Ihre Manieren und jede Bewegung waren stets überraschend neu. Wenn sie gefallen wollte, war die Sprache hinreißend, und wollte sie spotten, fein und treffend in Wendungen; da jedoch ihre Phantasie sie oft überwältigte und sie die Worte hinwarf, ehe der Gedanke entwickelt war, so gaben ihre Ausdrücke den Sinn mitunter zu stark, mitunter zu schwach wieder.

Ungefähr von gleichem Alter war Miß Temple im Verhältniß zu ihr brünett. Ihr Wuchs war hübsch. Dabei besaß sie schöne Zähne, sprechende Augen, frischen Teint, ein angenehmes Lächeln und eine seelenvolle Miene. So weit das Aeußre; das Uebrige ist schwer anzugeben; denn sie war einfach und prahlerisch zugleich, leichtgläubig, argwöhnisch, gefallsüchtig, spröde, sehr von sich eingenommen und sehr albern.

Kaum waren diese Beiden neuen Sterne am Hofe der Herzogin erschienen, als auch schon Jeder die Augen auf sie warf und damit gute oder schlimme Absichten verband.

Miß Jennings zeichnete sich bald aus und ließ ihren Gefährtinnen nur Anbeter, welche die Hoffnung treu an ihr Ziel gebunden hielt. Ihre glänzende Erscheinung zog an, während ihr geistiger Reiz fesselte.

Indem der Herzog von York sie als seinem Bereich gehörig ansah, dachte er Ansprüche geltend zu machen, etwa wie sein königlicher Bruder sich die Gunst der Miß Wells zugeeignet hatte; aber wenn sie auch zum Dienst der Herzogin angewiesen war, so fand er sie doch keineswegs geneigt, sich ihm zu Diensten zu stellen. Zunächst wollte sie von der Unzahl von Blicken, womit er sie belagerte, gar nichts verstehen. Wenn die Augen Seiner Hoheit sie suchten, so schweiften die ihrigen anderswo umher; traf er zufällig einen unbewachten Blick, so wurde sie nicht einmal roth dabei. Die Angriffsbatterie mußte also gewechselt werden. Da die stummen Waffen nichts ausrichteten, so versuchte er zu sprechen; allein das war noch

schlimmer. Wie er seine Gefühle vortrug, kann ich nicht sagen; die Reden fanden jedenfalls keine bessere Aufnahme, als das Aeugeln.

Sie besaß Sittsamkeit und Stolz, und was er anzubieten kam, entsprach keiner von beiden Eigenschaften. Bei ihrer Lebhaftigkeit glaubte man sie großer Bedenklichkeiten unfähig; doch sie war mit einigen für Personen ihres Alters sehr heilsamen Grundsätzen gewaffnet. Der erste lautete, man müsse, um am Hofe mit Erfolg aufzutreten, jung, und um ihn mit Anstand zu verlassen, nicht zu alt sein; sodann könne man dort seine Stellung nur durch würdevolle Festigkeit oder durch imposante Schwächen erhalten; und an einem so gefahrvollen Orte müsse man vor allem dahin streben, das Herz nur mit der Hand zu verschenken.

Bei Gesinnungen wie diese fand sie die Vertheidigung gegen des Herzogs Lockungen nicht so schwierig als die Aufgabe, sich seiner Hartnäckigkeit zu entledigen. Den Vorschlägen einer unabhängigen Stellung und Existenz, womit man ihren Ehrgeiz zu ködern suchte, hielt sie ein taubes Ohr entgegen, und Geschenke hatten noch weniger Erfolg. Was sollte man thun, um eine auffässige Tugend zu fangen, die durchaus nicht Vernunft annehmen wollte? War es doch eine Schmach, ein kleines, keckes Mädchen aufzugeben, deren Inneres doch ein wenig von jener in ihrem ganzen Wesen hervortretenden Lebhaftigkeit hegen mußte und die sich einfallen ließ, gerade da Solidität zu zeigen, wo sie von ihr nicht verlangt wurde.

Nach längerem Grübeln über ihre Widerspänstigkeit dachte der Herzog, Schreiben könne vielleicht bewirken, was weder Blicke, noch Reden, noch Vorschläge erreicht hatten. Das Papier ist sehr geduldig, aber sie konnte das Papier nicht dulden. Täglich drängten sich zärtliche Billets oder herrliche Vorspiegelungen in ihre Tasche oder Muffe. Das geschah eben nicht unbemerkt und die malitiöse Hexe sorgte wohl dafür, daß die Aufpasser, welche die Blätterchen erspähten, sie auch uneröffnet herausfallen sahen. Sie brauchte nur ihre Muffe zu schütteln oder ihr Taschentuch zu ziehen; sobald er sich

abwandte, regnete es Billets und wer da wollte, hob sie auf. Die Herzogin war oft Zeuge ihres Benehmens und wagte nicht, sie wegen Respektmangels zu schelten. Es war also an beiden Höfen nur von der Schönheit und Sittenstrenge der Miß Jennings die Rede; man konnte nicht fassen, daß ein junges, frisch vom Lande an den Hof versetztes Mädchen durch ihre Reize der Schmuck, durch ihr Betragen das Muster desselben wurde.

Der König dachte, die Belagerer hätten es falsch angefangen; es schien ihm nicht natürlich, daß weder Verheißungen sie locken, noch Leidenschaft sie rühren sollten; denn sie konnte doch diese Moral kaum von ihrer Frau Mutter geerbt haben, welche die Pfirsiche und Aprikosen von Saint=Albans einst so köstlich gefunden. Er wollte die Sache untersuchen. Alles erschien ihm bei ihrem geistvollen Wesen und dem Zauber ihrer Person neu, und das Neue reizte ihn leicht. Das Interesse an der Prüfung verwandelte sich bald in die Sehnsucht nach dem Gelingen des Experiments. Weiß der Himmel, wie die Sache abgelaufen wäre; denn er hatte den gewandtesten Geist in der Welt und — er war König. Diese Eigenschaften sind nicht gering anzuschlagen. Die Vorsätze der schönen Jennings waren wohl löblich und verständig; Geist aber hatte viel Reiz für sie und die Majestät eines Herrschers, der sich vor einem jungen Wesen beugt, ist von wunderbarer Ueberredungskraft. Allein Miß Stewart war weit entfernt, den Plan des Königs ruhig zu billigen.

Zu rechter Zeit faßte sie Besorgniß. Sie bat, Seine Majestät möge Ihrem Bruder dem Herzog die Sorge überlassen, die Fräulein Ihrer Schwägerin, der Frau Herzogin, auszubilden und wenn der Fürst nicht wollte, daß sie selbst auf gewisse vortheilhafte Heirathsanträge eingehen solle, so möge er sich nur um die eigene Heerde kümmern. Die Drohung ließ sich nicht übersehen. Der König gab nach und Miß Jennings hatte wieder den ganzen Triumph aller über die Sache verbreiteten Gerüchte. Vermehrte Achtung und neue Huldigungen von allen Seiten! Ohne von ihrer

Freiheit etwas einzubüßen, warf sie so viele Andre in Bande. Noch hatte ihre Stunde nicht geschlagen, aber sie war nicht mehr fern und wir werden darüber berichten, sobald wir gesehn, wie ihre Gefährtin auftrat.

Wenn sie auch durch Miß Jennings überstrahlt wurde, so war doch Miß Temple eine der schönsten Erscheinungen; an Geist stand sie ihr weit nach. Ließe dieser sich mittheilen, so hätte es ihr nicht daran gefehlt; denn zwei Personen, die sehr viel Vorrath davon besaßen, bemühten sich damit um sie, doch raubten sie ihr nur noch das Bischen Verstand, das sie besaß. Es waren Lord Rochester und Miß Hobart. Der Erste verdarb sie durch Vorlesung seiner Geistes-Erzeugnisse, als wäre sie die einsichtsvollste Person auf der Welt. Nie sagte er ihr viel Schmeicheleien über ihre körperlichen Reize. Allerdings gestand er ihr, wenn der Himmel ihn für Schönheit empfänglich gemacht hätte, so würde in ihrer Nähe keine Rettung für ihn sein; aber er werde, Gott sei Dank, nur von Geist gefesselt, und so könne er den Genuß der angenehmsten Unterhaltung haben, ohne ernstere Folgen. Nach so offenem Bekenntniß zeigte er ihr irgend ein neues Gedicht, worin ihr Alles, was mit ihren Reizen wetteifern konnte, zu Füßen gelegt wurde, um Huldigung zu leisten. Dergleichen Einflüsterungen verdrehten ihren kleinen Kopf, daß es ein wahres Elend war, es mit anzusehen.

Die Herzogin merkte es, und weil sie den Umfang beider Geister kannte, so gewahrte sie den Abgrund, in welchen die kleine Temple rannte, ohne es zu ahnen. Es ist aber ebenso bedenklich, ein beginnendes Verhältniß durch Verbote zu bekämpfen, als festgewurzelte Neigungen zu unterdrücken; deshalb wurde Miß Hobart beauftragt, so vorsichtig, als möglich dafür zu sorgen, daß die wiederholten und langen Unterredungen keine nachtheilige Folge hätten. Sie übernahm die Aufgabe gern und schmeichelte sich mit Erfolg.

Sie hatte bald alle Vorbereitungen gemacht, um ihr Vertrauen

zu gewinnen. Gegen sie weniger, als gegen Rochester auf der Huth erwiederte Miß Temple ihr Entgegenkommen. Sie war für Lobsprüche sehr empfänglich und auf alle Sorten Näschereien wie ein Kind von neun oder zehn Jahren versessen. Es wurde für beide Arten von Appetit gesorgt. Miß Hobart hatte die Aufsicht über das Badegemach der Herzogin und ihr Zimmer stieß an dasselbe. Hier besaß sie nun einen Schrank voll von Confitüren und allen möglichen feinen Liqueuren. Das sagte der Miß Temple sehr zu und dem Fräulein Hobart behagte dieser Geschmack der Miß Temple.

Mit der schönen Jahreszeit kehrten deren Vergnügungen zurück. Als die Damen eines Tags zu Pferde gewesen waren, stieg Miß Temple bei der Rückkehr von dem galanten Spazierritte bei Miß Hobart ab, um sich mit Hülfe der Erfrischungen von der Anstrengung zu erholen. Doch ehe sie sich daran machte, bat sie um Erlaubniß, ihre Wäsche wechseln zu dürfen d. h. in ihrer Gegenwart sich zu entkleiden. Man war weit entfernt, ihr diesen Wunsch abzuschlagen. „Ich wollte es Ihnen eben anbieten“, sagte Miß Hobart, „Sie sind in dieser Tracht zwar reizend, wie ein Engel; aber es geht nichts über frische Wäsche und Bequemlichkeit. Sie glauben nicht“, setzte sie, sie umarmend, hinzu, „welchen Gefallen Sie mir thun, liebe Temple, wenn Sie Sich hier ganz wie zu Hause benehmen; besonders entzückt mich dieser Sinn für Reinlichkeit. Sie sind in dieser Hinsicht, wie in mancher andern, sehr verschieden von dieser kleinen Närrin, der Jennings. Haben Sie wohl bemerkt, wie alle Gecken am Hofe sie wegen ihres Teints bewundern, der vielleicht nicht einmal ganz natürlich ist, und wegen so mancher Tollheiten, die allerdings bei ihr Natur zu sein scheinen, die man aber für geistreich ausgiebt. Ich habe mit ihr nicht genug verkehrt, um ihren Geist entdecken zu können; wenn es aber damit nicht besser steht, als mit ihren Füßen, so hat er nicht viel zu sagen. Man hat mir hübsche Dinge von ihrer Unreinlichkeit erzählt. Keine Katze soll das Wasser so fürchten, wie sie. Was denken Sie! Sie wäscht sich

nie ganz zur Erfrischung, sondern spült nur gerade ab, was man zu sehen bekommt, Brust, Gesicht und Hände!"

Das behagte der Temple noch besser als das Confekt, und um keine Zeit zu verlieren, entkleidete die Hobart sie vor Ankunft des Kammermädchens. Anfangs machte das Fräulein einige Umstände, weil sie einer Dame von ihrer Stellung bei Hofe diese Last nicht zumuthen wollte; allein sie wehrte sich umsonst; die Hobart zeigte ihr, dieser kleine Dienst mache ihr Vergnügen. Als das Schmausen vorüber und Miß Temple entkleidet war, sprach die Wirthin: „gehen wir in das Badezimmer; wir können dort plaudern, ohne durch einen langweiligen Besuch gestört zu werden." Sie willigte ein und Beide setzten sich auf ein Ruhebett. „Sie sind noch zu jung, meine liebe Temple", sprach jene, „als daß Sie den schändlichen Charakter der Männer überhaupt kennen sollten und an diesem Ort erst zu kurze Zeit angelangt, um die Leute zu beurtheilen. Ich will Ihnen ein Bild von den Herren entwerfen, so gut ich kann, ohne Jemand zu nahe zu treten; denn ich hasse alle böse Nachrede. Zunächst müssen Sie voraussetzen, daß bei allen Männern am Hofe keine Redlichkeit, kein gesunder Sinn, Urtheil, Verstand noch irgend welche Offenheit zu finden ist, d. h. wenn Jemand zufällig eins von diesen Dingen besitzt, so hat er sicher nicht die übrigen. Aufwand in Tracht und Equipage, Spielwuth, Eigendünkel und Geringschätzung Andrer sind die herrschenden Seiten.

Eigennutz oder Genußsucht sind die Triebfedern aller ihrer Handlungen. Die Habsüchtigen würden Gott den Herrn, wie Judas den Heiland, und um ein Geringeres verkaufen. Hätte ich Zeit, so könnte ich Ihnen hübsche Beispiele anführen. Die Anhänger der Sinnenfreuden oder die vorgeblichen Wüstlinge, — denn sie sind keineswegs Alle so gefährlich, als sie scheinen möchten, — diese Herren halten weder Versprechungen noch Eide, sie kennen nicht Treue noch Glauben, und achten weder Himmel noch Erde, um zum Ziel zu kommen. Die Ehrenfräulein sind in ihren Augen nur zu ihrer

Zerstreuung bei Hofe angestellt und je mehr Werth man hat, desto mehr ist man ihren Frechheiten ausgesetzt, sobald man sie anhört, und ihren Verläumdungen, wenn man sie nicht beachtet.

Heirathslustige muß man hier nicht etwa suchen. Wenn nicht Geld oder Laune im Spiele sind, so würde man sich vergeblich nach einer Verbindung umsehen; Sittsamkeit und Schönheit sind dazu gleich unzulänglich. Lady Falmouth ist das einzige Beispiel von einer ohne Mitgift gut verheiratheten Hofdame und fragen Sie nur den armen schwachköpfigen Ehemann, aus welchem Grunde er sie genommen; ich bin fest überzeugt, er weiß keinen, wenn es nicht etwa ihrer langen rothen Ohren wegen oder um ihren Plattfuß geschah. Die blonde Yarborough ist, Alles in Allem genommen, so sehr sie auf ihre Partie stolz thut, doch nur die Gattin eines Bauerntölpels; er ließ sie kaum eine Woche nach der Hochzeit auf immer der Stadt den Rücken kehren wegen elender fünf- bis sechstausend Livres Grundeinkommen, und das am äußersten Ende von Cornwall! Ach die arme Blague! ich sah sie vor einem Jahre abreisen; sie wurde von vier so magern Kleppern gezogen, daß ich glaube, sie hat noch nicht die Hälfte Wegs nach ihrem kleinen Landsitz zurückgelegt. Doch was thut's? Alle Mädchen haben die Marotte, sich verheirathen zu wollen und wenn sie ein wenig Schönheit besitzen, so denken sie, sie brauchen sich nur bei Hofe zu zeigen, um einen Mann zu finden. Aber wäre dem auch so, so ist dennoch die Ehe für eine zartfühlende Person die schnödeste Sache von der Welt.

Glauben Sie mir, meine liebe Temple, die Annehmlichkeiten der Ehe sind im Verhältniß zu ihren Uebeln so unbedeutend, daß ich nicht begreife, wie man sich dazu entschließen kann. Meiden Sie also ein so trauriges Loos, statt es zu wünschen. Bisher in diesem gesegneten Lande unbekannt, wird nun auch die Eifersucht Sitte. Beispiele sind Ihnen bekannt. Mit welchem lockenden Schein man Sie auch blenden will, machen Sie aus Ihrem Sklaven nie einen Tyrannen. Im Besitz Ihrer eigenen Freiheit werden Sie stets

über Andre gebieten. Ich will Ihnen eine ziemlich frische Probe von der Hinterlist der Männer gegen unser Geschlecht geben, wie auch von der Straflosigkeit, mit der sie gegen unsere Unschuld wüthen.

Der Earl von Oxford verliebte sich in eine Schauspielerin von der Truppe des Herzogs; sie war schön, liebenswürdig und spielte meisterhaft. Die Rolle der Roxane in einem neuen Stück hatte ihren Ruf gegründet und dieser Name war ihr geblieben. Tugendhaft, keusch oder wenn Sie wollen, eigensinnig, wies dieses Mädchen alle Geschenke und Anerbietungen des Earl's zurück. Er nahm zu Verfolgungen und selbst zu Zaubermitteln seine Zuflucht; alles umsonst. Es verging ihm Essen und Trinken. Das vermochte bei ihm nicht zu viel, aber seine Leidenschaft wuchs so bedenklich, daß er nicht mehr spielte noch rauchte. In dieser äußersten Lage nahm die Liebe ihre Zuflucht zum Traualtar. Wie Sie wissen, ist der Earl von Oxford, erster Pair des Reichs, eine hübsche Erscheinung; er ist Ritter vom Hosenbandorden und dieser Schmuck hebt noch ein von Natur edles Aussehn, mit einem Wort, sieht man ihn, sollte man sagen, es wäre wirklich etwas an ihm, aber sobald man ihn hört, merkt man gleich, daß nichts dahinter ist. Der leidenschaftliche Anbeter ließ ihr ein von seiner Hand authentisch vollzogenes Eheversprechen anbieten; sie wollte auf diesen Köder nicht anbeißen, doch glaubte sie keine Gefahr zu laufen, als er Tags darauf von einem Geistlichen und einem Zeugen begleitet bei ihr eintrat. Eine ihrer Kunstgenossinnen unterzeichnete, als Zeuge ihrerseits, den Kontrakt. Auf diese Weise ward die Ehe geschlossen und vollzogen. Nun glauben Sie vielleicht, die neue Gräfin hätte sich nur noch bei Hofe vorzustellen brauchen, dort ihren Rang einnehmen und das Wappen der Oxford führen dürfen? Weit gefehlt; als davon die Rede war, fand sich, sie sei gar nicht verheirathet, d. h. man entdeckte, der angebliche Geistliche sei nur ein Trompeter des Lords und der Zeuge sein Beckenschläger gewesen. Nach der Ceremonie ließen Geistlicher und Zeuge sich nicht wieder sehen und dem andern

weiblichen Zeugen hielt man entgegen, die Sultanin Roxane habe sich zur Uebung nur in einer Komödien-Rolle trauen lassen. Umsonst rief das arme Geschöpf die in ihrer Person verletzten Gesetze und die entweihte Religion an, umsonst warf sie sich dem König zu Füßen, um Gerechtigkeit zu erflehen, sie konnte von Glück sagen, daß sie mit einer Pension von tausend Kronthalern als Wittwengehalt und dem Namen Roxane, statt des Namens Oxford, wieder aufstand. Sie werden nun sagen: das war nur eine Komödiantin, nicht alle Männer wären gleichgesonnen und man könnte sie doch anhören, wenn sie einem Wesen von Ihrem Werth gerechte Huldigung zollen, aber trauen Sie ihnen nicht, wenn Sie auch in Beziehung auf Sich Recht haben; denn ich weiß sehr wohl, daß nicht alle von der neuen Bezauberung durch die Jennings angesteckt sind. Der schöne Sidney verfolgt Sie mit Blicken, Lord Rochester liebt Ihre Unterhaltung und selbst der strenge Sir Charles Littleton läßt seine natürliche Gravität zu Gunsten Ihrer Anmuth aufthauen.

Was den Ersten anlangt, so gestehe ich: sein Aeußeres muß die Zuneigung eines Mädchens von Ihrem Alter gewinnen; wäre die Gestalt aber, wie dies nicht der Fall ist, noch von etwas Anderem unterstützt und dächte er auch so ernst an Sie, wie er es Ihnen einreden möchte und wie Sie es ohne Zweifel verdienten, so würde ich Ihnen dennoch nicht rathen, auf ihn zu rechnen und zwar aus Gründen, die ich Ihnen jetzt nicht mittheilen darf.

Sir Charles Littleton geht freilich aufrichtig zu Werke, weil er über den Zustand, in den Sie ihn versetzt, Scham empfindet, und ich glaube wirklich, wenn er die Schreckbilder von jenem Unwesen, das man gemeinhin Hahnreischaft nennt, aus seinem Kopfe bannen könnte, der gute Mann würde Sie in der That zur Frau begehren und Sie könnten dann in seiner kleinen Grafschaft eine Rolle spielen, die Wirthschaft führen und ihm seine Servietten in Ordnung halten. Welche Ehre, einen Cato zum Manne zu haben, dessen Reden nur strenge Kritiken, mit Glossen gespickt, sind.

Lord Rochester ist ohne Widerrede der geistreichste, aber gewissenloseste Mann in England. Er ist für unser Geschlecht allein gefährlich, aber in so hohem Grade, daß ein weibliches Wesen ihn nur dreimal anhören darf und ihr Ruf ist verloren. Es ist unmöglich, daß ihm eine Frau entgehe, denn in seinen Schriften, auf dem Papier besitzt er sie gewiß, wenn auch nicht in Wirklichkeit, und in unserem Zeitalter bleibt sich das in den Augen der Welt ganz gleich. Man muß zugeben, es ist nichts so verführerisch, als die feine Art, wie er sich der Seele bemächtigt. Er geht auf Ihren Geschmack ein, scheint alle Ihre Gefühle zu theilen und während er kein Wort von dem, was er sagt, glaubt, macht er Sie Alles glauben, was er sagt. Ich will wetten, daß Sie ihn nach seinen Reden für den ehrlichsten, offensten Mann auf Erden halten. Eigentlich begreife ich nicht recht, was er mit seiner Aufmerksamkeit für Sie bezweckt. Es ist wahr, daß Ihnen die Huldigung der ganzen Welt gebührt. Allein wenn es ihm nun auch gelungen wäre, Ihr Köpfchen zu bestricken, so wüßte er mit dem reizendsten Wesen am Hofe nicht einmal etwas anzufangen. Dafür haben seine Ausschweifungen mit Hülfe aller Stadtdirnen längst gesorgt. Sie sollen sehen, meine liebe Temple, was seine abscheuliche Bosheit zur Vernichtung und Verzweiflung unseres Geschlechts vermag. Der Frevler wendet seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf Miß Temple nur, um den Verläumdungen, mit denen er sie hinterrücks zerfleischt, mehr Wahrscheinlichkeit zu geben. Sie staunen und zweifeln vielleicht an der Wahrheit meiner Worte, aber Sie sollen nicht meinen Worten allein glauben. Hier," sagte sie, einige Blätter aus der Tasche ziehend, „sehn Sie die Verse, die er schrieb — zu Ihrem Preise, — während er durch Schmeichelreden und erheuchelte Achtung Ihren zu leicht vertrauenden Sinn bethört."

Damit zeigte die verschmitzte Hobart ihr ein halbes Dutzend schändlicher Couplets, welche Lord Rochester gegen die früheren Ehrenfräulein verfaßt hatte. Hierin griff er durch beißende Züge und

die grausamste Zergliederung ihrer Person besonders die Price an. Miß Hobart hatte nur den Namen Temple an die Stelle des Namens Price gesetzt, was sich mit Tonfall und Versmaß ganz gut vertrug.

Das genügte. Kaum hatte die leichtgläubige Temple ein Couplet gehört, als sie nicht daran zweifelte, es sei auf sie gemacht; und im Ausbruch der ersten Wuth nur darauf bedacht, die Lügen des Poeten sogleich zu widerlegen, rief sie: „ach, was das anbelangt, liebe Hobart, das ist nicht zum Aushalten. Ich schmeichle mir nicht, so schön zu sein, wie manche Andre, aber von den Fehlern, die jener Schurke anführt, ist wohl Niemand so frei, als ich. Wir sind allein und ich hätte beinah Lust, Sie davon zu überzeugen."

Die gefällige Hobart war es wohl zufrieden; wie sehr sie aber auch über Alles, was die Angriffe Rochester's glänzend widerlegte, in Entzücken ausbrach, so wollte die Temple doch vor Wuth und Entrüstung vergehen, daß der erste Mann, dem sie Gehör geliehen, sie nicht allein getäuscht, sondern auch noch so grausam verläumdet habe. — Wie sie nun keine Worte fand, ihre Empörung und heftigen Rachegefühle auszudrücken, fing sie wie toll zu weinen an.

Miß Hobart tröstete sie so zärtlich, als möglich; sie ermahnte sie, die Nichtswürdigkeit eines Mannes, dessen elender Charakter zu sehr bekannt sei, als daß man seinen Erfindungen Glauben schenken sollte, nicht so zu Herzen zu nehmen. Doch rieth sie, nie wieder mit ihm zu sprechen; das sei das einzige Mittel, seine Pläne zu Schanden zu machen; stumme Verachtung sei bei dergleichen Lagen weit wirksamer, als jede Erklärung; sobald er sich erst einmal Gehör verschafft, würde er sich auch rechtfertigen, sie aber wäre verloren.

Mit diesen Rathschlägen hatte die Hobart nicht ganz Unrecht. Sie wußte zu gut, daß jede Aufklärung sie selbst bloßstellen würde und daß keine Gnade für sie zu hoffen sei, wenn Lord Rochester so gerechten Anlaß finden sollte, seine früheren Lobgesänge auf sie zu erneuern. Aber die Vorsicht war vergeblich. Die ganze Unterhal=

tung war nämlich von A. bis Z. von der Nichte der Gouvernante mit angehört worden. Dieses Mädchen hatte das treuste Gedächtniß von der Welt und da sie noch heute Lord Rochester sehn sollte, so wiederholte sie sich das Gespräch drei oder viermal, um nicht ein Wort davon zu übergehen, wenn sie die Ehre haben würde, ihrem Geliebten Bericht zu erstatten. Im nächsten Kapitel werden wir finden, wie die Sache ablief.

Eilftes Kapitel.

Die Lauscherin im kalten Bade. — Die Sammetmasken im Park. — Bruch zweier Freundinnen. — Talbot und Miß Jennings. — Die Ohnmachten der Boynton. — Der König und Lady Castlemaine-Medea. — Jermyn verbannt. — Friedensschluß. — Lord Rochester als deutscher Magus. — Die Orangenmädchen. — Mistreß Wetenhall. — Die Babylonierin zu Tunbridge. — Die Herzogin von York und Sidney. — Der Sturz Miß Churchill's.

Das mitgetheilte Gespräch hatte nur der Miß Hobart Genuß geboten; wenn die junge Temple den Anfang auch pikant fand, so hatte der Schluß sie mit Zorn erfüllt. Auf diese erste Entrüstung folgte die Neugier, zu erfahren, warum sie, wenn Sidney wirklich an sie denke, ihn nicht ein wenig anhören dürfe. Die zärtliche Hobart konnte ihr nichts verweigern und versprach ihr Aufklärung darüber, sobald sie von ihrer Festigkeit gegen Lord Rochester Ueberzeugung gewonnen haben werde. Sie sollte nur drei Tage Probezeit durchmachen, dann, schwur sie, würde sie ihr Alles sagen, was sie zu wissen wünsche. Die Temple betheuerte, sie sehe in Rochester nur noch ein Ungeheuer von Treulosigkeit und würde, bei den höchsten Eiden, ihm nie wieder Gehör schenken, noch weniger mit ihm sprechen.

Kaum waren sie aus dem Kabinet, so kroch Miß Sara aus ihrem Bade, worin sie während des ganzen Gesprächs vor Kälte beinah umgekommen wäre, ohne einen Klagelaut zu wagen. Die Kleine hatte von dem Kammermädchen der Hobart die Erlaubniß erlangt, ohne Vorwissen ihrer Herrschaft sich dort ein wenig abspülen zu dürfen; nun hatten die Beiden, ich weiß nicht wie, eine der Wannen mit ganz kaltem Wasser angefüllt und die arme Sara war gerade hineingestiegen als sie von der Ankunft der Damen über-

rascht wurden. Eine Glasscheibenwand trennte das Kabinet vom Badegemach, Vorhänge von chinesischem Taffent, von Innen zuzuziehen, bargen die Badenden. Das Kammermädchen der Hobart fand gerade nur so viel Zeit, die Vorhänge über die Kleine zusammenzuwerfen, die Verbindungsthür abzuschließen und den Schlüssel herauszunehmen, als ihre Herrschaft mit Miß Temple eintrat.

Sie setzten sich auf ein die Glaswand entlang laufendes Sopha, und Miß Sara hatte, trotz ihrer schrecklichen Lage, doch Alles gehört und im Kopfe behalten. Da das holde Kind sich die Mühe des Abwaschens nur gegeben, um Lord Rochester gesäubert zu empfangen, so stürzte sie, kaum frei geworden, nach ihrem Stübchen. Rochester ermangelte nicht dorthin zu klettern, als die Zeit des Stelldicheins geschlagen, und er wurde von allem im Kabinet Vorgefallenen vollständig in Kenntniß gesetzt. Er war über die Frechheit der Hobart erstaunt, wie sie nur wagen könne, ihm einen solchen Streich zu spielen; wenn er aber auch ahnte, daß Liebe und Eifersucht der Grund wären, so verzieh er ihr deshalb doch keineswegs. Die kleine Sara wollte wissen, ob es wahr sei, daß er es, wie Miß Hobart behauptete, auf die Temple abgesehen habe; sie vergehe vor Furcht darüber. „Wie kannst Du daran zweifeln“, sprach er, „da diese wahrheitliebende Person es gesagt; aber Du siehst ja auch, es könnte mir nichts helfen, selbst wenn die Temple darauf einginge, weil dafür meine Ausschweifungen mit den Stadtdirnen gesorgt haben.“

Auf diese Antwort schöpfte die Nichte Athem; denn indem sie für die Unrichtigkeit des letzteren Punktes einstehen konnte, hielt sie auch alles Andere für erlogeu. Lord Rochester wollte noch denselben Abend zur Herzogin hin, um zu sehen, mit welcher Miene er nach der schönen, von der Hobart entworfenen Schilderung aufgenommen werden würde.

Auch die Temple war dort mit der Absicht, ihm das verachtungsvollste Antlitz zu zeigen, dessen sie fähig war. Sie hatte sich vortrefflich gekleidet, bildete sich jedoch ein, die bewußten Couplets seien

in aller Welt Händen und war deshalb in Angst, daß die Anwesenden sie vielleicht für so mißgestaltet halten könnten, wie Rochester sie geschildert. Da indeß die Hobart den Zusicherungen der Temple hinsichtlich ihres Fernhaltens nicht allzusehr traute, so verließ sie diese keinen Augenblick. Die junge Dame war in der That niemals schöner gesehen worden; Jedermann sagte ihr etwas Schmeichelhaftes darüber; doch nach der Weise, mit der sie die Artigkeiten hinnahm, mußte man sie für toll halten. Sprach man von ihrem Wuchs, ihrer Frische oder ihren Augen, so brummte sie: „Schon gut, man weiß nur zu wohl, daß ich ein scheußliches Unthier bin, ganz anders gestaltet, wie sonst die Mädchen; nicht Alles was glänzt ist Gold und wenn zur Noth mein Gesicht vor der Welt auch passiren mag, so ist das Uebrige doch nichts.“ — Umsonst stieß die Hobart sie am Arme, sie fuhr in ihrer Weise fort, und da sie nicht aufhörte, sich ironisch zu zerfleischen, so konnte kein Mensch begreifen, worauf sie es abgesehen haben mochte.

Wie nun Rochester eintrat, so erröthete sie erst, dann ward sie bleich; sie regte sich, um ihn entgegenzugehn, stand wieder still und zog beide Handschuh bis an die Ellenbogen; nachdem sie endlich ihren Fächer dreimal heftig geöffnet und dreimal wieder zugeschlagen, erwartete sie, er werde, wie gewöhnlich, sie begrüßen; sobald er anfing, machte die Schöne halb rechtsum und kehrte ihm den Rücken. Rochester lächelte nur ein wenig, und um ihren Zorn noch mehr zum Ausbruch zu bringen, schritt er um sie herum und pflanzte sich ihr gegenüber mit den Worten hin: „Mein Fräulein, nach einem so ermüdenden Tage zu glänzen, wie Sie, darauf kann man stolz sein. Nach einem dreistündigen Spazierritt die Zeit noch mit Miß Hobart zugebracht, und doch nicht angegriffen, das nennt man noch eine Constitution.“

Miß Temple hatte von Natur einen sanften Blick; aber jetzt ward sie von heftigem Zorn ergriffen, als sie sah, er habe noch die Stirn, mit ihr zu reden. Ihre Augen schienen Flammen zu sprühen.

Die Hobart kniff sie in den Arm, weil sie fürchtete, die Blicke würden sich in einen Strom von Verwünschungen und Vorwürfen entladen.

Er wartete das nicht ab, sondern, den Dank, den er der Miß Hobart schuldete, auf ein ander Mal versparend, zog er sich sacht zurück. Ohne zu ahnen, daß er den Inhalt ihres Gesprächs kenne, war diese Dame über seine Worte sehr erschrocken. Aber die Temple, durch Alles, was sie zu seiner Beschämung wußte und ihm doch nicht sagen durfte, dem Ersticken nahe, gelobte im Stillen, bei der nächsten Gelegenheit ihr Herz zu erleichtern, ungeachtet des Versprechens, das sie ertheilt, jedoch mit dem Vorsatz, nachher nie wieder mit ihm zu reden.

Bei diesen Schönen hatte Rochester einen trefflichen Spion, die kleine Sara, die auf seinen Rath und mit Bewilligung der Tante sich wieder mit der Miß Hobart ausgesöhnt hatte, um sie desto besser verrathen zu können. Durch diese Kundschafterin wußte er, daß das Kammermädchen der Hobart auf den Verdacht des Horchens aus deren Dienst entlassen sei; ferner, daß ihre Herrschaft ein neues Mädchen genommen, welches sie wohl, weil es häßlich war, nicht lange behalten würde, besonders auch, weil die Dirne das für Miß Temple bestimmte Konfekt wegnaschte. So unbedeutend diese Angaben waren, lobte der Lord doch die kleine Spionin wegen ihrer Aufmerksamkeit und einige Tage später gab diese eine Kunde, wie man sie wünschte.

Rochester erfuhr durch sie, Miß Hobart und ihre neue Favoritin würden um neun Uhr Abends im Hauptgange des Parks spazieren gehn; sie wollten ihre Kleidung austauschen, breite Schärpen und Sammetmasken tragen. Es wurde bemerkt, Miß Hobart habe sich diesem Plan lange widersetzt, aber endlich hätte sie, weil Miß Temple ihre Laune befriedigen wollte, nachgegeben.

Auf diese Kunde faßte Rochester seinen Entschluß. Er suchte Killegrew auf, beklagte sich über den ihm von der Hobart gespielten Streich, bat ihn um seinen Beistand und erhielt ihn zugesagt.

Nachdem der Freund unterrichtet, wie sie sich dabei benehmen wollten und nachdem die Rolle vorgezeichnet war, begaben sie sich in den Hauptgang des Parks.

Dort erschienen die beiden Nymphen bald in ihrer Vermummung. Ihr Wuchs war nicht sehr verschieden und ihre Gesichter, die allerdings bedeutend von einander abstachen, waren mit Masken bedeckt. Es gingen nur wenig Menschen im Park und sobald die Temple die Herren erblickte, verdoppelte sie ihre Schritte, um sich ihnen zu nähern, mit der Absicht, dem Lord Rochester unter der Maske einer Andern den Kopf zu waschen. Die Hobart hielt sie auf mit den Worten: „Wo laufen Sie hin? haben Sie etwa Lust, mit diesen beiden Teufeln anzubinden und sich allen Frechheiten auszusetzen, die sie Ihnen sagen könnten?" — Die Mahnung war vergeblich. Die Temple wollte das Abenteuer einmal bestehen und Alles, was sie versprach, war, auf Rochester's Reden nicht zu antworten.

Kaum hatten sie ausgesprochen, als sie angeredet wurden. Rochester wählte die Hobart, indem er sich stellte, als nehme er sie für ihre Freundin; aber die Temple war unzufrieden, daß ihr Killegrew zu Theil wurde; mit ihm hatte sie nichts zu schaffen. Er bemerkte ihre Unzufriedenheit und, als hielte er sie nach ihrer Tracht für die Andre, rief er: „Oh, Miß Hobart, wenden Sie Ihren Kopf doch nicht so nach jenen Beiden. Ich weiß nicht, durch welchen Zufall Sie hier sind, aber ich finde, daß es zu Ihrem Besten ist, da ich als Ihr Diener und Freund Ihnen einige kleine Rathschläge zu ertheilen habe."

Dieser Eingang machte auf das Folgende gespannt und Miß Temple schien mehr geneigt, ihn zu hören. Als Killegrew sah, wie die Andern sich entfernten, sprach er: „In's Himmels Namen, was fällt Ihnen ein, daß Sie gegen Lord Rochester zu Felde ziehn, der Ihnen als der redlichste Mann bei Hofe bekannt ist! Und ihn schildern Sie der Dame, die er am meisten ehrt und achtet, wie den größten Bösewicht? — Bedenken Sie, was würde aus Ihnen, wenn

er ahnte, daß Sie Miß Temple vorgeredet, er hätte auf sie ein Spottlied gemacht, — und Sie wußten doch dabei so gut als ich, daß es vor mehr als einem Jahre auf die dicke Price gedichtet wurde, noch ehe man an die schöne Temple dachte? Erstaunen Sie nicht, daß ich Alles weiß, sondern achten Sie auf das, was ich Ihnen als guter Freund rathe. Ihre Neigung und Leidenschaft für die junge Temple sind außer ihr selbst vor Niemand mehr ein Geheimniß; denn, wie Sie auch ihrer Unschuld nachstellen, man läßt ihr die Gerechtigkeit widerfahren, zu glauben, sie würde Sie behandeln, wie Lady Falmouth einst gethan, — wenn das arme Mädchen überhaupt ahnte, was Sie von ihr wollen. Ich rathe Ihnen also, die Dinge nicht weiter zu treiben gegen ein Wesen, das zu sittsam ist, um es Ihnen zu gestatten; ferner empfehle ich Ihnen, Ihr Kammermädchen wieder in Dienst zu nehmen, um ihrem anstößigen Gerede ein Ende zu machen. Sie sagt überall, sie sei schwanger, schreibt Ihnen die Ursach zu und klagt Sie der gröbsten Undankbarkeit bei leerem Verdacht an. Sie sehen wohl, daß ich diese Dinge nicht erfinde; damit Sie jedoch nicht zweifeln, daß ich die Nachrichten aus ihrem Munde habe, sage ich Ihnen: sie hat mir von Ihrem Gespräch im Badezimmer erzählt, wie Sie dort Skizzen von allen Hofmännern entwarfen, und wie Sie endlich dem schönsten Mädchen ein so unpassendes Couplet zuwendeten, — wie dann die arme Temple in die Falle ging, die Sie ihr nur gestellt, um ihre Reize durch den Augenschein kennen zu lernen. Was aber von dem langen Gespräch für Sie am gefährlichsten werden könnte, das sind gewisse Geheimnisse, welche die Herzogin Ihnen wahrlich nicht mitgetheilt hat, um sie ihren Ehrenfräulein wieder zu sagen. Denken Sie darüber hübsch nach und geben Sie dem Sir Charles Littleton Ersatz für die lächerlichen Züge, die Sie ihm angehängt. Ich weiß nicht, ob er es von Ihrem Kammermädchen erfahren, aber er hat geschworen, sich zu rächen und er ist ein Mann von Wort; denn damit Sie Sich nicht durch seine stoische Miene oder durch seine juristische Gravität täuschen

lassen, so sage ich Ihnen, es ist der hitzigste Mann, den es giebt. Das sind erschreckliche Angriffe, die Sie ausgebrütet. Er sagt, einer Schurkin, wie Ihnen, stehe es wohl an, aus Eifersucht anständige Leute zu verläumden; wenn Sie fortführen, werde er klagbar werden und wenn Ihre Hoheit ihm nicht Genugthuung gäbe, so werde er sie sich selbst verschaffen; er würde Ihnen den Degen durch den Leib rennen und sollte er Sie in den Armen von Miß Temple finden; es sei eine Schande, daß alle Ehrenfräulein durch Ihre Hände gehen, um über ihr Wesen in's Klare zu kommen.

Das, mein Fräulein, habe ich Ihnen mitzutheilen für meine Pflicht gehalten. Sie wissen besser als ich, ob, was ich Ihnen sage, wahr ist oder nicht, und von Ihnen hängt es ab, welchen Gebrauch Sie von meinen Winken machen wollen. An Ihrer Stelle nun stiftete ich Frieden zwischen Miß Temple und Lord Rochester. Noch einmal, lassen Sie ihn nicht hören, daß Sie die Unschuld dieser jungen Dame gemißbraucht, um die seinige anzuschwärzen. Trennen Sie von ihr nicht einen Mann, welcher sie zärtlich liebt und bei seiner Redlichkeit gewiß nie ein Auge auf sie geworfen haben würde, hätte er nicht die Absicht, sie zur Frau zu verlangen."

Während dieser Reden hatte Miß Temple buchstäblich Wort gehalten. Sie konnte nicht wohl anders als stumm zuhören; so sehr fesselten sie Erstaunen und Bestürzung.

Miß Hobart und Lord Rochester trafen sie noch ganz außer sich über die eben vernommenen Wunderdinge an. Man könnte es kaum glauben, meinte sie im Stillen, wenn nicht alle Einzelheiten zuträfen. Nie gab es ein größeres Chaos als die in ihrem Köpfchen angestiftete Verwirrung.

Selbst nach Rochester's und Killegrew's Fortgang konnte sie nicht zu sich kommen; sie raffte sich indeß zusammen und eilte mit großen Schritten nach dem Saint-James-Palast, ohne ihrer Gefährtin zu antworten. Sie schloß sich auf ihrem Zimmer ein, und das erste, was sie that, war die der Hobart gehörigen Kleider ab-

zureißen, aus Furcht, sie könnte davon befleckt werden. Nach dem Gehörten sah sie in ihr nur noch ein der Unschuld des schönen Geschlechts verderbliches Ungeheuer, von welchem Geschlecht sie selbst auch immer sein möchte. Sie erröthete über die frühere Vertrautheit mit einer Creatur, deren Kammerjungfer schwanger war, ohne einem Andern gedient zu haben, als ihr allein. Sie schickte ihr also alle ihre Sachen zurück, erbat sich die ihrigen und beschloß, nie wieder mit ihr Umgang zu haben.

Miß Hobart ihrerseits glaubte, Killegrew habe jene für sie selbst gehalten und konnte nicht begreifen, warum sie nach dem Gespräch eine so seltsame Haltung annehme. Sie dachte sich darüber Aufklärung zu holen und ließ das Mädchen der Temple bei sich warten. Statt ihr die Kleider zu schicken, erschien sie in Person und wollte sie vor der Erklärung durch eine kleine Liebkosung überraschen; sie trat deshalb leise in ihr Zimmer und gerade wie Miß Temple die Wäsche wechselte, umarmte sie die Freundin. — Sich in der Hobart Armen findend, ehe sie diese kommen hörte, stellte die Temple sich in der Einbildung Alles vor, was Killegrew ihr gesagt. Sie glaubte die Blicke eines weiblichen Satyrs voll der widerwärtigsten Gluth zu sehen und indem sie mit Entsetzen sich in ihren Armen wand, schrie sie fürchterlich Himmel und Erde um Hülfe an.

Die zuerst kamen, waren die Frau Gouvernante und ihre Nichte. Es war nahe an Mitternacht. Die Temple war im Hemd, außer sich und stieß Miß Hobart mit Schrecken von sich, während diese doch nur nahte, um den Grund ihrer Aufregung zu erforschen. Wie die Gouvernante den Auftritt sah, fing sie mit der ganzen Beredtsamkeit einer Duenna an, der Hobart den Text zu lesen; sie fragte, ob die Fürstin etwa um ihretwillen Ehrenfräulein halte, ob sie sich nicht schäme, zu so unpassender Stunde in die Zimmer zu dringen, um Gewaltstreiche zu unternehmen und schwur, sie werde folgenden Tags bei der Herzogin Klage führen.

Alles das bestärkte Miß Temple in ihrem Irrthum und die

Hobart war endlich genöthigt fortzugehn, weil sie nicht Geschöpfe zur Vernunft bringen konnte, die ihr sämmtlich toll oder besessen schienen. Tags darauf ermangelte Miß Sara nicht, ihrem Geliebten das Abenteuer zu erzählen mit dem Zusatz, das Geschrei der Temple habe die ganze Wohnung der Fräulein in Aufruhr gebracht, und als sie mit der Tante herbeigestürzt, hätte sie Miß Hobart fast auf der That ertappt.

Zwei Tage später kam der Vorfall mit verschiedenen Ausschmückungen in die Oeffentlichkeit. Die Gouvernante galt als Gewähr und erzählte überall, wie Miß Temple's Unschuld gerettet worden und wie die Nichte Sara ihre Ehre nur bewahrt habe, weil Lord Rochester's gute Rathschläge ihr seit langer Zeit allen Verkehr mit einer so gefährlichen Person untersagt hätten.

Miß Temple fand in der Folge bestätigt, daß die verhaßten Couplets nur auf die Price gedichtet waren. Jedermann versicherte es ihr mit neuem Abscheu gegen die Hobart wegen dieses Betruges. Ein so gänzlicher Bruch jedoch nach äußerster Vertrautheit ließ viele Leute glauben, die Sache sei nicht ganz aus der Luft gegriffen.

Sie genügte, um die Hobart bei Hofe in Ungunst zu stürzen und in der Stadt verrufen zu machen. Die Herzogin indeß behielt sie unbekümmert in ihrer Gnade; sie behandelte die Geschichte von A. bis Z. als Hirngespinst oder Verläumdung, schalt die Temple wegen ihrer unpassenden Leichtgläubigkeit, jagte die Gouvernante nebst Nichte um der Lügen willen fort, mit denen sie das Märchen aufputzten, und beging manches Unrecht, um die Ehre der Hobart wieder herzustellen. Allein sie erreichte den Zweck nicht. Wie wir in der Folge sehen werden, hatte die Fürstin ihre Gründe, sie nicht ganz aufzugeben.

Miß Temple klagte sich unaufhörlich wegen ihrer Ungerechtigkeit gegen Lord Rochester an, den sie, auf Killegrew's Wort, für den redlichsten Mann in England nahm; sie suchte nur eine Gelegenheit, sich in seiner Meinung wieder zu heben und für die ihm

gezeigte Härte Ersatz zu leisten. Diese günstige Stimmung hätte sie in den Händen eines Mannes, gleich ihm, vielleicht weiter führen können, als sie beabsichtigte; aber es gefiel dem Himmel nicht, ihm die Frucht zu gönnen.

So lange er bei Hofe lebte, war der Lord jährlich wenigstens ein Mal verwiesen worden; denn kaum fand sich ein Witzwort auf seiner Zunge oder Federspitze, so warf er es in die Welt, ohne an die Folgen zu denken. Die Minister, die Favoritinnen und häufig der Monarch selbst waren seine Zielscheibe. Hätte er es nicht mit dem nachsichtigsten Fürsten, den es je gegeben, zu thun gehabt, so würde seine erste Ungnade auch die letzte geblieben sein.

Gerade zu der Zeit also, wo die Temple seine Verzeihung für die durch der Hobart Intriguen ihnen Beiden bereiteten Leiden nachsuchte, wurde ihm der Hof zum dritten Male untersagt. Ohne die Temple zu sehen, reis'te er ab, führte die gestürzte Gouvernante auf sein Landhaus und that sein Mögliches, um bei der Nichte einiges theatralische Talent zu entwickeln. Da er aber merkte, daß er für dieses Studium nicht so günstigen Boden fand als für seine andern Unterweisungen, so behielt er sie mit ihrer Frau Tante nur einige Monate bei sich und bewirkte dann im folgenden Winter ihre Aufnahme in die königliche Truppe. Das Publikum wurde ihm dadurch für die reizendste, aber talentloseste Künstlerin im ganzen Lande zu Dank verschuldet.

Während diese Dinge bei Hofe vorgingen, kam Talbot aus Irland zurück. Er fand Miß Hamilton nicht; sie war auf dem Lande bei einer Verwandten, von welcher in der Folge die Rede sein wird. Ungeachtet seiner Entfernung und des dem Chevalier Grammont geleisteten Versprechens war noch ein Rest von Leidenschaft in seinem Herzen. Um sich davon zu befreien, suchte er sich anderwärts anzuschließen; doch unter den neuen Hofdamen der Königin fand er nichts seiner Aufmerksamkeit Werthes. Miß Boynton indeß hielt für gut, ihm die ihrige zu schenken. Ihrer schmächtigen zarten Gestalt gab

ein hübscher Teint und große starre Augen in der Ferne einen Glanz, der sich näher betrachtet verlor. Sie spielte die Schmachtende, sprach matt und schleppend und hatte den Tag über zwei bis drei Ohnmachten. Das erste Mal, als Talbot die Augen auf sie warf, hatte sie einen ihrer Anfälle und man gab ihm zu verstehen, es wäre um seinetwillen. Er glaubte es, eilte zu ihrem Beistande und seit jener Zeit nahm er gegen sie eine etwas zärtliche Miene an, doch mehr, um ihr das Leben zu retten, als aus wahrer Neigung. Er ward gut aufgenommen; denn sie wurde auf den ersten Blick wirklich gefesselt. Er war ein sehr großer und dem Ansehn nach kraftvoller Mann. Sie ließ nichts desto weniger merken, sie wolle auf jede Gefahr hin ihre schwache Constitution auf das Spiel setzen, um seine Frau zu werden, und vielleicht wäre sie schon damals, wie es ihr später wirklich gelang, zum Zweck gekommen, wenn nicht der schönen Jennings Reize dazwischen getreten wären.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß Talbot diese noch nicht gesehen, da man ihm doch so viel von ihr erzählt hatte. Ihr Benehmen, ihr Geist, ihre Lebendigkeit wurden ihm auf gleiche Weise gerühmt und er glaubte der öffentlichen Stimme. Ihm erschien Tugend mit der unbefangensten Heiterkeit gepaart in diesem Alter und in mitten eines Liebe athmenden Hofes als etwas Außerordentliches. Alles aber, was man ihm von ihrem persönlichen Zauber gesagt, fand er weit hinter der Wahrheit zurückbleibend.

Dauerte es nun nicht lange, bis er Liebe empfand, so zögerte er noch weniger, es ihr zu sagen. Darin lag keineswegs etwas Unwahrscheinliches und Miß Jennings konnte ohne allzugroße Eitelkeit daran glauben. Talbot war eine glänzende Erscheinung; bei männlicher Schönheit lag viel Adel, um nicht zu sagen, Pomp in seinem Wesen. Die Gunst des Herzogs zeichnete ihn sehr aus und hob alles Andre noch mehr hervor; in ihren Augen jedoch bildeten sein Hauptverdienst die vierzigtausend Livres Einkommen, abgesehen von den Schenkungen seines Gebieters. Alle diese Eigenschaften ent-

sprachen ihren Grundsätzen hinsichtlich der Wahl eines Bewerbers. Wenn er also ihre Gegenliebe auch nicht vollständig ausgesprochen sah, so hatte er wenigstens den Ruhm, besser von ihr aufgenommen zu werden, als seine Vorgänger.

Es ließ sich Niemand einfallen, sein Glück zu durchkreuzen und da Miß Jennings bemerkte, die Herzogin billige Talbot's Absichten, so glaubte sie Alles, was sie zu dessen Diensten thun könne, sei, ihm ohne große Abneigung die Hand zu reichen; es sprach also mehr ihre Vernunft, wie ihr Herz zu seinen Gunsten.

Ueber eine Bevorzugung, die kein Andrer genossen, entzückt, prüfte Talbot nicht erst, welchem Motive er sein Glück verdanke und strebte nur nach der endlichen Feststellung desselben. Man hätte schwören sollen, er sei nahe am Ziel; aber die Liebe wäre nicht, was sie ist, wenn sie sich nicht im Aufschieben der Beseligung und im Umsturz der besten Loose gefiele.

Gegen die Person, Unterhaltung und die Tugend der Miß Jennings hatte Talbot nichts einzuwenden; doch er war nur wenig von einer ihrer neuen Bekanntschaften erbaut, und befand sich, da er ihr darüber ein paar kleine Winke ertheilte, in der Folge nicht wohl dabei.

Das erwähntermaßen fortgewiesene Ehrenfräulein, Miß Price, hatte sich nach ihrem Austritt bei der Herzogin unter den Schutz der Lady Castlemaine begeben. Sie war von sehr unterhaltendem Wesen, ging auf alle Arten von Launen ein und besaß einen Vorrath an Munterkeit, der überall gefiel. Sie hatte der Miß Jennings Bekanntschaft vor Talbot's Ankunft gemacht. Mit sämmtlichen Hofintriguen vertraut, erzählte sie dieselben auf die natürlichste Weise und zwar schilderte sie ihre eignen Erlebnisse eben so naiv wie fremde Abenteuer. Die Jennings fand daran viel Gefallen; denn wenn sie selbst auch die Liebe nur auf ernstem Wege kennen lernen wollte, so war es ihr doch nicht unangenehm, durch Andrer Mund zu erfahren

wie es dabei zugehe. Sie wurde darum ihrer Unterhaltung nimmer müde und freute sich stets, sie zu sehen.

Ihr außerordentlicher Geschmack an diesem Mädchen gab Talbot die Idee ein, der Ruf seiner Geliebten könne durch den vertrauten Umgang derselben nur leiden und er erlaubte sich, mehr im Tone eines Vormundes als Liebhabers, über die schlechte Wahl ihrer Gesellschaft ernste Vorstellungen zu machen.

Miß Jennings konnte, wenn es ihr einfiel, bis zum Uebermaaß stolz sein; die Unterhaltung der Price behagte ihr besser als Talbot's Gespräche und sie nahm sich die Freiheit, ihm zu erklären, er mische sich unberufen in ihre Sache; wäre er aber nur aus Irland gekommen, ihr gute Lehren über ihr Betragen zu geben, so brauche er nur dahin zurückzukehren.

Bei dem Verhältniß, in dem sie bereits standen, schien ihm dieser Ausfall unpassend und er verließ sie in kürzerer Weise, als es einem leidenschaftlich Liebenden zusteht. Eine Zeitlang spielte er den Stolzen, machte damit aber schlechte Geschäfte. Er wurde der Rolle müde, als er sah, sie helfe ihm nichts und nun zeigte er sich als gedemüthigter Anbeter; das nützte ihm aber ebenso wenig. Weder seine Reue noch Unterwürfigkeit bewogen sie zur Umkehr und die kleine Rebellin schmollte noch, als Jermyn an den Hof zurückkam.

Seit länger als Jahresfrist triumphirte er über Lady Castlemaines Herz und doppelt so lange war der König dieser unaufhörlichen Triumphe müde. Sein Onkel hatte das zuerst bemerkt und ihn veranlaßt, den Hof für einige Zeit zu verlassen, damit er ihm nicht untersagt würde; denn wenn der Fürst auch für die Castlemaine nur noch gewisse Rücksichten hegte, so konnte er doch nicht ruhig mit ansehen, daß eine von ihm öffentlich ausgezeichnete und aus seiner Chatoulle hoch besoldete Mätresse an den Wagen des lächerlichsten Siegers gefesselt erschien. Ueber diesen Gegenstand hatte er mit der Schönen sich mehrmals gestritten, aber stets ohne Erfolg. Bei dem letzten Streit machte er ihr den Vorschlag, sie solle lieber ihre Gunst

dem Seiltänzer Jakob Hall für etwas Solides zuwenden als an Jermyn um einen hohlen Schatten Geld verschleudern; es würde ihr immer noch mehr Ehre machen, für die Gebieterin des Einen, als für die demüthige Magd des Andern zu gelten. Diese Dosis war der Castlemaine zu stark. Wie ein Blitz flammte ihr heftiges Temperament auf. Ihm stände es hübsch an, rief sie, einer Frau, die solche Vorwürfe am wenigsten verdiene, dergleichen zu sagen; er suche mit ihr beständig Streit, seitdem sein niedriger Geschmack an's Licht getreten; für ihn seien Gänschen nöthig, wie die Stewart, die Wells und jene kleine Bretter-Vagabundin, die er neuerdings dazu gesellt. — Diese Stürme waren immer von Thränen der Wuth begleitet und endlich nahm sie wieder die Rolle der Medea auf, drohte ihm, seine Kinder zu Ragout zu zerhacken und sein Schloß in Flammen zu setzen. Was ließ sich gegen eine entfesselte Furie thun, welche bei aller Schönheit in ihrer Leidenschaft nicht sowohl der Medea als ihren Drachen glich!

Der gute Fürst liebte die Ruhe und da er sich bei dergleichen Fällen selten verwickelte, ohne daß es ihm etwas kostete, so mußte er für die letzte Aussöhnung bedeutende Opfer anwenden. Wie sie nun nicht einig werden konnten, und jeder Theil sich beklagte, wurde der Chevalier Grammont von beiden Seiten zum Vermittler ernannt. Es wurden ihm Beschwerden und Forderungen vorgelegt und, seltsam, er fand Mittel, jeden Theil zu befriedigen. Die Artikel des angenommenen Vertrages lauteten:

Lady Castlemaine giebt Jermyn auf; zum Beweise seiner Ungnade willigt sie ein, daß man ihn auf das Land verbanne; sie erlaubt sich ferner keine Anspielungen mehr auf die Wells, noch auch irgend ein Kritteln hinsichtlich der Stewart, ohne daß der König gehalten wäre, sein Benehmen gegen die Letztere zu ändern: für diese Einräumungen gäbe er ihr sogleich den Titel einer Herzogin nebst allen damit verbundenen Ehren, Privilegien und einer Gehaltserhöhung, um die Würde zu behaupten.

Kaum war dieser Vertrag abgeschlossen, als die Kritiker, an denen es bei Staatsakten niemals fehlt, meinten, der Unterhändler habe den letzten Artikel nicht ganz ohne Eigennutz formulirt, weil er täglich bei Lady Castlemaine spiele und dort nur selten verliere.

Als die Castlemaine einige Tage darauf den Herzogstitel annahm, schlug der kleine Jermyn seinen Weg nach seinem Landsitze ein. Schon nach vierzehn Tagen hätte er zurückkommen können und der Chevalier Grammont brachte die frohe Kunde von der Erlaubniß des Königs dazu dem guten alten Grafen Saint-Albans. Das hieß ihm das Leben schenken; aber vergeblich theilte er sie seinem Neffen mit. Dieser wollte vielleicht, die Londoner Schönen sollten schmachten und gegen die Ungerechtigkeit des Jahrhunderts und die Tyrannei des Fürsten deklamiren, genug, er blieb ein halbes Jahr auf dem Lande und spielte unter den Jagdliebhabern der Umgegend den kleinen Philosophen, wo denn die Herren Junker ihn als ein gewaltiges Beispiel von dem Umschwunge des Glücks anstaunten.

Diese Rolle schien ihm so schön, daß er noch länger geblieben wäre, wenn er nicht von Miß Jennings vernommen hätte. Was man von ihren Reizen berichtete, galt ihm wenig, da er überzeugt war, er habe ganz andere gesehen. Weit mehr zog ihn ihr Widerstreben und ihr Stolz an. Letzterer schien ihm seines Kampfes würdig; sie zu unterjochen, verließ er sein Exil und kam gerade an, als Talbot, ernstlich verliebt, nach seiner eigenen Meinung so unpassend mit Fräulein Jennings sich überworfen haben mußte.

Sie hatte von Jermyn als einem wahren Helden in Liebesabenteuern gehört. Wenn die Price ihr die Verhältnisse der Herzogin von Cleveland schilderte, nannte sie seinen Namen oft und verschwieg dabei die Schwäche, welche der Held bei ernsten Zusammenkünften an den Tag legen sollte, nicht. Dadurch war indeß ihre Begierde nicht vermindert, einen Mann zu sehen, dessen ganzes Wesen eine lebendige Trophäe der Damengunst und aller möglichen Siege über das schöne Geschlecht sein mußte.

Diese Neugier zu stillen war Jermyn jetzt in Person angelangt, und wenn nun auch sein Glanz durch den ländlichen Aufenthalt ein wenig gerostet war, wenn seine Beine auch noch dünner und sein Kopf dicker erschienen, als sonst, so glaubte das kleine Köpfchen der Jennings doch nie etwas Vollendeteres erblickt zu haben. Die Schöne erlag ihrem Schicksal und ließ sich noch seltsamer verblenden, als ihre Schwestern. Man bemerkte es mit einigem Befremden; denn von dem überzarten Geschmack einer sonst so Unüberwindlichen erwartete man andere Dinge.

War Jermyn über diese Eroberung auch erfreut, so überraschte sie ihn doch nicht; sein Herz nahm indeß bald so viel Theil daran, als seine Eitelkeit. Mit Erstaunen aber bemerkte Talbot diesen eiligen Sieg und seine schmachvolle Niederlage, und wollte vor Wuth und Eifersucht vergehen; allein er dachte, es sei anständiger, diese im Stillen zu hegen, als zu zeigen, nahm einen scheinbaren Gleichmuth an und trat in den Hintergrund, um zu beobachten, wie eine so plötzliche Bezauberung enden würde.

Jermyn genoß unterdeß ruhig die Zuneigung des lieblichsten und seltsamsten Wesens. Seitdem sich das Fräulein dem Ansinnen des Herzogs von York widersetzt, hatte die Herzogin sie unter ihre Flügel genommen und Ihre Hoheit prüfte die Absichten Jermyn's auf die Dame; die Fürstin war mit den Versicherungen eines Mannes zufrieden, dessen Redlichkeit seinen wahren Werth in der Liebe um Vieles übertraf. Er zeigte also dem ganzen Hofe, er sei bereit, sich mit ihr zu vermälen, aber wolle sie nicht zum Schluß drängen. Alle Welt gratulirte der schönen Jennings, daß es ihr gelungen, den Schrecken der Ehemänner und die Plage der Liebhaber zu diesem Punkt zu bringen. Der Hof war in Erwartung des Wunders und die kleine Jennings mit der Aussicht auf eine nahe, glückliche Ehe beschäftigt, aber man muß mit der Glücksgöttin abrechnen, ehe man auf ihre Gaben mit Sicherheit hinblickt.

Der König war nicht gewohnt, Lord Rochester so lange im Exil

zu lassen. Auch dieser wurde der Verbannung müde und fand es unrecht, daß der Fürst ihn vergesse. Also eilte er stracks nach London, ohne Seiner Majestät Befehle abzuwarten. Zunächst schlug er seinen Sitz in der sogenannten City, dem Viertel der gewichtigen Bürger und reichen Kaufleute auf. Dort herrscht allerdings nicht die Verfeinerung des Hofes, aber Vergnügen, Luxus und Fülle walten da ruhiger und solider. Anfangs war seine Absicht nur, sich in die Geheimnisse der glücklichen Bewohner einweihen zu lassen, d. h. unter verändertem Namen und in fremder Tracht wollte er an ihren Festen, Partien und gelegentlich an dem Genusse ihrer Frau Gemalinnen Theil nehmen.

Da sich sein Geist allen Richtungen anbequemte, so mußte man sehen, wie er in die dichte Hülle der reichen Aldermänner und in die zartere ihrer liebenden und prunkhaften Hälften eindrang. Er ward zu allen Festen geladen und während er mit den Männern gegen die Fehler und Schwächen der Regierung deklamirte, half er ihren Frauen über die Hofdamen und Mätressen des Königs den Text lesen. Er behauptete in ihrem Sinne, dieser schändliche Mißbrauch nage am Mark des armen Volks; die schönen Damen der City gäben denen des Westendes gar nichts nach und doch fände in ihrem Stadttheile ein braver Ehemann an einer Frau vollkommen Genüge; endlich ihr Murren noch überbietend meinte er, er sei erstaunt, daß noch nicht Feuer vom Himmel auf Whitehall gefallen sei und es zerstört habe, weil man dort Taugenichtse, wie Rochester, Killegrew und Sidney dulde, die da behaupteten, alle Männer in London seien Hahnreie und ihre Weiber geschminkt. Dergleichen machte ihn in sämmtlichen Kreisen so beliebt und gesucht, daß er der Schlaraffengelage und der Zudringlichkeit der Kaufleute bald müde wurde.

Doch weit entfernt, dem Hof-Viertel näher zu ziehen, barg er sich vielmehr in den entlegensten Winkel der City, und dort, unter der Maske eines neuen Namens und anderer Tracht, ließ er Rundschreiben ergehen, des Inhalts, es sei seit einigen Tagen ein mit

geheimen Wundermitteln und untrüglichen Rezepten versehener Doktor aus Deutschland angekommen. Sein Geheimniß bestände in astrologischer Erforschung der Vergangenheit und Weissagung der Zukunft. Die Kraft der Mittel bestehe hauptsächlich in schleuniger Befreiung der armen Mädchen von allen Uebeln, die ihnen zugestoßen sein könnten, sei es durch zu große Nächsten- oder durch zu große Selbstliebe.

Seine erste nicht über die Nachbarschaft hinausgehende Praxis war nicht sehr bedeutend; aber bald drang sein Ruf an das andere Ende der Stadt und es kamen die Kammermädchen vom Hofe, die Zofen der Frauen von Stande; wie diese nun die Wunder des deutschen Arztes verbreiteten, so folgten ihnen bald einige der Herrschaften selbst.

Es hat unter den leichteren Geisteserzeugnissen nie witzigere und lebendigere Muster gegeben, als die Schriften Lord Rochester's; von allen seinen Werken aber ist das sinnreichste und ergötzlichste die Aufzählung der Ereignisse und Abenteuer, die ihm während seiner astrologisch-medicinischen Praxis in den Vorstädten Londons durch die Hände gingen.

Die schöne Jennings war nahe daran, in die Sammlung aufgenommen zu werden; der Umstand, welcher sie rettete, konnte nicht verhindern, daß man später ihre Absicht, zu dem Propheten zu gehen, erfuhr.

Die ersten Kammermädchen, welche ihn befragten, waren die Zofen der Ehrenfräulein. Sie hatten eine Menge Zweifel aufzuhellen, sowohl über sich, wie über ihre Damen. Sie verkleideten sich vergebens, er erkannte einige, wie die Mädchen der Miß Temple und der Price, so auch die von der Hobart jüngst entlassene Zofe. Mehrere waren verwundert, Andere ganz erschrocken zurückgekehrt. Das Mädchen der Miß Temple betheuerte, er habe sie versichert, sie werde die kleinen und ihre Herrschaft die schlimmen Pocken spätestens in zwei Monaten bekommen, wenn ihre Gebieterin sich nicht

vor einem als Frau verkleideten Manne in Acht nähme. Die Zofe der Price erzählte, er hätte, ohne sie zu kennen, ihr nur in die Hand geguckt und ihr sogleich gesagt, nach der Stellung der Gestirne müsse sie bei einer guten Dame in Dienst sein, die keinen andern Fehler besitze, als Liebe zu Männern und zum Wein. Von irgend etwas Besonderem in ihren Angelegenheiten überrascht, hatte jede endlich ihre Herrschaft damit in Bestürzung oder in Lachen versetzt, zumal, da sie wie gewöhnlich, um die Sache wunderbarer zu machen, etwas von eigener Erfindung hinzugefügt.

Miß Price unterhielt ihre junge Freundin einst von diesen Dingen und der böse Feind versuchte die Letztere sogleich, persönlich zu dem neuen Magier zu gehen.

Das Unternehmen war sehr gewagt, aber nicht zu kühn für die kleine Jennings, die da glaubte, man könne sich über den Schein wegsetzen, wenn man in Wirklichkeit unschuldig sei. Die Price war die Gefälligkeit selbst und wie der Entschluß einmal gefaßt war, dachte man nur an die Mittel zur Ausführung.

Wegen ihrer auffallenden Schönheit war die Jennings schwer zu verkleiden; etwas Eigenthümliches in ihrem Wesen machte dies fast unmöglich. Nach reifem Nachdenken fanden sie es indeß am besten, sich wie Orangenmädchen anzuziehn, welche an öffentlichen Plätzen und im Theater ihre Waare feilbieten. Wie gesagt, so gethan. Beide in ähnlichem Aufzuge, nahm jede ein Körbchen mit Orangen; so stiegen sie in eine Miethskutsche und überließen sich, nur von ihrer Laune und Keckheit geleitet, dem Schicksale.

Die Herzogin war mit ihrer Schwester im Theater; Miß Jennings hatte sich unter dem Vorgeben von Unwohlsein entschuldigen lassen. Bei dem gelungenen Anfang des Abenteuers schwamm sie in einem Meer von Wonne; denn sie hatten ohne Hinderniß verkleidet den Park durcheilt und eine Kutsche an dem Thor von Whitehall bestiegen. Sie gratulirten sich. Durch den glücklichen Beginn über das Weitere beruhigt, forschte die Price ihre Gefährtin aus, was

sie eigentlich bei dem Zauberer anfangen und wonach sie ihn befragen wollten.

Miß Jennings antwortete, es sei mehr Neugierde, als ein ernster Grund, was sie hinführe. Sie wäre indeß entschlossen, ihm ohne Nennung von Namen die Frage vorzulegen, weshalb ein gewisser in ein ziemlich hübsches junges Mädchen verliebter Mann sich nicht beeile, zu heirathen, da das doch ganz angenehm sein müßte und nur von ihm abhinge. Die Price gestand ihr lachend, um dies Räthsel zu lösen, brauche man nicht zum Propheten zu gehn; sie habe ihr bei Gelegenheit der Abenteuer der Herzogin von Cleveland bereits den geheimen Grund angedeutet.

Mit diesen Worten waren sie in die Nähe des Theaters gekommen. Nach einigem Nachdenken meinte die Price, da das Glück sie so begünstige, so biete sich für ihren Muth eine schöne Probe dar; sie brauchten nämlich nur in den Schauspielsaal zu gehn und dort ihre Orangen im Angesicht der Herzogin und des ganzen Hofes feil zu bieten.

Der Vorschlag sagte dem Sinne der Einen, wie dem lebhaften Wesen der Andern zu; sie stiegen aus, bezahlten den Kutscher und drängten sich eine Unzahl von Wagen entlang; so gewannen sie mit großer Mühe den Eingang zum Schauspiel. Schöner als Adonis stieg eben Sidney, noch mehr als gewöhnlich geschmückt, dort aus. Wie er sich eben das Haar zurecht strich, redete die Price ihn keck an; doch er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um an sie zu denken und schritt ohne ein Wort an ihr vorüber.

Killegrew war der zweite, welcher ausstieg. Durch das, was sie von der andern gesehn, ein wenig ermuthigt, näherte sich die schöne Jennings und hielt ihm ihren Korb hin, während die Price, mit der passenden Sprache mehr vertraut, ihm zurief: „Kauft Orangen, schöne Orangen!“ — „Jetzt nicht,“ erwiederte er, sie mit Aufmerksamkeit betrachtend, „wenn Du aber morgen früh mir die Kleine zuführen willst, so soll Dir das mehr einbringen, als alle Orangen-

buden der Stadt.“ Und während er zur Einen dies sagte, griff er der Andern unter das Kinn und berührte ein wenig ihre Brust. Diese Vertraulichkeit ließ die kleine Jennings ganz aus der Rolle fallen; nachdem sie ihn so derb als möglich zurückgestoßen, sagte sie: er sei sehr unverschämt, sich zu unterstehen — — „Ha, ha,“ rief er, „hier ist wahrhaftig etwas ganz Neues, eine kleine H———exe, die die Spröde spielt und Tugend vorschützt, um ihre Waare zu steigern.“

Die Price merkte wohl, die Freundin werde an einem so gefährlichen Ort nichts Gutes ausrichten; so nahm sie sie unter den Arm und führte sie, über die erlittene Beleidigung noch ganz entrüstet, weiter.

Weil Miß Jennings um solchen Preis nun keine Orangen mehr verkaufen wollte, hatte sie Lust, auf den Rest des Abenteuers zu verzichten und nach Hause zu kehren; die Price jedoch, nach so viel Muth eine solche Schwäche als Schmach behandelnd, trieb sie, den Astrologen schnell aufzusuchen, damit sie noch vor Schluß des Schauspiels zurück sein könnten.

Sie hatten eine Adreßkarte, doch bedurften sie deren nicht; ihr Kutscher sagte ihnen, er wisse sehr gut, wohin sie wollten, er hätte schon mehr als hundert Personen zum deutschen Arzt gefahren. Sie waren von dort nur noch eine halbe Straße entfernt, als es dem Glück einfiel, ihnen den Rücken zu kehren.

Brounker hatte zufällig bei einem Kaufmanne dieser Gegend gespeis't und als er eben herauskam, ließen sie ihm gegenüber still halten. Zwei Orangenmädchen zu Wagen, von denen die eine sehr hübsch schien, das erregte seine Aufmerksamkeit! Dergleichen war seiner Neugierde immer willkommen.

Von allen Hofmännern hegte dieser am wenigsten Achtung für das schöne Geschlecht und hatte mit dessen Ruf das allermindeste Erbarmen. Er war nicht mehr jung, sein Aeuß'res nicht einnehmend, allein bei sehr viel Geist besaß er eine unbegränzte Neigung zu den

Weibern. Ueber den eignen Werth war er sich vollkommen klar; er sah wohl ein, er könne nur noch bei denen, die es auf seinen Beutel abgesehn, sein Glück machen und lag deshalb mit allen andern im Kampfe. Eine Stunde von London hatte er ein Landhaus, welches immer mit einigen Grisetten möblirt war; übrigens war es ein sehr guter Mann und der erste Schachspieler im ganzen Reich.

Durch die Aufmerksamkeit, womit der gefährlichste Feind, dem sie in den Weg gerathen konnten, sie betrachtete, erschreckt, wandte die Price den Kopf ab, rieth ihrer Gefährtin, es ebenso zu machen und befahl dem Kutscher weiter zu fahren.

Ohne daß sie es bemerkten, folgte ihnen Brounker zu Fuß und wie der Wagen zwanzig bis dreißig Schritt weiter anhielt, stiegen sie aus. Er kam hinten nach und fällte ein Urtheil, das auch ein in seinen Ansichten nicht so kühner Mann gefaßt haben würde. Für ihn unterlag es keinem Zweifel, die Jennings war irgend ein junges auf Abenteuer gehendes Mädchen und die Price ihre Vermittlerin. Er fand sie zu seinem Befremden über ihrem Stande fein beschuht, und beim Herabsteigen aus einem sehr hohen Wagen zeigte das kleine Orangenmädchen das hübscheste Bein, das man sich denken kann. Da dies nun seinen Absichten keineswegs widersprach, beschloß er, sie um jeden Preis zu gewinnen, um sie in sein Serail zu stecken.

Gerade wie sie dem Kutscher ihre Körbe zum Aufbewahren gaben und ihm an derselben Stelle zu warten befahlen, trat Brounker zu ihnen. Er schob sich zwischen Beide; sie waren bei seinem Anblick ganz verwirrt. Ohne ihr Erstaunen zu beachten, zog er mit einer Hand die Price bei Seite, mit der andern die Börse und fing an, das Geschäft zu besprechen, als er sah, wie sie das Gesicht abwandte, ohne eine Antwort zu wagen. Das schien ihm unnatürlich, er guckte ihr also, so sehr sie sich auch sträubte, unter die Nase. Dasselbe

that er mit der Andern und wie er sie nun erkannt hatte, hütete er sich wohl, es merken zu lassen.

Bei solchen Gelegenheiten war der alte Fuchs vollkommen Herr über sich selbst; um ihnen allen Argwohn zu benehmen, foppte er sie nur etwas und verließ sie dann, der Price zurufend: es wäre sehr albern von ihr, seine Anträge abzuweisen; die Kleine würde vielleicht das ganze Jahr durch nicht gewinnen, was sie von ihm in einem Tage haben könne; die Zeiten wären schlecht, seitdem die Hoffräulein den armen Stadtmädchen den Markt abliefen. — Er ging damit nach seinem Wagen und sie verhüllten die Gesichter und dankten Gott aus voller Seele, daß er ihnen ohne Entdeckung aus dieser Gefahr geholfen.

Brounker hätte seinerseits nicht für tausend gute Guineen dies Zusammentreffen hingegeben; auch er pries also den Himmel, daß er sie nicht von ihrem Vorhaben abgeschreckt, denn es war für ihn außer Zweifel, daß die Price die kleine Miß Jennings auf Abenteuer führe. Er hatte im Nu begriffen, wie ihre Verlegenheit über die Entdeckung ihm doch jede Aussicht auf Genuß unmöglich gemacht haben würde. Deshalb empfand er, wenn gleich Jermyn sein bester Freund war, eine geheime Freude, daß er von ihm das Loos der Hahnreischaft noch vor der Hochzeit nicht abgewendet. Die Furcht, ihn vor diesem Schicksal zu bewahren, war der Grund seines vorsichtigen, raschen Fortgehens.

Während die Beiden ihre Angst überstanden, war der Kutscher mit einigen Straßenjungen, die sich um den Wagen drängten, um Orangen zu stehlen, in Streit gerathen. Von Worten kam es zu Schlägen. Die Damen sahen den Beginn des Kampfs, als sie das Projekt, den Wahrsager zu besuchen, aufgegeben hatten und zurückkehrten, um in den Wagen zu steigen. Ihr Kutscher hatte Ehrgefühl und sie konnten ihn nur mit großer Mühe bewegen, die Orangen dem Pöbel zu lassen, um nur aus der Klemme zu kommen. Nach tausend Schrecken und nach Anhörung einiger im Streit

ausgestoßenen, anzüglichen Worte stiegen sie endlich ein und gelangten zurück nach dem Saint-James-Palast, fest entschlossen, nie wieder so gefahrvolle Wege zu Propheten einzuschlagen.

Bei seiner geringen Meinung von der Tugend des schönen Geschlechts hätte Brounker die Hand dafür geopfert, daß die kleine Jennings von der Fahrt nicht ebenso zurückgekommen sei, wie sie sie angetreten hatte; er bewahrte nichtsdestoweniger streng das Geheimniß, weil er durchaus wollte, daß der allzuglückliche Jermyn eine kleine Abenteurerin heirathen solle, die sich als Tugendmuster spreizte; er meinte dann am Tage nach der Hochzeit ihm seine Gratulation über das Geschöpf, mit dem er sich verbunden, abzustatten. Diese Freude jedoch fand der Himmel für gut, ihm zu versagen, wie wir später sehen werden.

Wir erwähnten, daß Miß Hamilton bei einer Verwandten auf dem Lande war. Während dieser kurzen Abwesenheit hatte der Chevalier Grammont es bitter empfunden, daß ihm unter keinerlei Vorwand ein Besuch gestattet wurde. Bei der Größe seiner Ungeduld war das ihm stets günstige Spiel jedoch kein geringer Trost.

Endlich kehrte Miß Hamilton zurück. Mistreß Wetenhall wollte sie scheinbar aus Höflichkeit in gehöriger Form zurückbegleiten. Die Etikette bis zum Uebermaaß getrieben ist das Steckenpferd des Landadels. Hier aber war die Höflichkeit ein bloßer Vorwand, um einen etwas seltsamen Gemal zur Einwilligung in die Reise seiner Frau zu bewegen. Vielleicht hätte er sich selbst die Ehre gegeben, Fräulein Hamilton nach London zu begleiten, wäre er nicht mit einigen Beiträgen zur Kirchengeschichte, woran er seit längerer Zeit arbeitete, beschäftigt gewesen. Man hütete sich, ihn in der Arbeit zu stören; denn dabei würde Mistreß Wetenhall nicht ihre Rechnung gefunden haben.

Diese Dame war, was man treffend eine ächt englische Schönheit zu nennen pflegt, ihr Teint wie aus Lilien und Rosen, aus Schnee und Milch; Arme, Hände, Busen und Füße wie aus Wachs

gebildet; alles das aber ohne Seele und Leben. Das Gesicht war das niedlichste Bild, aber es war immer dasselbe Antlitz; man konnte meinen, sie ziehe es jeden Morgen aus einem Kästchen und stecke es, ohne es am Tage gebraucht zu haben, Abends wieder ein. Genug, die Natur hatte eine Puppe aus ihr gemacht und eine Puppe bis zum Grabe blieb die niedliche Mistreß Wetenhall. Ihr Gatte, der Squire Wetenhall, hatte Gottesgelehrtheit studirt; da jedoch sein älterer Bruder, während er selbst auf der Universität war, starb, schlug er nicht die Kirchenlaufbahn ein, sondern den Weg nach der Heimath und nahm die eben geschilderte Miß Bedingfield zur Gattin.

Sein Aeußres war gar nicht übel; aber er hatte eine ernste, grübelnde Miene, die einen melancholisch machen konnte. Uebrigens durfte sie sich rühmen, einen der größten Theologen des Landes zum Manne zu haben; er war alle Tage an die Bücher gefesselt und ging früh zu Bett, um früh wieder aufzustehn. Wenn die Frau schlafen ging, fand sie ihn schnarchend und wenn er aufstand, ließ er sie im tiefsten Schlummer. Bei Tisch würde seine Unterhaltung lebhaft gewesen sein, wenn Madame, wie er, die göttliche Doktrin auswendig gewußt oder das Disputiren geliebt hätte; da sie aber weder dies noch jenes interessirte, so herrschte an ihrer Tafel ein Schweigen wie bei einem Klostermahl.

Häufig hatte sie den lebhaften Wunsch geäußert, London zu sehen; wenn sie aber gleichwohl nur eine kleine Tagereise davon entfernt wohnten, so wurde ihre Sehnsucht doch nie gestillt. Sie ward also nicht ohne Grund des Lebens zu Peckham satt. Die Einförmigkeit eines schon durch seine Lage so traurigen Orts schien ihr unerträglich; da sie überdies, wie viele Frauen, thörichter Weise glaubte, ihre Kinderlosigkeit mache ihr keine Ehre, so ward sie ziemlich böse bei der Idee, daß man sie für unfruchtbar halten könnte; denn sie hielt sich überzeugt, sie besitze, wenn der Himmel ihr jetzt auch den Segen nicht gewähre, doch alles, was nöthig sei, um Sprößlinge zu bekommen, sobald es des Herrn Wille sei. Das hatte sie zu einigem

Nachdenken veranlaßt und daran hatten sich weitere Betrachtungen geknüpft, wie z. B. da ihr Gemal mehr auf seine Studien als auf die ehelichen Pflichten bedacht sei und lieber in alten Büchern wühle als in jungen Reizen, da er mit einem Wort mehr für seine Unterhaltung sorge, als für die Zerstreuung seiner Frau, so möchte es ihr aus Nächstenliebe wohl gestattet sein, einen schmachtenden Verehrer anzuhören, versteht sich, in allen anständigen Formen und mit solcher Behandlung seiner Absichten, daß der böse Feind dabei nichts zu thun habe. Vielleicht hätte Mister Wetenhall, als eifriger Anhänger der Casuisten-Moral, diese Entschlüsse nicht ganz gebilligt, aber er wurde nicht um Rath befragt.

Leider bot sich in dem öden Peckham und der traurigen Umgegend nichts dar, was den Absichten der Mistreß Wetenhall zu Hülfe kommen konnte. Sie verschmachtete zusehends und aus Furcht, vor Einsamkeit oder durch Entbehrung den Tod zu finden, wandte sie sich an das Mitleid der Miß Hamilton.

Sie hatten einander in Paris kennen gelernt, wohin Wetenhall die Frau sechs Monate nach der Hochzeit geführt, weil er dort Bücher einzukaufen wünschte. Seit jener Zeit bedauerte Miß Hamilton sie sehr und beschloß, einige Monate mit ihr auf dem Lande zuzubringen, in der Hoffnung, sie durch diesen Besuch der Gefangenschaft zu entziehn, und — der Plan gelang.

Vom Tage ihrer Ankunft in Kenntniß gesetzt wußte der Chevalier Grammont, auf den Flügeln der Liebe und voll Ungeduld, Georg Hamilton zu bewegen, ihnen ein Paar Meilen von London aus zusammen entgegenzufahren. Der Wagen, in welchem sie bei dieser Gelegenheit erschienen, war seiner Prachtliebe würdig; auch kann man denken, daß an seiner Person nichts gespart war. Doch trotz seines Ungestüms zügelte er des Kutschers Eile, weil er einen Zufall besorgte; es dünkte ihm Vorsicht auf dem Wege passender, als Eifer. Endlich kamen die Damen und Miß Hamilton erschien ihm zehnmal schöner noch, als bei ihrer Abreise von London; er hätte für eine

solche Umarmung, wie sie dem Bruder zu Theil werden ließ, sein Leben gegeben.

Mistreß Wetenhall erhielt ihren Tribut bei der Huldigung, welche der Schönheit hier gezollt wurde, und ihre Reize wußten es den Huldigenden Dank. Wie Hamilton sie mit einiger Wärme betrachtete, so blickte sie auf ihn als auf ein passendes Werkzeug für die kleinen im Stillen entworfenen Pläne.

In London taumelte ihr Köpfchen vor Zufriedenheit und Glück; wie ein Zauber kam ihr in dieser herrlichen Stadt alles vor, was sie sah, da sie bisher von Paris nur einige Buchhändler-Läden in der Straße Saint-Jaques erblickt hatte. Sie wohnte jetzt bei Miß Hamilton und wurde an beiden Höfen vorgestellt, in Augenschein genommen, und sie gefiel.

Unerschöpflich in Festen und galanten Aufmerksamkeiten benutzte der Chevalier Grammont die Ankunft der schönen Fremden, um seine Pracht zu entfalten; es folgten auf einander Bälle, Konzerte, Schauspiele, Spazierfahrten zu Wasser und zu Lande und Gastmähler ohne Ende. Für diese Genüsse, die ihr meist unbekannt waren, zeigte Mistreß Wetenhall die höchste Empfänglichkeit. Nur das Schauspiel, wenn man ernste Dramen gab, langweilte sie ein wenig. Sie meinte indeß, die Sache sei sehr rührend, sobald viel Leute auf der Bühne getödtet würden, obwohl die Schauspieler eigentlich doch hübsche große Burschen wären, die man lieber am Leben sähe.

Hamilton wurde von ihr zur Zufriedenheit behandelt, so weit nämlich bei einem Verliebten, der stets etwas viel verlangt, von Zufriedenheit die Rede sein kann. Er that sein Mögliches, sie zur Ausführung der in Peckham gefaßten Entschlüsse zu bewegen. Mistreß Wetenhall fand ihn sehr nach ihren Geschmack. Es ist dies derselbe Hamilton, den man in Frankreich mit Auszeichnung hat dienen sehn. Er war angenehm und wohlgebildet. Alles schien zur Vollendung eines Verhältnisses hinzudrängen, dessen Beginn zu lebhaft gewesen war, als daß es vor dem Schluß hätte einschlafen können. Je

mehr man sie indeß zum Ziele trieb, desto mehr mangelte ihr der Muth, und einige Reste von Zweifeln, die sie nicht gehörig gelös't, erhielten die Sache in der Schwebe. Es läßt sich wohl annehmen, ein wenig Ausdauer würde sie besiegt haben; doch blieben die Dinge für jetzt, wie sie waren. Nicht begreifend, was sie abhalte, da vor den Augen der Welt doch die ersten und schwierigsten Punkte überwunden worden, überließ Hamilton sie ihrem Schwanken, statt, wie er gesollt, sie durch erneuten Eifer zurecht zu führen. Wegen solcher Hindernisse mitten im besten Zuge stehen zu bleiben, das schien nicht erklärlich. Aber er war bereits von Hoffnungen und Chimären eingenommen, die ihn hier sehr zur Unzeit erkälteten, um ihn ganz nutzlos auf eine andre Fährte zu ziehen.

Ich kann nicht sagen, ob die kleine Wetenhall sich deshalb anklagte, genug, sie war darüber außer sich. Denn bald mußte sie zu ihren Kohlköpfen und Truthähnen nach Peckham zurück. Sie wollte fast verzweifeln; jener Aufenthalt erschien ihr tausendmal schrecklicher, seitdem sie London gekostet. Die Königin sollte indeß in einem Monate nach dem Badeort Tunbridge und man mußte sich der traurigen Nothwendigkeit des Wiedersehens mit dem Philosophen Wetenhall fügen; es tröstete sie nur das Versprechen Miß Hamilton's, sie werde, so lange der Hof im Bade bleibe, kein andres Haus beziehen, als das der jungen Frau, welches kaum eine Stunde von Tunbridge lag.

Es ward ihr versprochen, man wolle sie in ihrer Einsamkeit nicht verlassen; vor allem aber werde man den Chevalier Grammont hinführen, dessen muntre Unterhaltung ihr so zusagte, und der Chevalier, stets bereit, auf Herzensangelegenheiten einzugehen, verhieß ihr, Georg Hamilton mitzubringen, worüber sie bis an die Ohren erröthete.

Einen Monat später reiste der Hof ab, um etwa acht Wochen an dem einfachsten ländlichen Orte, der aber zugleich der angenehmste und unterhaltendste Aufenthalt ist, zuzubringen.

Tunbridge ist von London etwa eben so weit wie Fontainebleau von Paris entfernt; zur Brunnenzeit versammelt sich dort die schöne und elegante Welt beider Geschlechter. Immer zahlreich ist die Gesellschaft dort doch stets gewählt. Da die Masse der Genießenden die Anzahl der Kranken fortwährend übersteigt, so athmet alles nur Vergnügen und Freude. Jeder Zwang ist verbannt, Vertrautheit mit dem Bekanntwerden eröffnet und der Lebensgenuß herrscht allmächtig.

Zur Wohnung hat man kleine, saubere und bequeme Häuschen, die von einander getrennt die Quellen auf eine halbe Stunde im Kreise umgeben. Des Morgens versammelt man sich am Sprudel. Dort befindet sich eine große Allee von dichtbelaubten Bäumen, worunter man spazierengehend den Brunnen trinkt. Auf einer Seite des Laubgangs ist eine lange Reihe von Buden mit allen Arten Schmucksachen, mit Strümpfen und Handschuhen und Spieltische wie auf einem Jahrmarkt. Auf der andern Seite der Bäume ist der Gemüsemarkt, wo jeder selbst seine Vorräthe einholt und wo deshalb kein widriger Anblick geduldet wird. Man sieht dort kleine, blonde, frische Landmädchen mit sehr reiner Wäsche, niedlichen Strohhüten und in saubrem Schuhwerk; sie verkaufen Wildpret, Gemüse, Blumen und Früchte. Man erhält so gute Kost, wie man sie nur wünschen kann. Es wird auch hoch gespielt und die Liebesverhältnisse gehen ihren Gang. Sobald der Abend kommt, verläßt jeder sein Schlößchen, um sich auf dem Rasenplatz einzufinden. Dort tanzt man, wenn es beliebt, auf einen so sanften, ebenen Grasboden wie auf dem schönsten Teppiche der Welt.

Eine halbe Stunde von Tunbridge hatte Lord Muskerry ein schönes Landhaus Summerhill genannt. Nachdem Miß Hamilton acht bis zehn Tage in Peckham zugebracht, mußte sie dort die übrige Zeit des Aufenthalts verleben. Mister Wetenhall gab auf ihre Bitte seiner Frau die Erlaubniß, sie dorthin zu begleiten und so schlug dieser kleine Kreis, das traurige Peckham und seinen langweiligen Herrn verlassend, seinen Sitz in Summerhill auf.

Sie waren täglich bei Hofe oder der Hof bei ihnen. Die Königin überbot sich selbst in der Sorge für Erheiterungen. Sie strebte die natürliche Ungebundenheit von Tunbridge noch zu erhöhen, statt durch ihrer Person zustehende Rücksichten die Freiheit irgendwie zu beschränken. Sie untersagte alle Etikette, verschloß tief in ihrem Herzen Gefühle, die sie nicht ganz bannen konnte, und während die Stewart des Königs Neigung im Triumph zur Schau trug, machte die Fürstin dazu nicht einmal ein unfreundliches Gesicht.

An keinem andern Orte hat je die Liebe ihr Reich so blühend entfaltet. Die vor der Ankunft von ihr berührt waren, fühlten ihre Gluth steigen und die, welche der Leidenschaft am wenigsten unterworfen schienen, verläugneten ihre natürliche Starrheit und spielten eine ganz neue Rolle. Wir führen nur das Beispiel vom Prinzen Rupert an.

Tapfer bis zur Tollkühnheit war sein Geist einigen Grillen unterworfen, von denen er sich nur ungern hätte trennen mögen. Mit bedeutenden Anlagen für mathematische Aufgaben verband er etwas Kenntniß in der Chemie. Bis zum Uebermaaß höflich, wo es nicht nöthig war, zeigte er sich stolz und selbst grob, wo es galt, milde aufzutreten. Er war groß und hatte ein abstoßendes Aeußre. Sein Gesicht erschien hart und düster, selbst wenn er sich heiter zeigen wollte, aber bei übler Laune bot er das Antlitz eines Verdammten dar.

Die Königin hatte, um in den Erholungen keine Lücke eintreten zu lassen, die Schauspieler aus London herbefohlen, vielleicht auch, um durch Gegenwart der Nell Gwynn dem Fräulein Stewart einen Theil der Unruhe zu vergelten, die diese ihr bereitete. Prinz Rupert fand in den Zügen einer andern kleinen Küstlerin, Namens Hughes, Reize, welche sein sonst wildes Naturell auf einmal unterjochten. Fort also mit allen Destillirkolben, Schmelztiegeln, Oefen und dem ganzen schwarzen Apparat der Kunst, fort mit allen mathematischen Instrumenten und Berechnungen! Bei ihm war für jetzt

nur von Riechwasser und Essenzen die Rede. Das kleine naseweise Mädchen wollte in gehöriger Form belagert sein, sie widerstand allem Gelde, um ihre Gunst später desto theurer zu verkaufen und ließ den armen Prinzen eine ganz unerhört neue Rolle spielen. Der König war über den Vorfall entzückt. Man feierte ihn förmlich wie ein glückliches Ereigniß; aber es war Niemand so keck, darüber zu spötteln, während man sich bei den Schwächen Andrer keinen Zwang anthat.

Bei der Königin ward alle Tage getanzt; weil die Aerzte es gut fanden und Niemand etwas dagegen einzuwenden hatte. Selbst die weniger Tanzlustigen zogen zur Verdauung des Wassers diese Bewegung dem steten Umherlaufen vor. Lord Muskerry glaubte sich gegen alle Springgelüste seiner Gemalin gesichert, denn die Prinzessin von Babylon war, wenn er sich dessen auch etwas schämte, seit sechs oder sieben Monaten guter Hoffnung und zu ihrem großen Leidwesen hatte sich das Kind ganz auf die eine Seite geworfen, so daß man in ihrer Gestalt sich gar nicht zurecht finden konnte. Jeden Morgen sah die arme Muskerry also Miß Hamilton und Mistreß Wetenhall bald zu Wagen, bald zu Pferde eine Fahrt antreten, stets von einem galanten Trupp begleitet. Sie malte sich die Freuden an den Orten, wohin sie zogen, noch weit glänzender aus, als sie waren, und ihre Phantasie tanzte zu Summerhill alle Contretänze von Tunbridge nach. Kaum konnte sie solchen Geistesqualen noch Stand halten, als von ihren Wünschen gerührt der Himmel Lord Muskerry endlich auf zwei Tage nach London führte. Er hatte kaum den Rücken gewendet, als die Lady erklärte, sie wolle eine kleine Fahrt nach Hofe machen.

Sie besaß einen sehr vernünftigen Hausbeichtiger oder Kaplan. Aus Furcht vor einer Anwandlung hatte der Lord sie den Rathschlägen und dem sanften Zuspruche des weisen Priesters empfohlen. Doch dieser ermahnte sie vergebens zum Bleiben; umsonst hielt er ihr die Befehle ihres Herrn vor Augen, wie die Gefahren, denen sie

sich in solchem Zustande aussetze. Es half nichts, daß er ihr die Schwangerschaft wie eine besondre Gnade des Himmels darstellte, welche sie zu erhalten suchen müsse, um so mehr, da sie vielleicht nicht ahne, wie schwierig es oft sei, dazu zu gelangen. Alle seine Ermahnungen waren in den Wind gepredigt. Miß Hamilton und die Cousine Wetenhall unterstützten sie freundlich in ihrem Vorhaben, halfen ihr am folgenden Tage sich ankleiden und fuhren mit ihr ab. Es hatte der ganzen Gewandtheit der Damen bedurft, um ihrem Wuchse einige Symmetrie zu verleihen; endlich steckten sie ihr ein kleines Kissen unter das Kleid, damit dies ihrem verwünschten Kinde, das sich auf die linke Seite geworfen, auf der rechten das Gleichgewicht halte, und sie glaubten vor Lachen zu bersten, als sie ihr sagten, sie wäre ganz allerliebst.

Als sie bei Hofe erschien, meinte man, sie habe sich der Königin zu Ehren in einen Reifrock gesteckt; aber man freute sich, sie zu sehen. — Leute ohne Umstände versicherten sie, sie sei gewiß mit Zwillingen schwanger und die Königin, welche sie im Grunde ein wenig darum beneidete, wenn auch die Sache noch so komisch schien, war weit entfernt, sie um ihre Hauptfreude, die ihr wohl bekannt war, zu täuschen.

Als die Stunde der Contretänze geschlagen, erhielt Hamilton Befehl, sie zu führen. Sie machte wegen ihrer Lage freilich einige Schwierigkeiten, aber sie thue es, um der Königin zu gehorchen, sagte sie, und zeigte beim Antreten eine vollkommene Seligkeit im Gesicht.

Wir haben schon gesagt, das größte Glück sei oft dem traurigsten Umschwung nahe. Ausgestopft wie sie war schien die Muskerry dennoch gar keine Ermüdung zu fühlen; im Gegentheil, für sie gab es keine andre Last, als die Ankunft des Gemals, und so eilte sie denn so viel zu tanzen, als sie konnte, damit nicht seine plötzliche Rückkehr ihr einen Theil des Genusses raube. Wie sie sich nun so unvorsichtig tummelte, löſ'te sich unvermerkt das unterge-

stopfte Kissen und fiel mitten in die Tanztour. Der Herzog von Buckingham folgte ihr, hob es sorgsam auf, drückte es in die Brustklappen seines Leibrocks und, indem er das Geschrei eines neugebornen Kindes nachmachte, suchte er sogleich unter den Ehrenfräulein eine Amme für den armen kleinen Muskerry.

Diese Posse nebst der wunderlichen Gestalt der Frau hätte Miß Stewart vor Lachen fast in Ohnmacht versetzt; denn die Prinzessin von Babylon stand plötzlich auf der rechten Seite ganz eingefallen, auf der andern einhöckerig im Kreis. Wer sich bis dahin gehalten hatte, gab nun dem Lachen Raum, weil man den Ausbruch von Miß Stewart zum Signal nahm. Die Lady war ganz außer Fassung, alle Welt bat um Entschuldigung und die Königin, die im Innern mehr als die Andern lachte, stellte sich, als fände sie es unpassend, daß man sich so viel Freiheit nehme.

Während Miß Hamilton und die Wetenhall Lady Muskerry in einem andern Zimmer wieder ausstopften, sagte der Herzog von Buckingham zum König: wenn es erlaubt wäre, gleich nach der Niederkunft sich Bewegung zu machen, so müßte man nach Reponirung des Kindes der Lady Muskerry Ersatz geben. Der Rath schien nicht übel und wurde befolgt. Die Königin befahl bei ihrem Erscheinen die Wiederholung des Contretanzes, die Lady nahm die Aufforderung an, das Mittel that seine Wirkung und der kleine Unfall war vergessen.

Während diese Dinge am Hofe des Königs vorgingen, war der Hof des Herzogs von York nach einer andern Seite hin gefahren. Der Vorwand zur Reise war der Besuch der Provinz, deren Namen der Fürst trug; aber die Liebe war der eigentliche Beweggrund. Die Herzogin hatte sich seit ihrer Erhebung mit einer Klugheit und Vorsicht benommen, welche man nicht genug bewundern konnte. Ihr Benehmen war der Art, daß sie das Geheimniß, alle Welt zufrieden zu stellen, gefunden zu haben schien. Das schien ihre hohe Stellung noch zu überbieten. Aber nachdem sie sich so lange hatte

verehren lassen, dachte sie daran, auch ein wenig geliebt zu werden, oder besser gesagt, durch alle Vorsicht, Weisheit und durch alle Grundsätze, mit denen sie sich gewaffnet, mitten hindurch wußte der schelmische Liebesgott ihr Herz zu treffen.

Hundertmal sagte sie sich umsonst: als der Herzog sie liebte, da habe er ihr nur Gerechtigkeit erzeigt, doch dadurch daß er sich mit ihr vermält, habe er ihr zu viel Ehre erwiesen; bei der immer wiederholten Untreue seinerseits käme es ihr zu, sich in Geduld zu fügen, bis es dem Himmel gefallen sollte, ihn zu bessern; hinsichtlich der Schwächen, durch die er sie zu beschimpfen scheine, dürfe sie seinem Beispiele nicht folgen; da aber jede andre Rache sich noch weniger zieme, so müsse sie ihn durch ein dem seinen entgegengesetztes Benehmen zurückzuführen suchen. Vergebens sage ich, hatte sie sich durch diese Grundsätze lange aufrecht gehalten; wie trefflich auch der Verstand, wie streng auch die Sittsamkeit immer sein mögen, es giebt Prüfungen, die durch ihre Dauer selbst der Vernunft und Tugend unerträglich werden.

Die Herzogin von York war unter allen englischen Damen mit der stärksten Eßlust gesegnet. Da dies eine erlaubte Neigung war, so entschädigte sie sich durch Schmausen für das, was sie sich andrerseits durch Fasten abgehen ließ. Es war wirklich erbaulich, sie bei Tafel zu sehen. Der Herzog hingegen überließ sich unaufhörlich neuen Liebeshändeln, erschöpfte sich durch Untreue und wurde immer magrer, während die Herzogin sich trefflich nährte und fett wurde, daß es ein Segen schien. Man kann nicht sagen, wie lange die Dinge in dieser Lage geblieben wären, wenn nicht der Liebesgott über ein von ihrem früheren so verschiedenes Betragen ergrimmt, List und Gewalt angewendet hätte, um ihre Ruhe zu stören.

Zuerst brachte er Rachsucht und Eifersucht in's Spiel, diese beiden Todfeinde alles Herzensfriedens. Eine große, magere und blasse Person, welche die Herzogin zu ihrem Ehrenfräulein ernannt, wurde der Gegenstand ihres Argwohns, weil ihr damals vom Her-

zoge nachgestellt wurde. Ihr Name war Churchill. Man konnte nicht begreifen, wie der Fürst nach seinen Neigungen für eine Chesterfield, eine Miß Hamilton und für die kleine Jennings ein solches Gesicht erträglich finden konnte; aber es ward bald bemerkt, daß etwas ganz anders als bloße Lust am Wechsel ihn gefesselt hatte.

Ueber einen Vorzug, welcher den eignen Werth noch weit tiefer herabdrückte, als die Wahl der Anderen es gethan, war die Herzogin empört, und gerade zu der Zeit, als Unwille und Eifersucht sie stachelten, bot der hinterlistige Liebesgott ihren Blicken inmitten der leidenschaftlichen Aufregung die edle Gestalt des schönen Sidney dar. Während der Gott ihr die Augen für sein Aeußres weit öffnete, schloß er sie ihr in Bezug auf dessen Kopf. Ehe sie es gewahr ward, war sie für ihn entzündet und die gute Meinung, welche Sidney vom eignen Werth hegte, ließ ihn über diese stolze Eroberung nicht lange im Dunkeln. Um die Sache sichrer zu machen, antworteten seine Blicke kühn auf Alles, was Ihrer Hoheit Augen ihm zu sagen geruhten; dabei stellte vermehrte Pracht in der Kleidung seine persönlichen Reize noch mehr in's Licht.

Vor den Folgen eines solchen Verhältnisses zurückschreckend kämpfte die Herzogin mit Kraft und Festigkeit gegen die gefährliche Neigung; doch Miß Hobart stellte sich auf die Seite dieser Leidenschaft, löſ'te und überwand der Fürstin Skrupel allmälig. —

Sie hatte sich durch eine Neuigkeits-Chronik, mit der sie für das ganze Jahr versehen war, in ihre Gunst geschmeichelt. Hof und Stadt wurden darin abgehandelt, im übrigen war es nicht ihre Sache, ob die Nachrichten stets wahr wären, genug, sie suchte sie dem Geschmack Ihrer Hoheit entsprechend zu machen. Sie kannte ebenso gut auch ihren Sinn für Tafelfreuden und wußte ihre Lieblingsgerichte zuzubereiten oder zu verbessern. Alles das hatte sie fast unentbehrlich gemacht, aber um ganz fest zu stehen, beobachtete sie die Haltung Sidney's und las in ihrer Gebieterin Herzen deren Eindruck. Die geschickte Hobart hatte ihr sogleich gesagt, der arme

Mann vergehe aus Liebe zu ihr, es sei jammerschade, daß ein so vortrefflicher Mensch, welcher die ihr gebührende Achtung nur darum etwas aus den Augen verliere, weil er sich nicht mehr halten könne, vor den Blicken der Welt sich an ihrem Glanz wie ein Schmetterling verzehre; die Sache würde bald Aufsehn erregen, wenn man nicht beschwichtigend eingriffe; sie beschwöre Ihre Hoheit auf eine oder die andre Weise mit seinem Zustande Mitleid zu haben.

Die Herzogin fragte sie, was sie damit meine, und wie sie Mitleid haben solle. „Ich meine, gnädige Frau", sprach die Hobart, „daß Sie ihm, wenn sein Aeußres oder seine Neigung Ihnen mißfällt, den Abschied geben, oder — Sie behalten ihn in Ihrem Dienst, wie an Ihrer Stelle alle Prinzessinnen der Welt thun würden; in diesem Falle würden Sie mir erlauben, ihm vorläufig über sein Benehmen Ihre Befehle nebst einigen schwachen Aussichten zu eröffnen, damit er nicht wahnsinnig werde; später dürften sich dann Wege für Ihro Hoheit finden, ihn selbst von Ihrer Willensmeinung in Kenntniß zu setzen — —"

„Wie!" rief die Herzogin, „Sie sind mir ergeben, Hobart, und können mir rathen, mich auf Kosten meiner Ehre und unter tausend Gefahren in ein solches Verhältniß einzulassen? Wenn ähnliche Schwächen bisweilen zu entschuldigen sein mögen, so sind sie es doch nie in einer Stellung, wie die meine; es hieße die Gnade dessen, der mich dazu erhoben, schlecht erkennen, wollte ich — —"

„Gut," sprach die Hobart, „weiß man etwa nicht, daß er sich mit Ihnen nur vermälte, weil er dazu gedrängt wurde? Seit die Verbindung einmal geschlossen war, hat er sich da vielleicht den mindesten Zwang auferlegt, hat er Ihnen nicht durch tausendfache Untreue seinen beleidigenden Wankelmuth bewiesen. Sind Sie geneigt, gleichgültig und demüthig ferner mit anzusehen, wie der Herzog, nachdem er die Gunst aller Koketten gesucht, Ihre eigenen Fräulein, eine nach der andern, offen einher paradirt und jetzt sogar seinen Ehrgeiz und sein Streben auf diese dürre Mähre, die

Churchill richtet? Wie, gnädige Frau, Ihre beste Zeit wollen Sie wie im Wittwenthum mit Klagen über Ihr Unglück zubringen, ohne sich gelegentlich Trost zu suchen? Dazu gehörte eine biblische Geduld oder stumpfe Resignation. Ein Mann, der seine Gemalin Tag und Nacht versäumt und der da meint, sie brauche nur mit gutem Appetit zu speisen, wie Ihro Hoheit, Gott sei Dank, es thut, dann habe sie weiter nichts nöthig, als gut zu schlafen! — Gehorsame Dienerin! Ich wiederhole es, keine Prinzessin auf Erden würde die Huldigung eines Sidney zurückweisen, wenn ihr Gemal sich anderswo hinwendet."

Diese Betrachtungen waren, wenn man will, nicht sehr moralisch, aber wären sie es noch weniger gewesen, so mußte die Herzogin dennoch durch sie gewonnen werden; denn ihr Herz war mit der Hobart darüber einverstanden, daß sie ihrer Zurückhaltung ein Ende machen müsse.

Das Verhältniß bildete sich gerade, als die Hobart der jungen Temple rieth, die Lockungen Sidney's nicht zu beachten. Sobald er durch jene Vertraute unterrichtet ward, die Herzogin nehme seine Huldigung an, dachte er nur noch an die nöthige Vorsicht und an Mittel, die Welt irre zu führen; aber die Welt ist nicht so dumm, wie man glaubt.

Weil es nun an einem starkbesuchten Hofe inmitten einer großen Stadt viele Aufpasser, Neugierige und manchen Krittler giebt, so bewog die Herzogin, um nicht durch so viele Zeugen ihr theuerstes Glück zu gefährden, den Herzog, die schon erwähnte Reise zu machen, während der Hof der Königin zu Tunbridge war.

Dies Auskunftsmittel war gut gewählt, die Fürstin befand sich dabei wohl und ihr Hof befand sich auch nicht übel, mit Ausnahme von Miß Jennings. Jermyn war nicht unter der Reisegesellschaft; er war mit einem über seine Körperkraft hinausgehenden Unternehmen beschäftigt, er kämpfte nämlich die schon vom Chevalier Grammont verlorene Wette durch. Fünfhundert Guineen setzte er

ein, er wolle zwanzig englische Meilen mit einem Pferde in einer Stunde zurücklegen. Der Tag für diesen Wettkampf war derselbe, an dem Miß Jennings zum Wahrsager gegangen war.

Jermyn war in seinem Unternehmen glücklicher, als sie; er blieb Sieger, doch da sein Muth seine Körperkraft überstieg, so gewann er zwar die Wette, aber verlor die Gesundheit. Er bekam das Fieber und dies brachte seine Stimmung sehr herab. Die Jennings erkundigte sich nach seinem Befinden, aber weiter wagte sie nichts. In den Romanen braucht eine Prinzessin ihrem von den Aerzten schon aufgegebenen Helden nur einen Besuch zu machen, und er ist in drei Tagen gerettet; da aber nicht Miß Jennings das Fieber erzeugt hatte, so konnte sie auch nicht sicher sein, es zu vertreiben, wäre sie auch sonst überzeugt gewesen, man werde an einem lästerungssüchtigen Hofe einen Mitleidsbesuch nicht bekritteln. Rücksichtslos für ihren Kummer reiste der Hof ohne Jermyn ab; doch sie hatte wenigstens die Genugthuung, an Allem was Andern auf der Fahrt Freude machte, ihr Mißfallen zu zeigen.

Talbot war bei der Gesellschaft und schmeichelte sich, die Abwesenheit eines gefährlichen Rivalen könne eine Wendung zu seinen Gunsten herbeiführen; darum blickte er aufmerksam auf alle Bewegungen, Handlungen und auf die geringsten Züge von Miß Jennings, womit er freilich genug zu thun hatte. Denn für eine ernste Stimmung von längerer Dauer war sie nicht geschaffen; aus dem tiefsten Träumen riß ihr Temperament sie zu lebhaften Scherzen fort, und das gab ihm Hoffnung, sie werde Jermyn vergessen und sich seiner früheren Neigung erinnern. Doch hielt er seine Sehnsucht und Liebe im Hintergrunde, weil er es eines beleidigten Liebhabers nicht würdig erachtete, einer Undankbaren, die ihn im Stich gelassen, die kleinste Schwäche zu zeigen.

Weit entfernt, an seinen Groll zu denken, erinnerte sich Miß Jennings kaum seiner Liebe; sie dachte nur an den armen Kranken und behandelte Talbot, als wäre gar nichts vorgefallen. So gab

sie denn ihm beim Einsteigen oder Heraushelfen aus dem Wagen den Arm am häufigsten, sprach lieber mit ihm, als Andern und that absichtslos alles, was sich thun ließ, den Hof zu der Ansicht zu verleiten, sie sei zu Gunsten des früheren Verehrers von ihrer Neigung zu Jermyn zurückgekommen.

Talbot ward dadurch wie die Uebrigen getäuscht und hielt es für gut, die Rolle zu wechseln. Um ihr zu beweisen, daß sein Gefühl für sie keine Aendrung erlitten, war er entschlossen, mit ergreifendem Ausdruck seine Leidenschaft zu erklären. Das Glück schien alle Umstände zu Gunsten einer solchen Eröffnung zu fügen; denn er war auf ihrem Zimmer mit ihr allein und sie foppte ihn fast herausfordernd mit seiner Neigung zu Miß Boynton. Sie sagte, man müsse ihm für die Theilnahme an der Reise Dank wissen, während das arme Geschöpf zu Tunbridge um seinetwillen täglich dreimal in Ohnmacht fiele. Bei dieser Wendung hielt Talbot es für passend von seinen Leiden und seiner Treue anzufangen, als Miß Temple, ein Blatt Papier in der Hand, plötzlich in der Jennings' Zimmer trat. Es war ein Brief in Versen, den Lord Rochester einige Zeit zuvor über die Abenteuer an beiden Höfen abgefaßt hatte. Mit Hinsicht auf Miß Jennings sagte er darin, Talbot habe durch seine große Gestalt Schrecken unter dem Volke Gottes verbreitet, aber Jermyn, ein kleiner David, den gewaltigen Goliath besiegt. Von dieser Anspielung entzückt las Miß Jennings die Stelle zwei bis drei Mal, fand sie reizender, als Talbot's Gespräch und lachte anfangs aus voller Seele; doch bald nahm sie eine gefühlvolle Stimmung an und sprach mit einem tiefen Seufzer: Armer kleiner David! — ihr Köpfchen senkte sich träumend zur Seite und einige Thränen, die gewiß nicht der Niederlage des Riesen galten, brachen aus ihren Augen. Das traf Talbot schmerzlich; so beschämend aus seinen Himmeln gestürzt, ging er rasch hinaus, fest entschlossen, sein Herz nie wieder einer kleinen Thörin zuzuwenden, in deren Benehmen weder Sinn noch Verstand liege; aber er blieb seinem Entschluß nicht treu.

Mit den andern Liebenden am Hofe ging es nicht so schlecht; es wimmelte von ihnen und die Reise schien für sie wie geschaffen. Unterwegs gab es nichts als Bälle und Feste, wie bei längerem Weilen Jagden und Spazierfahrten. Die zärtlichen Anbeter schmeichelten sich auf der Wandrung gelegentlich glücklich zu werden und die Schönen versagten ihnen nicht alle Hoffnung. Sidney machte mit auffallender Emsigkeit den Hof. Die Fürstin lenkte des Herzogs ihres Gemals Aufmerksamkeit darauf, wie er seit einiger Zeit sich ihm sehr nähere. Seine Hoheit beachtete das und bemerkte, es müsse ihm bei der nächsten Gelegenheit dafür Rechnung getragen werden. Das fand sich bald.

Der früher erwähnte Montague war Stallmeister der Herzogin. Er besaß Geist, einen klaren Blick und war ein wenig satyrisch. Wie ließ sich ein Mann von diesem Charakter bei der Wendung, welche die Herzensangelegenheit der Fürstin nahm, in ihrer Nähe behalten? Man wußte keinen Rath; doch fand gerade dessen älterer Bruder zur gelegenen Zeit seinen Tod da, wo er nichts zu suchen hatte; so erhielt der Herzog für den Jüngeren den Posten eines Stallmeisters bei der Königin, welchen der Verstorbene bekleidet hatte. Der schöne Sidney kam bei der Herzogin an seine Stelle. Das machte sich alles trefflich und der Herzog freute sich über die gleichzeitige Beförderung beider Herren ohne Kosten für seine eigene Person.

Miß Hobart billigte die Einrichtung aus voller Seele; sie hatte mit Sidney häufig lange Zusammenkünfte; man bemerkte es und Einige erwiesen ihr die Ehre, das auf ihre Rechnung zu stellen. Dies Compliment nahm sie willig auf. Der Herzog glaubte es ebenfalls und machte die Herzogin auf den seltsamen Geschmack gewisser Leute aufmerksam: wie sonderbar es sei, daß der schönste Mann in ganz England sich in ein so abschreckendes Gesicht vergaffen könne.

Die Herzogin meinte, der Geschmack sei launenhaft und er habe

gut reden, da er sich die schöne Helena zur Geliebten erkoren. Ich weiß nicht, ob dieser Scherz ihn zum Nachdenken brachte, aber so viel ist gewiß, er zeigte für die Churchill nicht mehr denselben Eifer und vielleicht würde er sie ganz aufgegeben haben, hätte nicht ein Vorfall seine Neigung zu ihr von neuem belebt.

Man hielt gerade in einer offenen, ebenen Landschaft an. Wohin man sich in England wendet, überall sieht man grüne, glatte Rasenflächen. Die Herzogin wünschte die Jagdhunde laufen zu sehn. Sie war zu Wagen und alle Damen zu Pferde, jede von ihrem Stallmeister begleitet. Es war ganz in der Ordnung, daß die Fürstin auch den ihrigen zur Seite hatte. Er war am Wagenschlage und wenn er für die Unterhaltung auch nichts besonders that, so gab seine Erscheinung dafür reichen Ersatz.

Der Herzog war neben Miß Churchill, nicht um ihr Schmeichelreden zu sagen, sondern sie über ihr schlechtes Reiten zu tadeln. Sie war ein sehr träges Geschöpf und während sonst die Hoffräulein im Zuge die schlechtesten Pferde reiten, so wollte man sie ihrer Stellung halber auszeichnen und hatte ihr ein sehr hübsches, etwas wildes Thier gegeben. Auf diesen Vorzug hätte sie gern verzichtet.

Durch Verlegenheit und Angst ward ihre natürliche Blässe noch erhöht und in diesem Zustande begann ihre Person dem Herzog schon zu mißfallen, als ihr Pferd, den andern folgend, sich trotz allem Sträuben in Galopp setzte. Je mehr sie sich anstrengte, es zu halten, desto wilder wurde es und flog endlich in vollem Lauf dahin, als ob es mit dem Pferde des Herzogs Wette rennte.

Miß Churchill wankte, that einen Schrei und fiel. Der Sturz konnte nur heftig sein, aber er war ihr in jeder Hinsicht günstig; denn ohne Schaden zu nehmen strafte sie alles, was ihr Gesicht zu ihrem Nachtheil gesagt, durch den Rest Lügen. Der Herzog sprang ab, um ihr zu Hülfe zu eilen. Sie war so betäubt, daß sie an den Anstand gar nicht denken konnte und Alle, die zu ihrem Beistande kamen, fanden sie noch in sehr nachlässiger Lage. Niemand hätte

geglaubt, daß zum Gesicht der Miß Churchill ein so vollkommen schöner Körper gehören könnte. Seit jenem Vorfall zeigte sich die Aufmerksamkeit und Leidenschaft des Herzogs nur um so eifriger und am Ausgang des Winters fand sich, daß sie seine Wünsche nicht tyrannisch behandelt habe.

Beide Höfe kehrten fast gleichzeitig zurück und waren einstimmig mit ihren Reisen zufrieden; die Königin jedoch erwartete vergeblich denjenigen Erfolg davon, mit dem sie sich geschmeichelt hatte.

Um jene Zeit etwa erhielt der Chevalier Grammont von seiner Schwester, der Marquise von Saint-Chaumont, ein Schreiben, wodurch sie ihm meldete, seine Rückkehr hänge nur von ihm selbst ab, der König habe nichts dagegen. Auch er würde zu einer andern Zeit dagegen nichts einzuwenden gehabt haben, wie reizend der Hof von England ihm auch immer erschien, aber bei seiner damaligen Herzensstimmung konnte er sich dazu nicht entschließen.

Von Tunbridge war er tausendmal verliebter zurückgekehrt. Auf dieser angenehmen Fahrt hatte er Miß Hamilton täglich gesehen, bald in dem sumpfigen, öden Peckham, bald auf den herrlichen Spaziergängen des lachenden Summerhill oder auch bei den beständigen Festen der Königin. Mochte er sie nun zu Pferde, beim Tanz erblickt oder ihre Unterhaltung genossen haben, genug, der Himmel schien ihm kein vollkommneres, dem Geschmack eines feinfühlenden Mannes mehr zusagendes Wesen geschaffen zu haben. Wie konnte er also daran denken, sich zu trennen! Das schien ihm ganz unmöglich. Weil er indeß bei ihr das Verdienst der Entsagung auf alles, was ihn von ihr entfernen könnte, geltend zu machen wünschte, so zeigte er den Brief der Schwester; aber sein Vertrauen hatte nicht die erwartete Wirkung.

Zunächst gratulirte ihm Miß Hamilton über seine Rückberufung und dankte ihm verbindlichst für das Opfer, das er ihr bringen wolle; da jedoch ein solcher Beweis von Hingebung die Gränzen gewöhnlicher Galanterie überschreite, so dürfe sie, wie sehr sie dieselbe

auch anerkenne, seine Bereitwilligkeit nicht mißbrauchen. Es half ihm nichts, daß er betheuerte, lieber sterben zu wollen, als sich aus ihrem Zauberkreise zu entfernen; ihr Zauber protestirte dagegen und sie bedeutete ihn, er würde sie sein Lebelang nicht wiedersehen, wenn er nicht sogleich abreise. Da blieb freilich nur Gehorchen. Man erlaubte ihm den Trost zu denken, daß diese bestimmten Weisungen nicht aus Gleichgültigkeit hervorgingen, wie hart sie auch scheinen möchten. Sie werde über seine Rückkehr stets mehr erfreut sein, als über seine dringend nöthige Reise. Nachdem Miß Hamilton ihm gern die in ihrer Macht stehende Erklärung gegeben, er würde bei der Rückkunft ihre Gesinnung unverändert finden, bereitete der Chevalier sein Gepäck und dachte bei den Abschiedsbesuchen an nichts als an die Wiederkehr.

Zwölftes Kapitel.

Die ländliche Hochzeit und der Bräutigamsrock. — Kurzer Aufenthalt Grammont's in Frankreich; er wird zurückgeschickt. — Der Herzog von Monmouth. — Die zärtliche Stiefmutter. — Killegrew's Beredsamkeit gestraft. — Lord Shrewsbury und Buckingham. — G. Hamilton und Miß Stewart. — Die Cleveland und Churchill (Marlborough). — Die Ueberraschung.

Je näher der Chevalier Grammont dem französischen Hofe kam, desto mehr bedauerte er sein Fortgehn aus England, doch nicht etwa, weil er keinen huldvollen Empfang bei einem Fürsten erwartete, dessen Zorn man allerdings nicht ungestraft auf sich lenkt; er wußte ja, daß der Monarch auch auf eine Weise zu verzeihen im Stande sei, welche den ganzen Werth wiedergewonnener Gnade empfinden ließ.

Tausend verschiedene Bilder durchkreuzten während der Reise seinen Sinn, bald die Freude der Verwandten und Freunde beim Wiedersehn, bald die Begrüßungen und Umarmungen der unwillkommenen Zudringlichen; aber alles das berührte ihn wenig; denn ein wahrhaft Liebender macht sich ein Gewissen daraus, sich mit etwas anderm als dem Gedanken an die Einzige zu beschäftigen. Die süßen Erinnerungen an die in London Zurückgelassene hinderten ihn, viel an Paris zu denken und die Qualen der Trennung ließen ihn die Plackerei mit schlechten Pferden kaum empfinden. Zwischen Montreuil und Abbeville betheuerte sein Herz der Miß Hamilton, er entferne sich von ihr nur deshalb mit Eile, um sie desto schleuniger wiederzusehen. Endlich, indem er kurz den Schmerz bei der früheren

Abreise aus Frankreich mit dem jetzigen über sein Verlassen Englands verglich, fand er den letzteren weit herber als den ersten.

So unterhält sich auf dem Wege ein fühlendes Herz, oder besser: so mißbraucht ein leichtsinniger Schriftsteller die Geduld des Lesers, um entweder seine eigenen Empfindungen auszukramen oder um einen langweiligen Bericht weiter hinzuziehen; doch von uns sei solcher Vorwurf fern, da wir in diesen Memoiren nur niederschreiben, was uns vom Helden selbst an Worten und Werken anvertraut wird.

Wer hat außer dem Stallmeister Feraulas je die Gedanken, Seufzer und Ausrufungen zählen können, welche sein erlauchter Gebieter überall von sich gab! Was mich anlangt, so würde ich niemals geglaubt haben, daß die später auf alle Unfälle und Gefahren des Weges so gespannte Aufmerksamkeit des Grafen Grammont dem damaligen Chevalier je erlaubt hätte, zärtlichen Gefühlen nachzuhängen, wenn er mir, was ich schreibe, nicht selbst diktirte.

Folgen wir ihm indeß nach Abbeville. Der Postmeister dort war ein alter Bekannter, sein Gasthaus zwischen Calais und Paris das beste. Indem der Chevalier abstieg, sagte er zu Termes, er habe Lust einen Schluck zu trinken, bis die Pferde bereit seien. Es war nahe an Mittag und seit ihrer Ausschiffung in vergangener Nacht hatten sie bis jetzt nichts genossen. Termes pries den Himmel, daß menschliche Regungen diesmal den Sieg über seines Herrn gewöhnliche Ungeduld davon trugen und bestärkte ihn nach Kräften in dieser Stimmung.

Als sie in die Küche traten, wo der Chevalier seinen Besuch gern zuerst abstattete, waren sie überrascht, sechs Bratspieße mit Wild auf einmal am Feuer nebst den sonstigen Vorbereitungen zu einem prächtigen Festgelage zu sehen. Das Herz des Dieners Termes lachte bei dem Anblick. Er ertheilte unter der Hand sogleich Befehl, ein Paar Pferden die Hufeisen abzunehmen, um diesen herrlichen Ort nicht auf Nimmer-Wiedersehn verlassen zu müssen.

Eine Masse Geiger und Oboisten, von Straßenjungen umgeben, drang sogleich in den Hof. Wie man den Wirth um Erklärung fragte, meldete er dem Chevalier Grammont, es sei dies zur Vermälung eines der reichsten Herren der Gegend mit dem schönsten Mädchen der ganzen Provinz, das Hochzeitmahl finde bei ihm statt, es käme allein auf Seine Gnaden an, ob Sie die Vermälten aus der Kirche kommen sehen wollten; die Musik sei schon da. Er sagte die Wahrheit; denn kaum hatte er gesprochen, als drei lange mit Lakaien, so groß wie Schweizer, in reich behängten auffallenden Livreen bepackte Hochzeitswagen im Hofe erschienen und die ganze Gesellschaft abluden. Nie hat sich der bunte ländliche Flitterstaat so malerisch entfaltet. Angelaufene Tressen, verschossene Stickerei, gestreifter Taffent, kleine Augen und große Busen prangten überall.

Wenn der erste Anblick den Chevalier Grammont überraschte, so setzte der zweite den treuen Termes nicht weniger in Erstaunen. Das Wenige, was man von dem Gesicht der Braut sehen konnte, schien nicht ohne Reiz, aber über den weitern Theil konnte man nicht urtheilen. Vier Dutzend Schönpflästerchen und zehn Haarlocken, die man auf jeder Seite angebracht, verhüllten sie fast ganz. Allein der Bräutigam fesselte besonders die Aufmerksamkeit des Chevalier Grammont.

Er war ebenso lächerlich aufgeputzt wie die Andern mit Ausnahme des prächtigsten und geschmackvollsten Leibrocks von der Welt. Der Chevalier näherte sich ihm, um die Stickerei des Anzugs, die er loben mußte, näher zu prüfen. Der Bräutigam fühlte sich dadurch geschmeichelt und sagte, er habe den Rock für hundertundfunfzig Louisd'or zur Zeit seiner Brautwerbung gekauft. „Ihr habt ihn also nicht hier machen lassen?" fragte Grammont. „Behüte," war die Antwort, „ich habe ihn von einem Londoner Kaufmann, der ihn für einen englischen Lord bestellt hatte." — Den Ausgang des Abenteuers ahnend fragte der Chevalier, ob er den Kaufmann wohl wieder erkennen würde. „Ob ich ihn wieder erkennen werde? war ich

nicht gezwungen, die ganze Nacht mit ihm in Calais zu vertrinken, um einen guten Kauf zu machen!" — Termes hatte sich beim Erscheinen des Leibrocks entfernt, ohne zu vermuthen, daß der verwünschte Bräutigam seinem Herrn davon etwas vorplaudern würde.

Die Lust zum Lachen und der Wunsch, den Herrn Termes hängen zu lassen, theilten die Gefühle des Chevalier Grammont einen Augenblick; aber die herkömmlichen Prellereien seiner Leute verbunden mit der Wachsamkeit des Schuldigen, dem sein Herr keine Ermattung im Dienst zur Last legen konnte, machten ihn zur Milde geneigt. Er gab den dringenden Bitten des Landeigenthümers nach und setzte sich, um seinen treuen Schildknappen zu überraschen, als siebenunddreißigster Gast zu Tisch.

Einige Augenblicke darauf sagte er den Hausleuten, sie sollten einen Herrn, Namens Termes, hereinrufen. Er kam und sowie der Gastgeber ihn erblickte, erhob er sich und streckte ihm die Hand entgegen. „Hier", sagte er, „gebt mir die Hand, mein Freund; ihr seht, wie gut ich den Leibrock verwahrte, den ihr mir so ungern verkauftet und von dem ich keinen schlechten Gebrauch gemacht habe."

Mit eherner Stirn that Termes, als kenne er ihn nicht und stieß ihn etwas derb zurück. „Wahrhaftig," rief der Andre, „weil ich beim Kauf mit euch zechen mußte, so sollt ihr auch auf die Gesundheit der Braut trinken." Der Chevalier fand ihn bei aller sonstigen Keckheit sehr verwirrt und sagte ganz artig zu ihm: „Nun, mein Herr Kaufmann aus London, setzt euch dahin, weil man so höflich darum bittet; wir sind unsrer nicht so viel bei Tisch, daß nicht noch für einen ehrlichen Mann, wie ihr, Platz wäre." Bei diesen Worten standen fünfunddreißig Gäste auf, den Eingetretenen zu bewillkommnen. Der Stuhl der Braut allein blieb aus Anstand besetzt. Nachdem der freche Termes die erste Beschämung niedergeschluckt, machte er sich an das Trinken von allem Hochzeitswein; aber sein Herr erhob sich nach dem Wegnehmen von vierundzwanzig Terrinen, auf welche ebensoviel Schüsseln folgten.

Einen Herrn, der in solcher Eile war, bis zum Schluß des Hochzeitmahls festzuhalten, schien nicht thunlich; als er aber vom Tisch aufstand, erhoben sich Alle und er konnte es beim Bräutigam nur mit Mühe durchsetzen, daß ihm die ganze Gesellschaft nicht bis an das Thor das Geleit gab. Termes wünschte, sie verließen ihn nicht bis zum Schluß der Reise; so zitterte er vor den Gedanken, mit seinem Herrn allein zu sein.

Sie hatten Abbeville schon einige Zeit hinter sich und zogen immer noch in tiefem Schweigen weiter. Termes, darauf gefaßt, daß es in Kurzem losgehen werde, war nur über die Art und Weise in Zweifel, ob nämlich sein Herr ihn mit einem Strom von Schmähungen, gespickt mit wohlverdienten Beiwörtern, angreifen, oder ob er ihn mit schneidenden, ironischen Lobsprüchen überhäufen würde. Da nun statt alles dessen kein Wort herauskam, so glaubte er, es sei besser, den Sturm zu beschwören, als den Herrn länger brüten zu lassen und mit aller gewohnten Keckheit gewaffnet, sagte er: „Sie sind sehr gegen mich aufgebracht, gnädiger Herr, aber der Teufel soll mich holen, wenn Sie nicht im Grunde Unrecht haben.“

„Wie, Verräther, im Grunde Unrecht!“ rief der Chevalier, „gewiß weil ich Dich nicht gedroschen habe, wie Du es längst verdient?“

„Da haben wir's“, sprach Termes. „Immer hitzig, statt Vernunft zu hören! Ja, Herr Chevalier, ich behaupte, was ich that, geschah zu ihrem Besten.“ — „Und der Triebsand, kam er auch zu meinem Besten?“ sagte Grammont. „Geduld, wenn es beliebt,“ fuhr der Diener fort; „ich weiß nicht, wie es kam, daß dieser einfältige Bräutigam gerade auf dem Zollamt sein mußte, als mein Felleisen in Calais durchsucht ward, aber diese Hahnreie drängen sich überall ein. Sowie er ihren Leibrock erblickte, war er darauf versessen. Da merkte ich wohl, daß er ein Dummkopf sei; denn er lag auf den Knieen vor mir, um ihn zu kaufen. Der Rock war durch das Felleisen ganz zerknittert und der Pferdeschweiß hatte von

außen Alles beschmutzt. Hol' mich der Henker, ich begreife nicht, wie der Kerl es angefangen, ihn aufzustutzen. Aber halten Sie mich für verdammt, wenn Sie ihn angezogen hätten. Zum Schluß: er kostete Ihnen hundert und vierzig Louis und da man mir hundert und funfzig bot, so sprach ich zu mir selbst, mein Herr braucht diesen Flitterstaat nicht, um auf dem Ball zu glänzen und wenn er gleich viel Geld hatte, als ich ihn verließ, wer weiß, ob er gerade etwas haben wird, wenn ich zurückkomme. — Das hängt vom Spiel ab. Kurz, Herr Chevalier, ich ließ Ihnen zehn Louis mehr geben, als er gekostet; offenbarer Profit! Ich halte sie für Ew. Gnaden zur Verfügung und Sie wissen, daß ich für die Summe gut bin. Sagen Sie nun aufrichtig, hätten Sie auf dem Ball ein schöneres Bein gezeigt, wenn Sie mit dem verteufelten Leibrock angethan gewesen wären, der Ihnen das Ansehen von diesem Dorfbräutigam gegeben hätte? Und doch mußte man Ihr Toben in London hören, als Sie ihn verloren glaubten, es war eine Lust, vor dem König Ihre Geschichte vom Triebsand mit anzuhören, und hier Ihre drollige Miene zu sehen, als Sie vermutheten, dieser Plattfuß trage den Rock zu seiner Hochzeit!" —

Was ließ sich auf solche Unverschämtheit sagen? Folgte der Herr blos dem Zorn, so hätte er ihn mindestens mit Stockschlägen bearbeiten oder fortjagen müssen; aber er bedurfte seiner zur Weiterreise und in Paris angelangt brauchte er ihn von Neuem zur Rückkehr.

Kaum hatte der Marschall de Grammont seine Ankunft erfahren als er ihn in seinem Gasthofe besuchte. Nach den ersten Begrüßungen sprach derselbe: „Chevalier, wie lange warst Du von London aus unterwegs? denn der Himmel weiß, wie schnell Du die Sachen machst." — Der Chevalier sagte, er sei drei Tage gereis't und erzählte, um seine mäßige Eile zu entschuldigen, sein Abenteuer zu Abbeville. „Das ist sehr drollig," meinte sein Bruder, „noch pikanter aber ist es, daß es blos von Dir abhängt, ob Du Deinen Leib-

rock noch bei Tische finden willst, denn bei Landhochzeiten wird lange getafelt.“ Dabei nahm er eine ernste Miene an und fuhr fort, er wisse nicht, wer ihm zu seinem Nachtheil die unvorsichtige Rückkehr angerathen; er habe vom Könige Befehl, ihm zu sagen: ohne sich bei Hofe zu zeigen, solle er nur wieder umkehren. Ferner meinte er, seine Uebereilung, nachdem er sich bis dahin so lobenswerth geduldig gezeigt, befremde ihn um so mehr, da er doch den König hinlänglich kenne, um zu wissen, er habe lediglich von dessen Gnade seine Wiederaufnahme zu erwarten.

Zu seiner Rechtfertigung wies der Chevalier das Schreiben der Marquise de Saint-Chaumont vor und bemerkte, er hätte sehr gern auf die gutgemeinte falsche Nachricht verzichtet, die ihn hierher gefoppt habe. „Wieder eine Unklugheit“ sprach der Marschall, „seit wann ist unsre Schwester Minister oder Staatssekretär, daß sich der König ihrer bedienen sollte, um Dir seinen Willen kund zu thun? Willst Du das Wahre von der Sache wissen? Vor einiger Zeit sprach der Fürst zu der Herzogin von Orleans über Deine Zurückweisung der Pension, welche der König von England Dir angeboten. Er schien auf den Bericht von Comminges mit Deinem Verfahren zufrieden und drückte seine Anerkennung aus. Die Herzogin nahm das für Deine Zurückberufung. Die Saint-Chaumont, nicht so klug als sie sich dünkt, eilte Dir diesen großen Befehl eigenhändig zu melden. Endlich sagte die Herzogin von Orleans bei Tafel zum König, Du würdest bald hier eintreffen und der König befahl mir nach Tische, Dich gleich nach der Ankunft wieder zurückzuschicken. Nun bist Du da, kehr' um.“

Zu jeder andern Zeit wäre der Befehl dem Chevalier Grammont vielleicht hart erschienen, aber bei seinem jetzigen Herzenszustande war sein Entschluß bald gefaßt. Die diensteifrige Kunde, die ihn nöthigte, den englischen Hof zu verlassen, hatte ihm nur Schmerz verursacht und über die gezwungene Entsagung auf einen Besuch des französischen Hoflagers leicht getröstet bat er den Marschall, er möge ihm

zum Einkassiren einiger Spielschulden nur ein paar Tage Aufschub verschaffen. Er erhielt dies mit der Bestimmung zugesagt, daß er Paris verlasse.

Er wählte zum Aufenthalt Vaugirard. Dort gab es einige Abenteuer, die er oft ergötzlich mitgetheilt hat, und es hieße den Leser ermüden, wollte man sie auffrischen. Er theilte daselbst das heilige Brot so feierlich aus, daß in Versailles die Kapelle von ihren Wächtern, den Schweizern, fast ganz verlassen wurde und Vardes genöthigt war, dem Könige zu melden, sie seien Alle nach Vaugirard, wo der Chevalier Grammont das Abendmahl ertheile. Dort fand auch jener seltsame Auftritt statt, welcher dem Ruf des großen Saucourt den ersten Stoß gab, nämlich die vereitelte Zusammenkunft mit der niedlichsten Grisette aus der Umgegend. Während seines Aufenthalts zu Vaugirard besuchte der Chevalier auch Mademoiselle de l'Hôpital zu Issi, um sich Licht zu verschaffen, ob das Stadtgerücht über eine Juristen-Liebschaft, die man ihr Schuld gab, gegründet sei. Bei seinem plötzlichen Eintreten flüchtete der Präsident de Maisons mit solcher Eile in ein Kabinet, daß sein halber Mantel eingeklemmt draußen blieb. Der Chevalier ließ, so wie er es bemerkte, das arme Liebespaar Tod und Hölle schwitzen, indem er die störende Visite über Gebühr ausdehnte.

Nach Regelung seiner Geschäfte reis'te er ab; die Liebe führte ihn. Unterwegs verdoppelte Termes seine Aufmerksamkeit; bei jeder Poststation waren die Pferde augenblicklich bereit. Wind und Fluth kamen seiner Ungeduld zu Hülfe und er sah London mit Entzücken wieder. Der Hof war über seine schnelle Rückkehr überrascht und erfreut. Keiner bedauerte ihn wegen der neuen Ungnade, weil er offenbar darüber getröstet auftrat; auch Miß Hamilton war nicht böse, daß er den Befehlen seines Fürsten so schleunig gehorchte.

Während so kurzer Abwesenheit hatten die Angelegenheiten des Hofes sich nicht geändert; doch nach seiner Ankunft trat bald ein

Wechsel in jenen Regionen ein, wo Liebe und Genuß sonst als die wichtigsten Dinge galten.

Der Herzog von Monmouth, ein natürlicher Sohn Karl's des Zweiten, erschien zu jener Zeit am Hofe seines königlichen Vaters. Sein erstes Auftreten hat so viel Geräusch gemacht, sein Ehrgeiz so gewaltigen Ereignissen die Bahn gebrochen und die Umstände seines tragischen Todes sind noch so frisch im Gedächtniß, daß es überflüssig wäre, seinem Charakterbilde neue Züge hinzuzufügen. Durchgehends erschien er in seinem Verhalten, wie er war, kühn zu Unternehmungen aufgelegt, doch beim Ausgang bemitleidenswerth schwach, wo es gerade darauf ankam, der Größe des Wagnisses durch Festigkeit zu entsprechen.

Schönheit der Gestalt und persönliche Anmuth waren bei ihm so auffallend, daß die Natur vielleicht nie etwas Vollendeteres bildete. Sein Gesicht war äußerst einnehmend, ein ächt männliches Antlitz, nichts Mattes, Weibisches; ein jeder Zug hatte aber seine eigene gewinnende Lieblichkeit. Außerordentliche Gewandtheit in allen Körperübungen, ansprechende Zuvorkommenheit bei majestätischer Miene, mit einem Wort, alles Aeußere sprach für ihn; allein sein Geist sagte keine Sylbe zu seinen Gunsten. An Gesinnung besaß er nur das, was ihm gerade eingeflößt wurde und die, welche sich zuerst in sein Vertrauen drängten, sorgten dafür, ihm nur verderbliche Pläne in den Kopf zu setzen.

Seine wunderschöne Erscheinung nahm auf den ersten Anblick für ihn ein; es wurden dadurch sämmtliche hübschen Gestalten bei Hofe in Schatten gestellt und alle Damengunst ward ihm zugewandt. Er war des Königs höchste Freude, aber der allgemeine Schrecken der Ehemänner und Liebhaber. Das war indeß nicht von Dauer; die Natur hatte ihm nicht jene Gabe verliehen, Herzen bleibend zu fesseln und das schöne Geschlecht bemerkte das bald.

Die Herzogin von Cleveland schmollte mit dem Könige, daß seine mit ihr erzeugten Kinder neben diesem neuen Adonis nur wie

kleine Paviane erschienen. Sie war um so mehr darüber außer sich, weil sie sich rühmte, sie könne im Vergleich mit des Herzogs Mutter für die Liebesgöttin selber gelten. Der Fürst zog ihre Vorwürfe in das Lächerliche; denn schon seit einiger Zeit hatte sie nicht mehr das Recht zum Quälen. Da nun diese Art Eifersucht noch grundloser war, als die früheren Anfälle, so billigte natürlich Niemand ihre abgeschmackten Klagen. Um den König zu peinigen, mußte sie eine neue Rolle erdenken. Sie trat der blinden Vorliebe des Vaters für diesen Sohn nicht mehr in den Weg, sondern durch endlose Schmeicheleien, tausend Aufmerksamkeiten und beständig wachsende Liebkosungen lockte sie den jungen Herzog an sich. Oeffentlich verliehen meinte sie, müßten diese zärtlichen Pfänder unbedenklich scheinen; allein man kannte sie zu gut, um sich dadurch täuschen zu lassen. Der König war nicht mehr eifersüchtig auf sie; da aber der Herzog von Monmouth in einem Alter stand, wo man gegen die feurigen Liebkosungen einer schönen Frau nicht unempfindlich ist, so glaubte der Fürst, er müsse den Sohn den Schlingen dieser vorgeblichen Stiefmutter entziehen, um ihn vor Verirrung oder doch vor öffentlichem Anstoß zu bewahren. Dies ist der Grund, weshalb er so früh verheirathet wurde.

Eine Erbin aus Schottland mit hunderttausend Livres Renten bot sich gerade dar; sie war mit großen Reizen ausgestattet und ihr Geist besaß allen Zauber, der dem schönen Monmouth abging.

Neue Feste feierten die Vermälung; bei diesen sich auszuzeichnen, galt für die beste Huldigung und während die Hofwelt ihre ganze Pracht und Eleganz entfaltete, wurden die alten Verhältnisse wieder belebt und es knüpften neue sich an.

Damals auf dem Gipfel ihrer Schönheit lenkte Miß Stewart alle Blicke und alle Bewunderung auf sich. Die Herzogin von Cleveland wollte sie wenigstens durch die Juwelenpracht, mit der sie sich zu der Festlichkeit geschmückt, verdunkeln, aber es gelang ihr nicht. Denn ihr Aussehn war durch eine dritte oder vierte Schwangerschaft ent-

stellt, welche der König noch auf seine Rechnung zu nehmen die Güte hatte. Hinsichtlich der übrigen Gestalt konnte sie mit der Erscheinung und Anmuth der Miß Stewart nicht wetteifern.

Wäre der König damals Herr über seine Hand, wie über sein Herz gewesen, so würde sie auf diesem Höhepunkt ihrer Schönheit Königin von England geworden sein; doch in jener Zeit gerade gelobte sich der Herzog von Richmond, er wolle ihre Hand besitzen oder sterben.

Einige Monate nach der Vermälungsfeier verliebte sich Killegrew, weil er gerade nichts Beßres zu thun hatte, in Lady Shrewsbury, und da durch außerordentlichen Zufall die Lady eben nicht versagt war, so wurde die Sache bald in Ordnung gebracht. Kein Mensch dachte daran, ein Verhältniß anzutasten welches Niemanden interessirte, aber Killegrew verfiel darauf, sich selbst zu stören. Man denke nicht etwa, er hätte sein Glück nicht ganz so gefunden, wie er es erwartet; die Gewohnheit machte ihn nicht gleichgültig gegen diesen beneidens*werthen* Besitz, aber er war eben unzufrieden, daß man ihn *nicht* beneidete, und nahm es übel, daß sein Glück ihm keine Nebenbuhler schuf.

Er besaß viel Geist und noch weit mehr Redelust. In einer Weinlaune entfaltete diese sich am stärksten und zwar drehte sie sich gewöhnlich um alle verborgenen Schönheiten und unsichtbaren Reize der Lady Shrewsbury. Doch mehr als die halbe Hofwelt wußte davon so viel als er.

Unter denen, die nur nach dem *Schein* urtheilen konnten, war der Herzog von Buckingham, und die Oberfläche rechtfertigte nach seiner Meinung nicht Alles, was Killegrew's Uebertreibungen andeuteten. Da dieser unvorsichtige Liebhaber gewöhnlich mit dem Herzoge von Buckingham speis'te, so konnte er über ein so schönes Kapitel seine ganze Eloquenz entwickeln; denn man setzte sich um vier Uhr zu Tisch, um erst zur Stunde des Schauspiels aufzubrechen.

Durch die Anpreisung der Vorzüge der Lady Shrewsbury endlich

ermüdet wünschte sich der Herzog über die Wahrheit Licht zu verschaffen. Sobald er das nur wollte, gelangte er auch zum Ziel, und da er fand, daß jener durchaus nicht zu viel gesagt, so entspann sich eine Verbindung, die nach dem leichten Charakter Beider und der Lebhaftigkeit, mit der die Sache begann, Niemand für dauernd gehalten hätte; und doch hat kein Verhältniß in England länger gewährt.

Der unvorsichtige Killegrew, welcher ohne Nebenbuhler nicht leben mochte, mußte nun ohne Geliebte fertig werden. Er ertrug sein Schicksal nicht mit Geduld; doch weit entfernt, auf seine Klagen zu achten, that Lady Shrewsbury, als kenne sie ihn gar nicht. Diese Behandlung war zu viel für ihn; ohne zu bedenken, daß er sich sein Unglück selbst bereitete, entfesselt er seine ganze Beredsamkeit gegen die Lady. Seine Angriffe verfolgten sie vom Kopf bis zu den Füßen. Er entwarf ein schreckliches Bild von ihrem Benehmen und verzerrte die an ihr gepriesenen Reize zu lauter Gebrechen. Unter der Hand ertheilte man ihm einen Wink, dergleichen Deklamationen müßten ihm Verdrießlichkeiten bereiten. Er verachtete die Mahnung, setzte seine Angriffe fort und fuhr nicht wohl dabei.

Als er einst Abends aus den Zimmern des Herzogs von York in dem Saint-James-Palaste kam, wurden drei Degenstöße durch seine Sänfte geführt und einer derselben durchstieß ihm den Arm von einer Seite zur andern. Da erst fühlte er die Gefahr, worin ihn, noch außer dem Verlust der Shrewsbury, die ungemäßigten Reden gestürzt. Seine Angreifer hatten sich durch den Park geflüchtet, wahrscheinlich meinend, daß er abgethan sei.

Killegrew dachte, Klagen würde zu nichts führen; denn wie konnte er für einen Angriff, den seine Verwundung allein bestätigte, Gerechtigkeit verlangen? Wenn er auf Grund von Voraussetzungen und Muthmaßungen ein Verfahren einleiten ließe, so zweifelte er nicht, man würde zu dem einfachsten Mittel der Unterdrückung greifen und

zum zweiten Mal das Ziel nicht verfehlen. Um also die Verzeihung seiner Verfolger zu erlangen, stellte er die bittren Satyren ein und erwähnte nicht ein Wort von seinem Abenteuer. Der Herzog von Buckingham und Lady Shrewsbury blieben lange glücklich und ungestört; sie war nie so lange Zeit treu, er nie so rücksichtsvoll in der Liebe gewesen.

Das dauerte, bis Lord Shrewsbury, der über die Verirrungen seiner Frau Gemalin nie geklagt hatte, sich beigehen ließ, dies letzte Verhältniß zu mißbilligen. Allerdings war es öffentlich; aber es schien für sie weniger entehrend, als alle früheren. Zu anständig, um sich an seine Frau zu wenden, wollte der arme Shrewsbury doch der verletzten Ehre Genugthuung verschaffen. Er ließ den Herzog von Buckingham fordern, und nachdem der Beleidiger den Lord zum Ehrenersatz getödtet, blieb er ungestört im Besitz der berühmten Helena. Anfangs empörte das die öffentliche Meinung, aber das Publikum gewöhnt sich an Alles und die Zeit versteht es, über den Anstand und selbst über die Moral Herr zu werden.

An der Spitze der über das schreiende Skandal und über die Straflosigkeit am meisten Entrüsteten stand die Königin. Da die Herzogin von Buckingham eine kleine, dicke Person fast von ihrer Gestalt war und, wie sie, keine Kinder hatte und weil der Herzog sie um einer Andern willen vernachlässigte, so erweckte diese Aehnlichkeit ihrer Schicksale die Theilnahme der Fürstin. Aber es war vergebens; Niemand kümmerte sich darum und die Sitten der Zeit gingen ihren Gang, während die Fürstin sich bemühte, das strenge Volk der Politiker und Frommen dagegen aufzureizen.

Von gewisser Seite betrachtet war das Loos der Königin ziemlich traurig. Aeußerlich blieb das Benehmen des Königs gegen sie zwar rücksichtsvoll; aber das war auch Alles. Sie fühlte nur zu gut, daß mit dem wachsenden Einfluß ihrer Rivalinnen das eigne Ansehn schwinde und daß ihr Gemal sich um legitime Kinder wenig bemühen werde, so lange seine reizenden Mätressen ihm natürliche Nachkommen

brächten. Da von solchem Segen ihr ganzes Lebensheil abhing und sie sich fortwährend schmeichelte, der König werde, wenn nur der Himmel ihr diese Gnade schenken wollte, mit günstigerem Auge auf sie blicken, so nahm sie zu allen für die Unfruchtbarkeit gebräuchlichen Mitteln ihre Zuflucht. Gelübde, Fasten, Opfer waren vergeblich versucht worden, man mußte also zu menschlicheren Hülfsquellen schreiten.

Was hätte sie bei dieser Gelegenheit für den Ring des Erzbischofs Turpin gegeben, dem Karl der Große ebenso nachlaufen mußte, wie einst jener Geliebten, welcher ihn der Kirchenhirt nach dem Tode vom Finger gezogen hatte! Doch sind schon seit langer Zeit die natürlichen Reize des angebeteten Wesens der einzige Talisman der Liebe und andre Zauberkünste wirken nicht mehr.

Klug und gewandt, wie die Herren Doktoren bei solchen Gelegenheiten sind, riethen die Leibärzte der Königin, mit Rücksicht auf die Wirkungslosigkeit der Wasser von Tunbridge im vorigen Jahre, diesmal die Bäder bei Bristol an. Es ward die Reise dahin also für die nächste Saison festgesetzt und im Vertrauen auf den Erfolg würde die Fahrt für sie äußerst angenehm gewesen sein, wäre nicht die gefährlichste aller Nebenbuhlerinnen zur Mitreise erlesen worden. Da die Herzogin von Cleveland ihrer Niederkunft gerade nahe war, so störte diese Dame sie nicht; eine fruchtlose Anstandsform bewog dieselbe zu einigen Rücksichten. Das Publikum freilich beachtete die Versuche, den Zustand zu verheimlichen, so gut wie gar nicht, aber ihre Gegenwart würde unter den Umständen eine Beleidigung für die Königin gewesen sein. Zur Reisegesellschaft gewählt bereitete die Stewart sich, schöner als je, mit Prunk und offen dazu vor. Die arme Königin wagte keine Einwendung; aber nun hoffte sie auch Nichts mehr. Was vermochten Bäder oder die ohnmächtige Heilkraft des Brunnens gegen Reize, welche die Fürstin mit Schmerz erfüllten und die Wirkung aus naheliegenden Gründen vereitelten.

Obgleich dem Chevalier Grammont alle Freuden der Welt ohne

Miß Hamilton Nichts galten, so konnte er sich der Pflicht, dem Hofe zu folgen, doch nicht entziehen. Auf einer solchen Fahrt war er dem Könige zu angenehm und nothwendig, und wie willkommen bei der nach der Abreise des Hofes eintretenden Einsamkeit seine Unterhaltung der Miß Hamilton in London gewesen wäre, so glaubte sie doch um ihretwillen ihn nicht zurückhalten zu dürfen. Er benutzte die Erlaubniß, ihr zu schreiben. Während des Aufenthalts im Bade ließ das, was er von seinen eigenen Angelegenheiten meldete, wenig Raum für Berichte von fremden Abenteuern. Da ihre Abwesenheit ihm den Ort langweilig machte, so griff er zu allen die Ungeduld beschwichtigenden Auskunftmitteln in Erwartung des glücklichen Augenblicks ihrer Ankunft.

Er schätzte den ältesten Hamilton sehr, für den zweiten hegte er noch mehr Freundschaft als Achtung. Ihm theilte er am häufigsten im Vertrauen seine Gefühle für die Schwester mit. Das frühere Verhältniß desselben zu der Cousine Wetenhall war ihm kein Geheimniß; aber das völlige Einschlummern einer Neigung, die so lebhaft begonnen hatte, begriff er nicht. Er war über seines Freundes überall für Miß Stewart an den Tag gelegten Eifer erstaunt. Diese Huldigung schien über seine Pflichten und die Aufmerksamkeiten hinauszugehen, welche man der Geliebten eines Fürsten schuldet. Er beobachtete ihn und fand ihn für sein Glück und seine Ruhe schon zu sehr von Leidenschaft bethört. Durch Aufpassen in dieser Ansicht bestärkt beschloß er den Folgen einer in jeder Hinsicht verderblichen Neigung vorzubeugen; aber er wartete die Gelegenheit, davon mit ihm zu sprechen, ab.

Erholungen aller Art ergötzten den Hof an Orten, wo man Alles ergreift, um die Langeweile zu tödten. Das Kugelwerfen, in Frankreich nur ein Spiel für Handwerker und Bediente, ist in England ganz im Gegentheil ein Zeitvertreib für Leute von Stande. Es gehört dazu Kunst und Gewandtheit, man übt es nur bei guter Jahreszeit und auf den herrlichsten Spazierplätzen, Bowlinggreens genannt.

Es sind dies kleine viereckige Flächen, deren Rasen so glatt ist wie Billardtuch. Nach des Tages Hitze versammelt sich dort Alles. Man spielt hoch und die Zuschauer wetten so viel sie wollen.

Längst in die englischen Sports und Uebungen eingeweiht hatte der Chevalier Grammont einen Pferdewettlauf angestellt, den er allerdings nicht gewann, aber der ihm die Ueberzeugung verschaffte, daß ein Traber zwanzig englische Meilen auf der Landstraße in weniger als einer Stunde machen kann. Die Hahnenkämpfe waren ihm günstiger und bei allen Wetten auf dem Bowlinggreen hatte er Glück.

Bei diesen Partieen befindet sich gewöhnlich ein Wirthszelt, das Rasen-Pavillon, Festsaal oder auch ErfrischungsOrt genannt wird. Dort verkauft man allerhand englische Getränke, wie z. B. Cyder oder Apfelwein, Spirituosen, Ginger-Bier und spanischen Sekt. Es versammeln sich da Abends die sogenannten Matadore oder Rooks, um zu rauchen, zu trinken und sich zu überlisten d. h. sich gegenseitig den Gewinn des Tages abzunehmen. Diese Rooks sind, was man in Frankreich Fachspieler oder Piqueurs nennt, Leute, die stets Geld bei sich führen, um es gelegentlich den im Spiel Verlierenden eine Entschädigung vorzuschießen, welche für die Spieler nichts bedeutet und am folgenden Tage mit doppelten Procenten bezahlt wird.

Diese Herren sind in der Berechnung so sicher und in allen Spielen so gewandt, daß, selbst wenn sie ehrlich spielen, niemand Anders mit ihnen sich einlassen würde.

Uebrigens haben sie den Grundsatz, täglich nur vier bis fünf Guineen zu gewinnen und diesen Satz überschreiten sie fast nie.

Unter einem Trupp dieser Rooks fand Hamilton den Chevalier Grammont als er ein Glas Cyder suchte. Sie spielten mit Würfeln und da der die Würfel Führende die meiste Aussicht auf Gewinn genießt, so hatten die Leute dem Chevalier diesen Vorzug eingeräumt. Bei Hamilton's Eintritt hielt er sie noch. Die Rooks spielten in ihrer Manier wie Besessene; er gewann fortwährend. —

Hamilton glaubte aus den Wolken zu fallen, als er einen Mann von Grammont's Erfahrung und Einsicht in so ungleichem Kampfe sah; aber er mahnte ihn vergeblich laut und leise, durch Zeichen und in französischer Sprache; seine Warnungen wurden verachtet. Die Würfel trugen Cäsar und sein Glück und thaten zu seinen Gunsten Wunder. Zum ersten Male wurden die Rooks besiegt; doch sie ertheilten ihm alle Lobsprüche über sein schönes Spiel, wie man sie denen zuwendet, die man für ein andermal zu ködern wünscht; allein ihre Schmeicheleien waren verloren, ihre Hoffnungen getäuscht. Die eine Probe genügte ihm.

Als Hamilton beim Nachtessen dem König erzählte, wie er den Verwegenen in den Klauen der Rooks gefunden und wie der Himmel ihn beschützt habe, sagte der Chevalier: „In der That, Sire, diesmal sind die Rooks geschlagen," — und damit trug er ihm alle Einzelheiten in gewohnter Weise vor d. h. er fesselte Aller Aufmerksamkeit durch eine Kleinigkeit, aus der er etwas machte.

Nach dem Souper ließ Miß Stewart, bei der gespielt wurde, Hamilton zu sich kommen, um ihr die Sache zu erzählen. Der Chevalier Grammont glaubte zu bemerken, daß man seinen Freund sehr huldreich anhöre. Das bestärkte ihn in seinen früheren Muthmaßungen, und wie er ihn zum Nachtessen bei sich sah, so begann die Unterhaltung wie gewöhnlich: „Georg," sagte er, „brauchst du nicht etwas Geld? Ich weiß, du spielst gern und vielleicht nicht so glücklich, als ich. Wir sind weit von London; hier sind zweihundert Guineen, da hast du sie, um bei Miß Stewart zu spielen."

Hamilton, der diese Wendung nicht erwartete, war darüber ein wenig verlegen. „Wie, bei Miß Stewart?" — „Ja, bei ihr. Mein lieber Georg," fuhr der Chevalier fort, „wir haben offne Augen. Du bist in sie verliebt und wenn ich nicht irre, ist sie darüber nicht böse. Aber sag' mir, wie hast du dir die arme Peckham aus dem Kopf bringen können, um dich in eine Heldin zu vergaffen, die vielleicht nicht so gut ist wie jene, und die für dich, wenn sie dir

auch wohlwill, doch nur ein Strick zum Galgen werden kann. Wahrhaftig, du und dein Bruder, ihr seid mit eurer Wahl ein paar nette Bursche. Wie, am ganzen Hofe findet ihr nur des Königs Mätressen, um sie zu euren Geliebten zu wählen? Den ältesten Bruder laß' ich noch gelten, er nahm doch die Castlemaine nur, als der Fürst nichts mehr von ihr wissen wollte und als die Chesterfield ihn selbst im Stich ließ, doch du, — was denkst du mit einem Wesen anzufangen, in die der König gerade jetzt verliebter ist, als je? Suchst du sie etwa auf, weil der Trunkenbold Richmond sich um sie bewirbt und als ihr erklärter Liebhaber auftritt? Du wirst sehen, wie er beim Handel wegkommt. Ich weiß, was der König mir gesagt hat.

Glaub' mir, mein lieber Freund, spaße nie mit dem Gebieter d. h. äugle niemals mit der Gebieterin. Auch ich habe in Frankreich bei einer kleinen Kokette mein Heil versucht, aus der der König sich nicht einmal viel machte und du weißt, wie es mir bekam. Ich will zugeben, daß sie dich gut aufnimmt, allein traue dem nicht. Die Frauen haben es gar zu gerne, daß ein Mann, dem sie nichts zu gewähren denken, ihr Sklav wird, nur um den Triumphzug zu vergrößern. Ist es nicht besser, acht Tage unbemerkt in Peckham mit der Frau des Philosophen Wetenhall zuzubringen, als in der holländischen Zeitung zu lesen: Man meldet uns aus Bristol, daß ein gewisser So und so wegen Miß Stewart vom Hofe verwiesen ist und daß er einen Feldzug auf der Flotte, die für die Expedition nach Guinea bestimmt ist, unter den Befehlen des Prinzen Rupert machen wird.“ —

Je mehr Hamilton über diese Worte nachdachte, desto mehr wurde er von deren Wahrheit betroffen. Nach einigen Momenten stillen Brütens schien er wie aus einem Traume zu erwachen und wandte sich mit dem Ausdruck des Dankes im Gesicht zu ihm: Ihr verbindet, lieber Chevalier, mit dem einnehmendsten Geist einen sehr scharfen Blick für das Wohl eurer Freunde. Ihr öffnet mir die

Augen. Mehr durch bloße Einbildung als durch wirkliche Neigung verführt, war ich nahe daran, mich auf die lächerlichste Art von der Welt hinreißen zu lassen. Ich danke es euch, daß ihr mich am Rande des Abgrundes aufhaltet. Ich bin euch noch manchen andern Dank schuldig, aber um meine Erkenntlichkeit für diesen letzten Dienst zu beweisen, will ich euren Rath befolgen. Ich will mir den Ueberrest von Träumen aus dem Kopf bringen und mir bei der Cousine Wetenhall einen Zufluchtsort suchen. Doch weit entfernt incognito hinzugehen, werde ich vielmehr bei der Rückkehr von der Reise euch dahin führen. Miß Hamilton wird dabei sein; denn es ist gut mit einem so einnehmenden Mann einige Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um so mehr, da dieser bei dergleichen Zusammenkünften nicht ganz zuverlässig ist, wenigstens, wenn man eurem Philosophen trauen darf." — — „Glaubt diesem Pedanten nicht," rief Grammont, „aber sagt mir, wie ihr euch die Stewart, dies große Idol, in den Kopf setzen konntet!"

„Ich weiß zum Henker selbst nicht wie. Alle ihre Kinderpossen sind euch bekannt. Eines Abends war der alte Carlingford bei ihr und zeigte, wie man eine Kerze brennend in den Mund stecken kann; der Scherz besteht darin, daß man sie mit der Flamme so lange als möglich angezündet zwischen den Zähnen hält. Ich habe, Gott sei Dank, einen hübsch großen Mund, und um den Meister zu überbieten, hielt ich zwei Lichte auf einmal und ging dreimal im Zimmer auf und ab, ohne sie auszulöschen. Alle erkannten mir den Preis dieses glorreichen Werks zu und Killegrew behauptete, nur eine Laterne könne mir ihn streitig machen. Sie wollte dabei vor Lachen umkommen. Somit war ich also bei ihren vertrauten Spielen eingeführt. Nun kann man nicht leugnen, daß dies Wesen ein allerliebstes Lärvchen hat. Seitdem der Hof unterwegs ist, habe ich tausend Gelegenheiten gehabt, sie zu sehen, die ich zuvor nicht hatte. Ihr wißt, daß das Bade-Negligée für die Damen ziemlich bequem ist, wenn sie ohne den Anstand zu verletzen, gern ihre Reize blicken

lassen. Miß Stewart ist von ihrer Ueberlegenheit so sehr überzeugt, daß man nur eine andre Dame am Hofe wegen ihres schönen Beins oder Arms loben darf, um sie gleich zu augenscheinlicher Demonstration zu veranlassen, ja, mit einiger Gewandtheit, glaube ich, würde es nicht allzuschwierig sein, sie, ohne daß sie dabei etwas ahnte, bis zu voller Nacktheit zu treiben. Kurz, man müßte sehr unempfindlich sein, wenn diese günstigen Gelegenheiten spurlos ganz ohne Eindruck vorübergehen sollten; überdies hat man immer etwas Eigenliebe und bildet sich leicht ein, daß uns ein weibliches Wesen durch Vertraulichkeit auszeichnet, wo sie häufig nichts dabei denkt. Dies ist der Fall, so weit er mich betrifft: meine Eitelkeit, ihre Schönheit, ihre hohe Stellung und tausend Gunstbeweise hatten mir den Verstand geraubt; aber — um meine Keckheit zu entschuldigen, muß ich auch hinzufügen: die Gelegenheit, ihr durch Komplimente die zärtlichsten Erklärungen zu machen und ihre Mittheilung gewisser Dinge, die sie mir nicht hätte anvertrauen sollen, würde auch manchem Andern den Kopf verdreht haben.

Ich habe ihr ein sehr hübsches Pferd geschenkt. Ihr kennt ihre vollendete Anmuth beim Reiten. Der König liebt von allen Jagden nur die Falkenpartien, weil sie für die Damen bequem sind, und in den letzten Tagen war er, von allen Schönen des Hofes umgeben, auf einer solchen Jagd. Er folgte einem Falken und der ganze elegante Trupp flog ihm nach. Das flatternde Kleid machte bei verhängtem Zügel der Stewart Pferd scheu, als es mein Thier erwarten wollte, welches zu ihm gehörte. So ward ich allein Zeuge einer Unordnung, die meinen Blicken tausend neue Schönheiten enthüllte. Ich wurde zu schmeichelnden und bewundernden Ausdrücken über diese reizende Verwirrung hingerissen und übertrieb selbst ein wenig, um sie nicht aus der Verlegenheit zum Bewußtsein kommen zu lassen. Seitdem ist nun diese Bewunderungsscene oft der Gegenstand einer Unterhaltung gewesen, die ihr nicht zu mißfallen schien.

Der alte Carlingford und der tolle Crofts, — denn ich muß

schon eine Generalbeichte ablegen, — diese kecken Witzlinge trugen ihr bei jeder Gelegenheit ziemlich verfängliche Geschichten vor, welche mit Hülfe einiger alten Späße und Possen während der Erzählung, bei der sie aus voller Seele zu lachen pflegte, ruhig hingingen. Ich weiß keine Geschichten und wenn ich welche wüßte, so habe ich nicht das Talent, sie vorzutragen. Ich war deshalb mitunter verlegen, wenn sie es von mir verlangte. Einst als sie mich quälte, sprach ich: Ich weiß keine, mein Fräulein. — So erfinden Sie eine, sagte sie. — Das verstehe ich noch weniger, erwiederte ich, aber, wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen einen Traum erzählen, der außerordentlicher ist, als man sie gewöhnlich erlebt. — Das erweckte ihre Neugier und diese mußte gleich befriedigt sein. Ich erzählte ihr also, das lieblichste Wesen von der Welt, dem ich leidenschaftlich zugethan sei, wäre des Nachts zu mir gekommen. Darauf entwarf ich ihr eignes Bild unter der Hülle dieser wundervollen Schönheit, aber ich sagte auch, da die Göttliche mich in der günstigsten Absicht besucht, so hätte sie sich auch nicht mit zweckloser Grausamkeit benommen. Das war noch nicht hinreichend, die Wißbegier der Stewart zu stillen; ich mußte ihr fast alle einzelnen Gunstbezeugungen malen, welche dies zärtliche Phantom mir zuwandte; sie schien dabei weder überrascht noch verlegen und ließ mich, auf die Erdichtung aufmerksam lauschend, die Beschreibung einer Schönheit oft wiederholen, welche ich, so gut ich konnte, nach ihrem Bilde und nach der Vorstellung von den unbekannten Reizen entwarf.

Das hätte mir nun freilich fast den Verstand geraubt. Sie merkte ganz gut, es sei von ihr die Rede. Wie sich denken läßt, waren wir bei diesem Bericht allein und meine Blicke thaten das ihrige, zu sagen, daß sie gemeint sei. Ich fand sie über diese Entdeckung nicht verlegen, ihre Scham war durch den Ausgang des erfundenen Abenteuers nicht verletzt und es hätte nur an mir gelegen, es noch unvorsichtiger zu beschließen. Dies ruhige Anhören riß mich blindlings zu den schmeichelndsten Gedanken fort. Ich dachte weder an den

König noch an seine Leidenschaft für sie, noch an die Gefahr solcher Verbindung; — endlich weiß der Teufel, woran ich dachte, aber ich sehe wohl, hättet ihr nicht für mich überlegt, so wäre ich in diesen tollen Träumen untergegangen." —

Einige Zeit darauf kam der Hof nach London und es war, als hätte sich seit der Rückkehr ein böser Geist über die zärtlichen Verhältnisse ausgebreitet; denn alles ging im Reich der Liebe verkehrt. Verdruß, Argwohn oder Eifersucht traten auf, um die Herzen zu entzweien. Falsche Gerüchte, böse Nachrede und Quälereien stürzten alles in Verwirrung.

Während der Badereise war die Herzogin von Cleveland niedergekommen. Sie war vom Kindbett nie so schön wieder aufgestanden. Das brachte sie auf die Idee, sie sei im Stande, ihre früheren Ansprüche auf des Königs Herz wieder geltend zu machen, wenn sie mit neuem Glanz vor seinen Augen erscheine. Ihre Anhänger theilten die Meinung. Man richtete ihre Ausrüstung für die Fahrt bereits ein, aber am Vorabend der Abreise erblickte sie den jungen Churchill und ward von einer Anwandlung ergriffen, welche schon oft ihren Plänen in den Weg getreten war und gegen die sie sich stets nur schwach gesträubt hatte.

Ein Mann, der von der Stelle eines Fähnrichs in der Garde zu einem solchen Glücksgipfel aufsteigt, besitzt ohne Zweifel einen hohen Grad Klugheit, wenn er sich durch sein Loos nicht verblenden läßt. Churchill trug überall seine neue Gunst zur Schau. Die Herzogin von Cleveland empfahl ihm in keinem Punkte Mäßigung und Zurückhaltung und es war ihr seine Vorsicht oder Indiskretion ganz gleichgültig. So bildete denn bei der Rückkehr des Hofes dieses neue Verhältniß das allgemeine Stadtgespräch. Jeder urtheilte darüber nach Lust und Laune; Einige meinten, sie habe ihm bereits die Pension von Jermyn nebst den Sporteln für Jakob Hall zugewandt, weil Beider Verdienste sich in seiner Person vereinten, Andre urtheilten, er habe ein zu ruhiges Aussehn, einen zu schmächtigen

Wuchs, um sich lange in ihrer Gunst zu erhalten. Alle aber räumten ein, ein Mann, welcher Günstling der königlichen Mätresse und Bruder der Geliebten des Herzogs von York sei, trete unter vortheilhaften Bedingungen auf und müsse sein Glück machen. Wirklich gab der Herzog ihm bald eine Stelle in seinem Hofstaat; das war in der Ordnung. Der König jedoch hielt sich nicht für verpflichtet, ihm etwas zuzuwenden, weil die Herzogin von Cleveland ihm ihre Gunst schenkte, und er befahl, ihm seinen Hof zu untersagen.

Der gute Fürst gerieth in eine schlechte Stimmung, und nicht ohne Grund; denn er ließ alle Welt frei schalten und doch war man oft so unverschämt, ihn in seinen eignen Verhältnissen zu stören. Lord Dorset, der Oberkammerherr, hatte ihm die Schauspielerin Nell Gwynn verführt. Die Cleveland, aus der er sich nichts mehr machte, beschimpfte ihn fortwährend durch wiederholte Untreue, durch unwürdige Wahlen und ruinirte ihn überdies durch bezahlte Liebhaber. Aber der empfindlichste Kummer war die neu eingetretene Kälte und die Drohungen der Miß Stewart. Seit langer Zeit hatte er ihr umsonst alle möglichen Lebensstellungen und alle Titel, die sie nur wünschen konnte, angeboten und zwar bis auf weitere Erhöhung, sobald diese in seiner Macht stehen würde. Sie hatte unter dem Vorwande, eine auffallende Erhebung würde die öffentliche Meinung verletzen, Alles ausgeschlagen; seit der Rückkehr nun nahm sie eine andre Miene an. Bald wollte sie sich, um der ewigen Unruhe ein Ende zu machen, ganz vom Hofe zurückziehen, bald auch, um ihrer selbst willen den Versuchungen entgehen, wodurch sie anzudeuten meinte, ihre Unschuld sei noch unverletzt. Kurz, es trübten beständige Besorgnisse oder üble Launen des Königs Zärtlichkeit.

Da er nicht fassen konnte, worauf sie es denn eigentlich abgesehn haben möchte, verfiel er auf Reformen in seinen galanten Einrichtungen, um zu sehen, ob nicht Eifersucht die Ursache wäre. Nachdem er also feierlich erklärt, er wolle, seit ihrer Verbindung mit Churchill, mit der Cleveland nichts mehr zu thun haben, begann er

eine wahre Bartholomäusnacht=Hetze gegen die andern hier und da in der Stadt befindlichen Erholungsstätten. Die Damen Nell Gwynn, Miß Davis und die heitre Truppe der Sängerinnen und Tänzerinnen, zu Sr. Majestät Diensten angestellt, wurden entlassen. Alle diese Opfer waren vergeblich. Die Stewart fuhr fort, den König zur Verzweiflung zu treiben; doch bald sollte er die wahre Ursache ihrer Kälte entdecken.

Die diensteifrige Cleveland übernahm die Sorge. Seitdem sie in Ungnade gefallen, erging sie sich ohne Rückhalt in Angriffen gegen Miß Stewart; — sie behandelte deren Keckheit als Grund ihres Sturzes und klagte über die Schwäche des Königs, daß er sie um einer Zierpuppe willen mit solcher Schmach zurücksetze. Da sie in der vertrauten Umgebung des Fürsten noch immer Creaturen besaß, so wurde sie durch dieselben von dem Zustande unterrichtet, worin ihn das jüngste Benehmen der Stewart versetzt, und sobald sie, was sie wollte, entdeckt hatte, begab sie sich durch das Zimmer eines der Kammerdiener, Namens Chiffinch, in des Königs Kabinet. Dieser Weg war ihr nicht neu.

Der König kam in sehr schlechter Stimmung von der Stewart. Die Anwesenheit der Cleveland befremdete ihn, aber erheiterte ihn nicht. Mit ironischem Tone und bittrem Lächeln sprach sie: „Ich hoffe, es ist mir erlaubt, Ihnen hier meine Huldigung darzubringen, wenngleich die himmlische Stewart Ihnen verboten hat, mich zu besuchen. Ich will keine Vorwürfe machen, die meiner unwürdig wären, ebenso wenig komme ich, Schwächen zu entschuldigen, welche gar nicht zu rechtfertigen sind, weil Ihre mir bewiesene Treue jedes Wort unnütz macht. Ich bin ja unter allen Frauen, die Sie mit Ihrer Gunst beehrt, die einzige, die sich deren unwerth gezeigt. Ich komme nur, um Sie in der niedergeschlagenen Stimmung zu trösten, worin die Kälte und Keuschheit der grausamen Stewart Sie gestürzt!“

Bei diesen Worten versetzte ihn ein neuer Ausbruch von beleidi=

gendem und maßlosem Gelächter auf den Gipfel der Ungeduld. Nach dem Eingange hatte er sich wohl auf einige Spöttereien gefaßt gemacht; aber er dachte nicht, daß sie bei ihrer jetzigen Lage ihm gegenüber sich so in die Brust werfen dürfe und als er ihr antworten wollte, fuhr sie fort: „Nein, sein Sie nicht böse, daß ich mich über die Plumpheit, mit der man Sie täuscht, ein wenig lustig mache. Ich darf nicht zugeben, daß eine so zur Schau getragene Leidenschaft Sie zum Stichblatt Ihres ganzen Hofes mache und daß man Sie ungestraft betrüge. Ich weiß, die spröde Stewart schickt Sie unter dem Vorwande von Unwohlsein, vielleicht von Gewissensskrupeln fort, und ich melde Ihnen hiermit: der Herzog von Richmond wird sogleich bei ihr sein, wenn er nicht bereits dort ist. Mir brauchen Sie nicht zu glauben, weil ich ja aus Rachsucht oder Neid so sprechen könnte. Folgen Sie mir bis zu ihrem Zimmer, damit Sie ja nicht der Verläumdung Glauben schenken, und Sie mögen sie, wenn ich sie verläumdet, ewig bevorzugen oder — nicht länger das traurige Opfer einer Scheinheiligen sein, welche Sie die lächerlichste Rolle spielen läßt."

Wie er nach dieser Rede noch ganz unentschlossen stand, nahm sie ihn beim Arm und zog ihn nach der Wohnung ihrer Nebenbuhlerin. Chiffinch war für der Herzogin Interesse gewonnen und so wurde die Stewart vor diesem Besuch nicht gewarnt. Babiani, dessen Glück die Cleveland gemacht und der sie bei dieser Sache trefflich unterstützte, meldete ihr, der Herzog von Richmond sei eben bei der Stewart eingetreten. Diese Mittheilung traf sie auf einer kleinen Gallerie, welche vom Kabinet des Königs zu den Zimmern seiner Mätressen führte. Die Cleveland wünschte ihm guten Abend, als er zu der Rivalin hineinging und zog sich zurück, um den Ausgang des Abenteuers abzuwarten. Babiani, der dem König folgte, wurde beauftragt, ihr davon Kunde zu ertheilen.

Es war nahe an Mitternacht. Der König fand die Kammerfrauen seiner Geliebten; sie verbeugten sich ehrfurchtsvoll bei seinem

Eintritt und sagten ihm ganz leise, Miß Stewart wäre, seitdem er sie verlassen, sehr unwohl geworden, aber nach dem Zubettegehn schlummre sie, Gott sei Dank, sanft. „Das muß ich sehen" rief er, indem er die ihm in den Weg Tretende zurückstieß. Er fand die Stewart wirklich im Bett, aber sie schlief keineswegs. Der Herzog von Richmond saß am Kopfende und war wohl noch weniger im Schlummer. Die Bestürzung der Beiden und die Wuth des Fürsten bei einer solchen Ueberraschung läßt sich denken. Der König, der mildeste aller Sterblichen, sagte dem Herzoge seine Entrüstung in Worten, deren er sich nie bedient; der Herzog war verwirrt und vor Schrecken starr. — Er sah seinen König und Herrn mit Recht erzürnt. Die ersten von der Leidenschaft in solchen Momenten eingegebenen Schritte sind gefährlich, das Fenster des Zimmers war für eine augenblickliche Rache sehr gelegen, die Themse floß unten. Er warf die Augen dorthin und fand die Blicke des Königs wuthentbrannter, als er sie für fähig gehalten; er machte eine tiefe Verbeugung und zog sich zurück, ohne auf eine Fluth von Drohungen zu antworten.

Von ihrem ersten Schrecken ein wenig zu sich gekommen, warf die Stewart sich in die Brust, statt sich zu entschuldigen und sagte Dinge, die den Zorn des Fürsten noch mehr aufreizen mußten: wenn es nicht erlaubt sei, einen Mann, wie den Herzog von Richmond, welcher mit den ehrenvollsten Absichten käme, zu empfangen, so sei man ja Sklav in einem freien Lande; sie wisse von keiner eingegangenen Verbindlichkeit, welche ihr die freie Verfügung über ihre Hand untersage; ständen die Dinge aber so in diesem Reiche, so glaube sie, keine Macht könne sie abhalten, nach Frankreich zu gehn, um dort in einem Kloster die Ruhe zu suchen, welche sie an seinem Hofe nicht finden könne.

Abwechselnd außer sich vor Wuth, dann wieder durch Thränen erweicht und endlich durch ihre Drohungen geschreckt ward der König so hin und her bewegt, daß er auf die sauberen Reden eines Mäd-

chens nichts zu antworten wußte, das ihm in's Gesicht die Lukretia spielte und seinen Vorwürfen die keckste Entrüstung gegenüberstellte. Doch war die Liebe schon auf dem Punkt über alle Heftigkeit zu siegen und er nahe daran, mit der Bitte um Verzeihung für das angethane Unrecht ihr zu Füßen zu fallen, als sie ihn bat, sich zurückzuziehen und sie für den Rest der Nacht in Ruhe zu lassen, damit diejenigen, welche ihn hergeführt und begleitet hätten, keinen Anstoß nähmen. Diese unverschämte Bitte brachte ihn ganz außer Fassung. Er ging fort mit der Drohung, sie nie wieder zu sehen und brachte die unruhigste seit seiner Wiedereinsetzung qualvollste Nacht zu.

Den Tag darauf erhielt der Herzog von Richmond den Befehl, den Hof zu verlassen und nicht wieder vor dem König zu erscheinen; aber diese Weisung hatte er nicht abgewartet und man erfuhr, daß er am Morgen nach seinem Landsitz abgereis't sei.

Um der schlimmen Wendung, welche das Abenteuer der vergangenen Nacht nehmen könnte, vorzubeugen, eilte Miß Stewart, sich vor der Königin auf die Kniee zu werfen. Sie spielte dort die neue Rolle einer unschuldig büßenden Magdalena, bat um Vergebung für etwaigen Ihrer Majestät bereiteten Kummer und sagte, beständige Gewissensbisse hätten sie längst auf viele Mittel zum Verlassen des Hofes sinnen lassen; das habe sie vermocht, dem Herzog von Richmond Gehör zu schenken, der sich seit längerer Zeit um ihre Hand bewerbe; da aber diese Partie Ursache ihrer Ungnade und von einem Aufsehn begleitet sei, das zum Nachtheil ihres Rufes ausschlagen könne, so beschwöre sie Ihre Majestät, sie unter ihren Schutz zu nehmen und vom Könige die Erlaubniß auszuwirken, daß sie in ein Kloster gehen dürfe. Dann werde endlich die durch ihre Gegenwart bei Hofe schuldlos veranlaßte Unruhe ein Ende haben. Alles das war von einer gehörigen Zahl Thränen begleitet.

Eine Nebenbuhlerin, die sich zu unsern Füßen demüthigt, Verzeihung erbittet und sich zugleich als rein hinstellt, ist ein wohl-

thuendes Schauspiel. Das Herz der Königin wandelte sich auf der Stelle, ihre Thränen mischten sich mit denen der Reuigen. Nachdem sie sie aufgerichtet, umarmte sie sie zärtlich, versprach ihr allen Schutz, sei es für den Zweck ihrer Vermälung oder zu jedem andern Auswege, den sie einschlagen möchte und entließ sie, anfangs wirklich entschlossen, nach besten Kräften daran zu arbeiten. Da sie aber sehr viel Einsicht besaß, so führten die nach der ersten Aufregung angestellten Betrachtungen sie auf andre Gedanken.

Sie wußte, daß des Königs Sinn keiner strengen Treue fähig sei und dachte, er könnte sich über die Trennung trösten und ein neues Band möchte das Andenken an Miß Stewart verlöschen; da sie jedoch schwerlich ohne Nebenbuhlerin bleiben würde, so wäre es immer noch besser, eine Rivalin zu haben, deren Zucht und Sittsamkeit durch so sprechende Beweise erhärtet seien. Ueberdies schmeichelte sie sich, der König werde es ihr ewig Dank wissen, daß sie sich der Entfernung und Verheirathung eines Mädchens widersetzt habe, die der Fürst leidenschaftlich liebte. Diese edle Rücksicht siegte. Sie wandte ihren ganzen Einfluß an, Miß Stewart zu überreden, daß sie weder dem Herzog von Richmond ihre Hand reiche, noch in ein Kloster gehe und so war gewiß das Seltsamste bei dem Vorfall, daß die Gemalin selbst an der Aussöhnung der Liebenden arbeitete.

Es wäre Schade gewesen, wenn ihr die Sache nicht gelungen wäre. Die Mühe ward ihr nicht schwer; denn des Königs Feuer war nie so heftig, als seit dem Friedensschluß und niemals war es von der schönen Stewart so gut erwiedert worden.

Doch, wie man sehen wird, hatte der Fürst nicht lange den süßen Genuß einer Versöhnung, welche ihn in die glücklichste Stimmung versetzte. Seit dem Pyrenäen-Vertrage war Europa in ununterbrochener Ruhe gewesen. Durch das neue Bündniß, welches Spanien mit seinem bedenklichsten Nachbar schloß, schmeichelte es sich wieder aufzuathmen, doch trug sich die Nation nicht mit der Hoffnung, aus Trümmern eine im Verfall begriffene Monarchie

wieder herstellen zu können, wenn sie die Augen auf das Alter und die Hinfälligkeit ihres Fürsten warf oder auf die Schwäche des Nachfolgers. Frankreich dagegen, von einem in Anstrengungen unermüdlichen, jungen, wachsamen, ruhmbegierigen Monarchen beherrscht, brauchte nur zu wollen, um sich jeden Augenblick zu vergrößern.

In jener Zeit ließ dieser Herrscher, welcher den europäischen Frieden nicht zu stören wünschte, sich bereden, die Küste von Afrika durch ein ziemlich nutzloses Unternehmen zu beunruhigen, nutzlos, selbst wenn es gelungen wäre; allein das Glück des Königs, seinem Ruhme immer treu, wollte durch das Mißlingen der Expedition von Gigery zeigen, daß nur die von ihm selbst entworfenen Pläne seiner Aufmerksamkeit würdig wären.

Einige Zeit darauf bewaffnete der König von England, weil er ebenfalls die Küsten Afrikas heimsuchen zu lassen wünschte, jenes für die Expedition von Guinea bestimmte Geschwader, dessen Oberbefehl dem Prinzen Rupert anvertraut werden sollte.

Diejenigen, welche das Land aus Erfahrung kannten, erzählten Wunder von den Gefahren dieser Unternehmung; man hätte nicht allein gegen die Bewohner von Guinea, ein Teufelsvolk mit vergifteten Pfeilen, das nie Pardon gäbe und seine Gefangenen immer auffräße, sondern auch gegen unerträgliche Hitze zu kämpfen oder gegen Regengüsse, bei denen jeder Tropfen sich in eine Schlange verwandle; wenn man weiter im Lande vordringe, werde man durch Ungeheuer angegriffen, scheußlicher und unerhörter als alle Bestien der Apokalypse.

Doch diese Gerüchte halfen nichts; statt Schrecken einzuflößen und die Theilnehmer abzuhalten, lockten sie, ein Stachel für den Ehrgeiz, selbst diejenigen, welche dabei gar nichts zu suchen hatten. Jermyn bot sich zuerst an und ohne zu bedenken, daß der Vorwand seiner herzustellenden Gesundheit die Vermälung mit Miß Jennings allein verschoben hatte, erbat er die Einwilligung des Herzogs und des Königs, um als Volontär dienen zu dürfen.

Schon seit einiger Zeit begann Miß Jennings von ihrer blinden Vorliebe zu seinen Gunsten nachzulassen. Der Köder einer Lebensstellung allein erhielt ihre Neigung für diese Partie. Die matte Aufmerksamkeit eines Verehrers, der nur aus Gewohnheit ihr zu huldigen schien, stieß sie ab, und der von ihm ohne ihre Einwilligung gefaßte Entschluß erschien ihr für seine Person so lächerlich und für sie selbst so beleidigend, daß sie sich von diesem Augenblick vornahm, an die Verbindung nicht mehr zu denken. Nach und nach gingen ihr die Augen über den falschen Schimmer auf, der sie geblendet hatte und als er ihr von dem heroischen Plan Kunde zu geben kam, wurde der berühmte Jermyn empfangen, wie er es verdiente. In den Scherzen, mit denen sie ihm über die Reise ihr Kompliment machte, lag so viel Gleichgültigkeit und Uebermuth, daß er dadurch ganz verwirrt ward, um so mehr, da er bereits alle Trostgründe bereit hielt, um sie bei der Ankündigung seines traurigen Scheidens aufrecht zu erhalten. Sie sagte, es gäbe für ihn nichts Rühmlicheres, als seine Eroberungen auf einen andern Welttheil auszudehnen, nachdem er in Europa über so manche Herzen triumphirt; sie rathe ihm, alle gefangenen Frauen aus Afrika mitzubringen, um die Stelle der Schönen zu ersetzen, die seine Abwesenheit in's Grab stürzen würde.

Jermyn fand es nicht hübsch, daß sie die Kraft habe, in dem Zustande zu scherzen, worin er sie versetzt zu haben glaubte. Aber er merkte, es sei voller Ernst. Denn sie sagte ihm, sie betrachte diesen Abschied als den letzten und bat ihn, vor seiner Reise keinen Besuch mehr zu machen.

Bis dahin ging für sie Alles ganz gut. Jermyn war nicht allein bestürzt, so kurzweg verabschiedet zu werden, sondern er empfand auch, wie bei diesen Proben von Gleichgültigkeit sein ganzer Sinn für sie wieder erwachte. Sie hatte also den Genuß, ihm ihre Verachtung zu zeigen und ihn zugleich mehr gefesselt zu finden, als je. Doch

das genügte ihr noch nicht. Unvorsichtig wollte sie die Rache noch weiter treiben.

Man hatte eine von den Schöngeistern des Hofes verfaßte Uebersetzung von Ovid's Episteln herausgegeben. Sie schrieb darnach den Brief einer verzweifelnden Schäferin, die an den treulosen Jermyn sich wendet. Zum Muster nahm sie die Epistel des Theseus an Ariadne. Der Anfang des Schreibens enthielt Wort für Wort die Klagen und Vorwürfe der verlassenen Geliebten gegen den grausamen Flüchtling. Alles das war, so gut es ging, auf die obwaltenden Umstände übertragen. Sie hatte die Absicht, das Ganze mit einer Beschreibung der Arbeiten, Gefahren und Ungeheuer, die ihn in Guinea erwarteten, zu schließen — Dinge, um deretwillener eine in Schmerz versunkene Geliebte verlasse. Da sie aber dazu nicht hinreichend Zeit besaß und es nicht erst abschreiben lassen konnte, um es unter fremden Namen zuzuschicken, so steckte sie das Fragment unvorsichtig in die Tasche und noch leichtsinniger ließ sie es mitten am Hofe herausfallen. Die es aufhoben, erkannten sogleich ihre Hand und nahmen davon mehrmals Abschrift, wodurch es in der Stadt umherkam. Ihr sonstiges Benehmen hatte jedoch ihren Ruf so festgestellt, daß Niemand zweifelte, die Sache habe sich in der Art zugetragen, wie wir gemeldet. Aus weltbekannten Gründen wurde die Expedition nach Guinea später verschoben, und das Verfahren der Miß Jennings mit dem Briefe war gerechtfertigt; denn welche Mühe Jermyn sich auch mit erneuter Leidenschaft gab, sie zur Umkehr zu bewegen, sie wollte nichts mehr von ihm hören.

Doch er war nicht das einzige Opfer von jener Schicksalslaune, die ein Vergnügen daran fand, Herzen zu trennen, um sie bald darauf mit Andern zu verbinden. Man hätte meinen sollen, der Liebesgott habe mit unerhörtem Schalksinn, indem er alle seine Anhänger dem Gott Hymen überlieferte, diesem auch seine Binde um die Augen gelegt, um in bunter Mischung die meisten der erwähnten Liebenden zu vermälen.

Die schöne Stewart heirathete den Herzog von Richmond, der unwiderstehliche Jermyn eine einfache Pute vom Lande, Lord Rochester eine langweilige Erbin, die junge Temple den gravitätischen Littleton; Talbot, ohne zu wissen warum, nahm die schmachtende Boynton zur Frau; unter glücklicheren Auspicien vermälte sich Georg Hamilton mit der schönen Jennings und zum Lohn für eine Treue, die er nie zuvor gekannt und seitdem nie gezeigt hat, fand der Chevalier Grammont Hymen und Amor zu seinen Gunsten im Bunde und sah sich endlich im Besitz von Miß Hamilton.

Anhang.

Geschichtliche Erläuterungen nach englischen Quellen.

Philibert, Graf **Grammont**,

der Schwager des Verfassers dieser Memoiren, bedarf kaum einer näheren Charakteristik, da sich sein Wesen in dem Texte selbst hinlänglich kund giebt. Hier nur wenige Züge; denn uns gilt er hauptsächlich als Rahmen für das Sittengemälde des englischen Hofes. Durch einige scharfe Aeußerungen gegen den Kardinal Mazarin wurde seine Verbannung nach England vorbereitet. Dort begann für ihn ein ganz neues Leben. Er lernte die reizende Schwester Hamilton's kennen und bewarb sich um sie; allein einer unverbürgten Sage nach schwankte er im letzten Augenblick. Er reiste ohne hinreichende Ursache von London ab. Einer der Hamilton, — wahrscheinlich George, — soll ihm nach Dover gefolgt sein, entschlossen, den Grafen zu fordern, wenn er seine Verpflichtung nicht erfülle. Nach den ersten Worten fragte er den Abreisenden kalt: ob er in London nicht etwas vergessen habe. „Ja," antwortete Grammont, ihn errathend, „ich habe vergessen, mich mit Ihrer Schwester zu verheirathen." — Er kehrte dann zurück, vermälte sich und führte sie später mit nach Frankreich.

Außer vielen Freunden hatte unser Held auch manchen Gegner und Neider gefunden. Darauf bezieht sich die Anspielung in der Einleitung. Unter den Zeitgenossen läßt sich Bussy-Rabutin in seiner Histoire amoureuse de France so über ihn aus:

„Der Chevalier hatte lachende Augen, eine wohlgeformte Nase, einen hübschen Mund mit einem Grübchen am Kinn, welches eine angenehme Wirkung machte; sein Gesicht besaß einen eigenthümlichen

Ausdruck von Schlauheit. Sein Wuchs war ziemlich gut, wenn er nicht ein wenig gebückt gegangen wäre. Sein Wesen war verbindlich, sein Geist gewandt. Indessen verliehen oft nur Ton und Miene bei ihm den Dingen, die er sagte, Werth, während sie in eines andern Munde nichts bedeutet haben würden. Denn er schrieb nur mittelmäßig und er schrieb doch, wie er sprach."

Nach den seltsamen Stylproben in einigen Briefen, welche Bussy mittheilt, muß man das Urtheil wohl billigen; er war zu eifrig und lebhaft, um gut zu schreiben und man sieht deutlich, wie er schwülstig wird, weil er sich gewählt ausdrücken will.

Diesem Mangel nun verdanken wir die Abfassung der Memoiren durch den Grafen Hamilton, wodurch sie an Objectivität wie in der Form unendlich gewonnen haben. Bussy fährt fort: „Obgleich es überflüssig sein mag, zu bemerken, daß ein Nebenbuhler unbequem ist, so war doch der Chevalier dies bis zu dem Punkte, daß eine arme Dame deren lieber vier oder fünf Andre auf dem Halse gehabt hätte, als ihn allein. Er war stets lebendig auf dem Platze und schien kaum zu schlafen; so wurde es einem Pärchen, bei dem er den Störenfried spielte, nicht möglich, von ihm unbeobachtet zu bleiben. Uebrigens war es der beste Mensch von der Welt. — Wenn er sein Ziel verfehlte, zog sich der Chevalier nicht etwa sachte zurück; er hätte sich lieber tödten lassen, als daß er einem Nebenbuhler ruhig gewichen wäre. Konnte er nur Verwirrung und Aufsehn erregen und die Welt überreden, er sei verliebt, so kümmerte er sich wenig um die Folgen. Ein Umstand, der es für ihn sehr schwierig machte, Andre von der Wahrheit seiner Leidenschaft zu überzeugen, war der, daß er niemals ernsthaft redete; so mußte also ein weibliches Wesen sehr von sich eingenommen sein, um an seine Liebe zu glauben."

Der Graf Grammont verließ mit seiner Gemalin England im Jahre 1669.

In einem Briefe an seine Schwester, die Herzogin von Orleans, schreibt König Karl: „Da ich die Gräfin erwähnt, kann ich Dich

nicht genug bitten, freundlich gegen sie zu sein; denn neben den großen Verdiensten ihrer Familie ist sie selbst das beste Wesen auf der Welt. Ich glaube, sie wird in Frankreich für eine Schönheit gelten, obgleich sie seit der Niederkunft ihre natürlich wohlgebildete Gestalt eingebüßt hat, und, ich fürchte, sie wird diese nie ganz wiedergewinnen." — S. Dalrymple's Memoiren.

Im Jahre 1696 wurde Grammont gefährlich krank. Da König Ludwig XIV. davon hörte und weil er des Grafen Freigläubigkeit wie seinen Leichtsinn kannte, so sandte er den Marquis von Dangeau ab, um sich nach seinem Zustande zu erkundigen und ihn an Gott zu erinnern. Grammont wandte sich dabei zur Gemalin und rief: „Passen Sie auf, Gräfin, sonst prellt Dangeau Sie noch um meine Bekehrung." —

Es scheint damals ein Gerücht von seinem Tode in Umlauf gewesen zu sein. Ninon de l'Enclos sagt darüber in einem Schreiben an St.-Evremond: „Er ist so jugendlich, und ich finde ihn so munter, als ehemals, wo er noch die Leute haßte, wenn sie erkrankten und sie erst wieder lieb gewann, wenn sie gesund geworden."

Endlich starb Grammont am 10. Januar 1707 in einem Alter von 86 Jahren.

Charles de Saint-Denis, Seigneur de **Saint-Evremond**,

1613 in der Normandie geboren, studirte Rechtswissenschaften zu Paris. Später kämpfte er als Hauptmann bei Nördlingen und Freiburg und stieg im spanischen Erbfolge-Kriege zum Maréchal-de-Camp auf. Mit vielem Geist begabt hat er unter den Lebemännern seiner Zeit eine bedeutende Rolle gespielt. — Sein scharfer Witz, den er auf Kosten des allgemein gefürchteten und gehaßten Mazarin übte, brachte ihn in die Bastille. Im Jahre 1661 mußte er sich

eine wahre Bartholomäusnacht-Hetze gegen die andern hier und da in der Stadt befindlichen Erholungsstätten. Die Damen Nell Gwynn, Miß Davis und die heitre Truppe der Sängerinnen und Tänzerinnen, zu Sr. Majestät Diensten angestellt, wurden entlassen. Alle diese Opfer waren vergeblich. Die Stewart fuhr fort, den König zur Verzweiflung zu treiben; doch bald sollte er die wahre Ursache ihrer Kälte entdecken.

Die diensteifrige Cleveland übernahm die Sorge. Seitdem sie in Ungnade gefallen, erging sie sich ohne Rückhalt in Angriffen gegen Miß Stewart; — sie behandelte deren Keckheit als Grund ihres Sturzes und klagte über die Schwäche des Königs, daß er sie um einer Zierpuppe willen mit solcher Schmach zurücksetze. Da sie in der vertrauten Umgebung des Fürsten noch immer Creaturen besaß, so wurde sie durch dieselben von dem Zustande unterrichtet, worin ihn das jüngste Benehmen der Stewart versetzt, und sobald sie, was sie wollte, entdeckt hatte, begab sie sich durch das Zimmer eines der Kammerdiener, Namens Chiffinch, in des Königs Kabinet. Dieser Weg war ihr nicht neu.

Der König kam in sehr schlechter Stimmung von der Stewart. Die Anwesenheit der Cleveland befremdete ihn, aber erheiterte ihn nicht. Mit ironischem Tone und bittrem Lächeln sprach sie: „Ich hoffe, es ist mir erlaubt, Ihnen hier meine Huldigung darzubringen, wenngleich die himmlische Stewart Ihnen verboten hat, mich zu besuchen. Ich will keine Vorwürfe machen, die meiner unwürdig wären, ebenso wenig komme ich, Schwächen zu entschuldigen, welche gar nicht zu rechtfertigen sind, weil Ihre mir bewiesene Treue jedes Wort unnütz macht. Ich bin ja unter allen Frauen, die Sie mit Ihrer Gunst beehrt, die einzige, die sich deren unwerth gezeigt. Ich komme nur, um Sie in der niedergeschlagenen Stimmung zu trösten, worin die Kälte und Keuschheit der grausamen Stewart Sie gestürzt!“

Bei diesen Worten versetzte ihn ein neuer Ausbruch von beleidi-

gendem und maßlosem Gelächter auf den Gipfel der Ungeduld. Nach dem Eingange hatte er sich wohl auf einige Spöttereien gefaßt gemacht; aber er dachte nicht, daß sie bei ihrer jetzigen Lage ihm gegenüber sich so in die Brust werfen dürfe und als er ihr antworten wollte, fuhr sie fort: „Nein, sein Sie nicht böse, daß ich mich über die Plumpheit, mit der man Sie täuscht, ein wenig lustig mache. Ich darf nicht zugeben, daß eine so zur Schau getragene Leidenschaft Sie zum Stichblatt Ihres ganzen Hofes mache und daß man Sie ungestraft betrüge. Ich weiß, die spröde Stewart schickt Sie unter dem Vorwande von Unwohlsein, vielleicht von Gewissensskrupeln fort, und ich melde Ihnen hiermit: der Herzog von Richmond wird sogleich bei ihr sein, wenn er nicht bereits dort ist. Mir brauchen Sie nicht zu glauben, weil ich ja aus Rachsucht oder Neid so sprechen könnte. Folgen Sie mir bis zu ihrem Zimmer, damit Sie ja nicht der Verläumdung Glauben schenken, und Sie mögen sie, wenn ich sie verläumdet, ewig bevorzugen oder — nicht länger das traurige Opfer einer Scheinheiligen sein, welche Sie die lächerlichste Rolle spielen läßt."

Wie er nach dieser Rede noch ganz unentschlossen stand, nahm sie ihn beim Arm und zog ihn nach der Wohnung ihrer Nebenbuhlerin. Chiffinch war für der Herzogin Interesse gewonnen und so wurde die Stewart vor diesem Besuch nicht gewarnt. Babiani, dessen Glück die Cleveland gemacht und der sie bei dieser Sache trefflich unterstützte, meldete ihr, der Herzog von Richmond sei eben bei der Stewart eingetreten. Diese Mittheilung traf sie auf einer kleinen Gallerie, welche vom Kabinet des Königs zu den Zimmern seiner Mätressen führte. Die Cleveland wünschte ihm guten Abend, als er zu der Rivalin hineinging und zog sich zurück, um den Ausgang des Abenteuers abzuwarten. Babiani, der dem König folgte, wurde beauftragt, ihr davon Kunde zu ertheilen.

Es war nahe an Mitternacht. Der König fand die Kammerfrauen seiner Geliebten; sie verbeugten sich ehrfurchtsvoll bei seinem

Eintritt und sagten ihm ganz leise, Miß Stewart wäre, seitdem er sie verlassen, sehr unwohl geworden, aber nach dem Zubettegehn schlummre sie, Gott sei Dank, sanft. „Das muß ich sehen" rief er, indem er die ihm in den Weg Tretende zurückstieß. Er fand die Stewart wirklich im Bett, aber sie schlief keineswegs. Der Herzog von Richmond saß am Kopfende und war wohl noch weniger im Schlummer. Die Bestürzung der Beiden und die Wuth des Fürsten bei einer solchen Ueberraschung läßt sich denken. Der König, der mildeste aller Sterblichen, sagte dem Herzoge seine Entrüstung in Worten, deren er sich nie bedient; der Herzog war verwirrt und vor Schrecken starr. — Er sah seinen König und Herrn mit Recht erzürnt. Die ersten von der Leidenschaft in solchen Momenten eingegebenen Schritte sind gefährlich, das Fenster des Zimmers war für eine augenblickliche Rache sehr gelegen, die Themse floß unten. Er warf die Augen dorthin und fand die Blicke des Königs wuthentbrannter, als er sie für fähig gehalten; er machte eine tiefe Verbeugung und zog sich zurück, ohne auf eine Fluth von Drohungen zu antworten.

Von ihrem ersten Schrecken ein wenig zu sich gekommen, warf die Stewart sich in die Brust, statt sich zu entschuldigen und sagte Dinge, die den Zorn des Fürsten noch mehr aufreizen mußten: wenn es nicht erlaubt sei, einen Mann, wie den Herzog von Richmond, welcher mit den ehrenvollsten Absichten käme, zu empfangen, so sei man ja Sklav in einem freien Lande; sie wisse von keiner eingegangenen Verbindlichkeit, welche ihr die freie Verfügung über ihre Hand untersage; ständen die Dinge aber so in diesem Reiche, so glaube sie, keine Macht könne sie abhalten, nach Frankreich zu gehn, um dort in einem Kloster die Ruhe zu suchen, welche sie an seinem Hofe nicht finden könne.

Abwechselnd außer sich vor Wuth, dann wieder durch Thränen erweicht und endlich durch ihre Drohungen geschreckt ward der König so hin und her bewegt, daß er auf die sauberen Reden eines Mäd-

chens nichts zu antworten wußte, das ihm in's Gesicht die Lukretia spielte und seinen Vorwürfen die keckste Entrüstung gegenüberstellte. Doch war die Liebe schon auf dem Punkt über alle Heftigkeit zu siegen und er nahe daran, mit der Bitte um Verzeihung für das angethane Unrecht ihr zu Füßen zu fallen, als sie ihn bat, sich zurückzuziehen und sie für den Rest der Nacht in Ruhe zu lassen, damit diejenigen, welche ihn hergeführt und begleitet hätten, keinen Anstoß nähmen. Diese unverschämte Bitte brachte ihn ganz außer Fassung. Er ging fort mit der Drohung, sie nie wieder zu sehen und brachte die unruhigste seit seiner Wiedereinsetzung qualvollste Nacht zu.

Den Tag darauf erhielt der Herzog von Richmond den Befehl, den Hof zu verlassen und nicht wieder vor dem König zu erscheinen; aber diese Weisung hatte er nicht abgewartet und man erfuhr, daß er am Morgen nach seinem Landsitz abgereis't sei.

Um der schlimmen Wendung, welche das Abenteuer der vergangenen Nacht nehmen könnte, vorzubeugen, eilte Miß Stewart, sich vor der Königin auf die Kniee zu werfen. Sie spielte dort die neue Rolle einer unschuldig büßenden Magdalena, bat um Vergebung für etwaigen Ihrer Majestät bereiteten Kummer und sagte, beständige Gewissensbisse hätten sie längst auf viele Mittel zum Verlassen des Hofes sinnen lassen; das habe sie vermocht, dem Herzog von Richmond Gehör zu schenken, der sich seit längerer Zeit um ihre Hand bewerbe; da aber diese Partie Ursache ihrer Ungnade und von einem Aufsehn begleitet sei, das zum Nachtheil ihres Rufes ausschlagen könne, so beschwöre sie Ihre Majestät, sie unter ihren Schutz zu nehmen und vom Könige die Erlaubniß auszuwirken, daß sie in ein Kloster gehen dürfe. Dann werde endlich die durch ihre Gegenwart bei Hofe schuldlos veranlaßte Unruhe ein Ende haben. Alles das war von einer gehörigen Zahl Thränen begleitet.

Eine Nebenbuhlerin, die sich zu unsern Füßen demüthigt, Verzeihung erbittet und sich zugleich als rein hinstellt, ist ein wohl=

thuendes Schauspiel. Das Herz der Königin wandelte sich auf der Stelle, ihre Thränen mischten sich mit denen der Reuigen. Nachdem sie sie aufgerichtet, umarmte sie sie zärtlich, versprach ihr allen Schutz, sei es für den Zweck ihrer Vermälung oder zu jedem andern Auswege, den sie einschlagen möchte und entließ sie, anfangs wirklich entschlossen, nach besten Kräften daran zu arbeiten. Da sie aber sehr viel Einsicht besaß, so führten die nach der ersten Aufregung angestellten Betrachtungen sie auf andre Gedanken.

Sie wußte, daß des Königs Sinn keiner strengen Treue fähig sei und dachte, er könnte sich über die Trennung trösten und ein neues Band möchte das Andenken an Miß Stewart verlöschen; da sie jedoch schwerlich ohne Nebenbuhlerin bleiben würde, so wäre es immer noch besser, eine Rivalin zu haben, deren Zucht und Sittsamkeit durch so sprechende Beweise erhärtet seien. Ueberdies schmeichelte sie sich, der König werde es ihr ewig Dank wissen, daß sie sich der Entfernung und Verheirathung eines Mädchens widersetzt habe, die der Fürst leidenschaftlich liebte. Diese edle Rücksicht siegte. Sie wandte ihren ganzen Einfluß an, Miß Stewart zu überreden, daß sie weder dem Herzog von Richmond ihre Hand reiche, noch in ein Kloster gehe und so war gewiß das Seltsamste bei dem Vorfall, daß die Gemalin selbst an der Aussöhnung der Liebenden arbeitete.

Es wäre Schade gewesen, wenn ihr die Sache nicht gelungen wäre. Die Mühe ward ihr nicht schwer; denn des Königs Feuer war nie so heftig, als seit dem Friedensschluß und niemals war es von der schönen Stewart so gut erwiedert worden.

Doch, wie man sehen wird, hatte der Fürst nicht lange den süßen Genuß einer Versöhnung, welche ihn in die glücklichste Stimmung versetzte. Seit dem Pyrenäen-Vertrage war Europa in ununterbrochener Ruhe gewesen. Durch das neue Bündniß, welches Spanien mit seinem bedenklichsten Nachbar schloß, schmeichelte es sich wieder aufzuathmen, doch trug sich die Nation nicht mit der Hoffnung, aus Trümmern eine im Verfall begriffene Monarchie

wieder herstellen zu können, wenn sie die Augen auf das Alter und die Hinfälligkeit ihres Fürsten warf oder auf die Schwäche des Nachfolgers. Frankreich dagegen, von einem in Anstrengungen unermüdlichen, jungen, wachsamen, ruhmbegierigen Monarchen beherrscht, brauchte nur zu wollen, um sich jeden Augenblick zu vergrößern.

In jener Zeit ließ dieser Herrscher, welcher den europäischen Frieden nicht zu stören wünschte, sich bereden, die Küste von Afrika durch ein ziemlich nutzloses Unternehmen zu beunruhigen, nutzlos, selbst wenn es gelungen wäre; allein das Glück des Königs, seinem Ruhme immer treu, wollte durch das Mißlingen der Expedition von Gigery zeigen, daß nur die von ihm selbst entworfenen Pläne seiner Aufmerksamkeit würdig wären.

Einige Zeit darauf bewaffnete der König von England, weil er ebenfalls die Küsten Afrikas heimsuchen zu lassen wünschte, jenes für die Expedition von Guinea bestimmte Geschwader, dessen Oberbefehl dem Prinzen Rupert anvertraut werden sollte.

Diejenigen, welche das Land aus Erfahrung kannten, erzählten Wunder von den Gefahren dieser Unternehmung; man hätte nicht allein gegen die Bewohner von Guinea, ein Teufelsvolk mit vergifteten Pfeilen, das nie Pardon gäbe und seine Gefangenen immer auffräße, sondern auch gegen unerträgliche Hitze zu kämpfen oder gegen Regengüsse, bei denen jeder Tropfen sich in eine Schlange verwandle; wenn man weiter im Lande vordringe, werde man durch Ungeheuer angegriffen, scheußlicher und unerhörter als alle Bestien der Apokalypse.

Doch diese Gerüchte halfen nichts; statt Schrecken einzuflößen und die Theilnehmer abzuhalten, lockten sie, ein Stachel für den Ehrgeiz, selbst diejenigen, welche dabei gar nichts zu suchen hatten. Jermyn bot sich zuerst an und ohne zu bedenken, daß der Vorwand seiner herzustellenden Gesundheit die Vermälung mit Miß Jennings allein verschoben hatte, erbat er die Einwilligung des Herzogs und des Königs, um als Volontär dienen zu dürfen.

Schon seit einiger Zeit begann Miß Jennings von ihrer blinden Vorliebe zu seinen Gunsten nachzulassen. Der Köder einer Lebensstellung allein erhielt ihre Neigung für diese Partie. Die matte Aufmerksamkeit eines Verehrers, der nur aus Gewohnheit ihr zu huldigen schien, stieß sie ab, und der von ihm ohne ihre Einwilligung gefaßte Entschluß erschien ihr für seine Person so lächerlich und für sie selbst so beleidigend, daß sie sich von diesem Augenblick vornahm, an die Verbindung nicht mehr zu denken. Nach und nach gingen ihr die Augen über den falschen Schimmer auf, der sie geblendet hatte und als er ihr von dem heroischen Plan Kunde zu geben kam, wurde der berühmte Jermyn empfangen, wie er es verdiente. In den Scherzen, mit denen sie ihm über die Reise ihr Kompliment machte, lag so viel Gleichgültigkeit und Uebermuth, daß er dadurch ganz verwirrt ward, um so mehr, da er bereits alle Trostgründe bereit hielt, um sie bei der Ankündigung seines traurigen Scheidens aufrecht zu erhalten. Sie sagte, es gäbe für ihn nichts Rühmlicheres, als seine Eroberungen auf einen andern Welttheil auszudehnen, nachdem er in Europa über so manche Herzen triumphirt; sie rathe ihm, alle gefangenen Frauen aus Afrika mitzubringen, um die Stelle der Schönen zu ersetzen, die seine Abwesenheit in's Grab stürzen würde.

Jermyn fand es nicht hübsch, daß sie die Kraft habe, in dem Zustande zu scherzen, worin er sie versetzt zu haben glaubte. Aber er merkte, es sei voller Ernst. Denn sie sagte ihm, sie betrachte diesen Abschied als den letzten und bat ihn, vor seiner Reise keinen Besuch mehr zu machen.

Bis dahin ging für sie Alles ganz gut. Jermyn war nicht allein bestürzt, so kurzweg verabschiedet zu werden, sondern er empfand auch, wie bei diesen Proben von Gleichgültigkeit sein ganzer Sinn für sie wieder erwachte. Sie hatte also den Genuß, ihm ihre Verachtung zu zeigen und ihn zugleich mehr gefesselt zu finden, als je. Doch

das genügte ihr noch nicht. Unvorsichtig wollte sie die Rache noch weiter treiben.

Man hatte eine von den Schöngeistern des Hofes verfaßte Uebersetzung von Ovid's Episteln herausgegeben. Sie schrieb darnach den Brief einer verzweifelnden Schäferin, die an den treulosen Jermyn sich wendet. Zum Muster nahm sie die Epistel des Theseus an Ariadne. Der Anfang des Schreibens enthielt Wort für Wort die Klagen und Vorwürfe der verlassenen Geliebten gegen den grausamen Flüchtling. Alles das war, so gut es ging, auf die obwaltenden Umstände übertragen. Sie hatte die Absicht, das Ganze mit einer Beschreibung der Arbeiten, Gefahren und Ungeheuer, die ihn in Guinea erwarteten, zu schließen — Dinge, um deretwillener eine in Schmerz versunkene Geliebte verlasse. Da sie aber dazu nicht hinreichend Zeit besaß und es nicht erst abschreiben lassen konnte, um es unter fremden Namen zuzuschicken, so steckte sie das Fragment unvorsichtig in die Tasche und noch leichtsinniger ließ sie es mitten am Hofe herausfallen. Die es aufhoben, erkannten sogleich ihre Hand und nahmen davon mehrmals Abschrift, wodurch es in der Stadt umherkam. Ihr sonstiges Benehmen hatte jedoch ihren Ruf so festgestellt, daß Niemand zweifelte, die Sache habe sich in der Art zugetragen, wie wir gemeldet. Aus weltbekannten Gründen wurde die Expedition nach Guinea später verschoben, und das Verfahren der Miß Jennings mit dem Briefe war gerechtfertigt; denn welche Mühe Jermyn sich auch mit erneuter Leidenschaft gab, sie zur Umkehr zu bewegen, sie wollte nichts mehr von ihm hören.

Doch er war nicht das einzige Opfer von jener Schicksalslaune, die ein Vergnügen daran fand, Herzen zu trennen, um sie bald darauf mit Andern zu verbinden. Man hätte meinen sollen, der Liebesgott habe mit unerhörtem Schalksinn, indem er alle seine Anhänger dem Gott Hymen überlieferte, diesem auch seine Binde um die Augen gelegt, um in bunter Mischung die meisten der erwähnten Liebenden zu vermälen.

Die schöne Stewart heirathete den Herzog von Richmond, der unwiderstehliche Jermyn eine einfache Pute vom Lande, Lord Rochester eine langweilige Erbin, die junge Temple den gravitätischen Littleton; Talbot, ohne zu wissen warum, nahm die schmachtende Boynton zur Frau; unter glücklicheren Auspicien vermälte sich Georg Hamilton mit der schönen Jennings und zum Lohn für eine Treue, die er nie zuvor gekannt und seitdem nie gezeigt hat, fand der Chevalier Grammont Hymen und Amor zu seinen Gunsten im Bunde und sah sich endlich im Besitz von Miß Hamilton.

Anhang.

Geschichtliche Erläuterungen nach englischen Quellen.

Ausdruck von Schlauheit. Sein Wuchs war ziemlich gut, wenn er nicht ein wenig gebückt gegangen wäre. Sein Wesen war verbindlich, sein Geist gewandt. Indessen verliehen oft nur Ton und Miene bei ihm den Dingen, die er sagte, Werth, während sie in eines andern Munde nichts bedeutet haben würden. Denn er schrieb nur mittelmäßig und er schrieb doch, wie er sprach."

Nach den seltsamen Stylproben in einigen Briefen, welche Bussy mittheilt, muß man das Urtheil wohl billigen; er war zu eifrig und lebhaft, um gut zu schreiben und man sieht deutlich, wie er schwülstig wird, weil er sich gewählt ausdrücken will.

Diesem Mangel nun verdanken wir die Abfassung der Memoiren durch den Grafen Hamilton, wodurch sie an Objectivität wie in der Form unendlich gewonnen haben. Bussy fährt fort: „Obgleich es überflüssig sein mag, zu bemerken, daß ein Nebenbuhler unbequem ist, so war doch der Chevalier dies bis zu dem Punkte, daß eine arme Dame deren lieber vier oder fünf Andre auf dem Halse gehabt hätte, als ihn allein. Er war stets lebendig auf dem Platze und schien kaum zu schlafen; so wurde es einem Pärchen, bei dem er den Störenfried spielte, nicht möglich, von ihm unbeobachtet zu bleiben. Uebrigens war es der beste Mensch von der Welt. — Wenn er sein Ziel verfehlte, zog sich der Chevalier nicht etwa sachte zurück; er hätte sich lieber tödten lassen, als daß er einem Nebenbuhler ruhig gewichen wäre. Konnte er nur Verwirrung und Aufsehn erregen und die Welt überreden, er sei verliebt, so kümmerte er sich wenig um die Folgen. Ein Umstand, der es für ihn sehr schwierig machte, Andre von der Wahrheit seiner Leidenschaft zu überzeugen, war der, daß er niemals ernsthaft redete; so mußte also ein weibliches Wesen sehr von sich eingenommen sein, um an seine Liebe zu glauben."

Der Graf Grammont verließ mit seiner Gemalin England im Jahre 1669.

In einem Briefe an seine Schwester, die Herzogin von Orleans, schreibt König Karl: „Da ich die Gräfin erwähnt, kann ich Dich

nicht genug bitten, freundlich gegen sie zu sein; denn neben den großen Verdiensten ihrer Familie ist sie selbst das beste Wesen auf der Welt. Ich glaube, sie wird in Frankreich für eine Schönheit gelten, obgleich sie seit der Niederkunft ihre natürlich wohlgebildete Gestalt eingebüßt hat, und, ich fürchte, sie wird diese nie ganz wiedergewinnen." — S. Dalrymple's Memoiren.

Im Jahre 1696 wurde Grammont gefährlich krank. Da König Ludwig XIV. davon hörte und weil er des Grafen Freigläubigkeit wie seinen Leichtsinn kannte, so sandte er den Marquis von Dangeau ab, um sich nach seinem Zustande zu erkundigen und ihn an Gott zu erinnern. Grammont wandte sich dabei zur Gemalin und rief: „Passen Sie auf, Gräfin, sonst prellt Dangeau Sie noch um meine Bekehrung." —

Es scheint damals ein Gerücht von seinem Tode in Umlauf gewesen zu sein. Ninon de l'Enclos sagt darüber in einem Schreiben an St.-Evremond: „Er ist so jugendlich, und ich finde ihn so munter, als ehemals, wo er noch die Leute haßte, wenn sie erkrankten und sie erst wieder lieb gewann, wenn sie gesund geworden."

Endlich starb Grammont am 10. Januar 1707 in einem Alter von 86 Jahren.

Charles de Saint-Denis, Seigneur de Saint-Evremond,

1613 in der Normandie geboren, studirte Rechtswissenschaften zu Paris. Später kämpfte er als Hauptmann bei Nördlingen und Freiburg und stieg im spanischen Erbfolge-Kriege zum Maréchal-de-Camp auf. Mit vielem Geist begabt hat er unter den Lebemännern seiner Zeit eine bedeutende Rolle gespielt. — Sein scharfer Witz, den er auf Kosten des allgemein gefürchteten und gehaßten Mazarin übte, brachte ihn in die Bastille. Im Jahre 1661 mußte er sich

einer zweiten Verhaftung durch die Flucht entziehen. — Veranlassung war die in den Memoiren erwähnte satyrische Behandlung des Pyrenäen-Vertrages, welcher zwischen Spanien und Frankreich 1659 abgeschlossen worden. Saint-Evremond flüchtete an den genußsüchtigen Hof Karl's II. bald nach der Einsetzung des Königs auf den Thron. Von 1664 an lebte er einige Jahre in Holland; allein seit 1670 blieb er bis an seinen späten Tod in England († 1703). Er wurde dort von Karl mit einer kleinen Pension unterstützt, hauptsächlich aber wohl durch seine Gönnerin, die Herzogin von Mazarin, Hortensia Mancini, gefesselt. — Außer dem erwähnten Traité des Pyrenées schrieb er die „Komödie der Akademiker bei Verbesserung der französischen Sprache," — „Urtheil über Seneca, Plutarch und Petron," — „Betrachtungen über antike und moderne Tragödie," — eine „Abhandlung über französische Geschichtsschreiber," und „Kritik über einige französische Schriftsteller." — Seine Arbeiten zeichnen sich durch anmuthige Form und feine Wendungen aus. Sein Styl ist leicht, gefällig, witzig. Bei den Zeitgenossen war sein Ansehn eben so sehr durch persönliches, gesellschaftliches Wirken, als durch diese literarischen Leistungen begründet. Seine heitere Lebensphylosophie mußte an dem üppigen Hofe eines Karl II. natürlich Anklang finden.

Macaulay schildert die Freundin Saint-Evremond's in folgenden Zügen:

„Hortensia Mancini, Herzogin von Mazarin und Nichte des großen Kardinals, war früh aus ihrer Heimath Italien an den französischen Hof gekommen, wo ihr Onkel allmächtig herrschte. Seine Gewalt und ihre Reize hatten eine Schaar von hohen Bewerbern um sie gesammelt. Karl selbst hatte sich während der Verbannung vergeblich um ihre Hand bemüht. Es schien ihr keine Gabe der Natur oder des Glücks zu fehlen. Ihr Antlitz zeigte die reiche Schönheit des Südens, ihr Geist war lebhaft, ihre Bewegungen anmuthig, erhaben ihr Rang, ihre Besitzungen unermeßlich; aber ihre

ungezügelten Leidenschaften hatten all' diesen Segen in Fluch verwandelt. Das Elend einer unglücklichen Verbindung hatte sie nicht ertragen können, sie war ihrem Manne mit Aufopferung ihres bedeutenden Vermögens entflohen, und nachdem sie Rom und Turin durch ihre Abenteuer in Erstaunen gesetzt, schlug sie nun in England ihren Ruhesitz auf. Ihr Haus war der Lieblingssammelplatz der geistvollen Lebemänner und diese ertrugen um ihres Lächelns und eines Platzes an ihrem Tische willen geduldig ihre häufigen Unarten und Anfälle von übler Laune. Rochester und Godolphin vergaßen bisweilen in ihrer Gesellschaft die Staatsgeschäfte. Barillon und Saint-Evremond fanden in ihrem Salon Trost für die lange Verbannung aus Paris. Die Gelehrsamkeit eines Vossius, der Geist eines Waller waren täglich bereit, ihr zu schmeicheln und sie zu unterhalten. Aber ihre kranke Seele bedurfte stärkerer Reizmittel und sie suchte diese in Liebesintriguen, beim Bassetspiel und in berauschendem Getränk." — Es findet sich hier in einer Note bei Anführung von Saint-Evremond's Schreiben eine von einem eifrigen Katholiken abgefaßte Schrift erwähnt, welche Macaulay eine „Salve" oder Breitseite nennt. Die Namen würden in diesem Dokument nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet, wären aber leicht zu errathen, ausgenommen, sagt der Geschichtschreiber, an einer Stelle. Es heißt dort, der D. of Y. (Herzog von York) sei an die dem Bruder schuldige Pflicht der Sakramentreichung gemahnt worden durch P. M. A. C. F. — Der Historiker erklärt, er sei nicht im Stande, die fünf Buchstaben herauszubringen. Auch Walter Scott habe es vergebens versucht. — Nach der Erzählung scheint aber nichts einfacher, als P. M. durch Ports-Mouth (die Herzogin) und A. C. F. durch: and catholic friends (und katholische Freunde oder befreundete Katholiken) zu erklären. — (Was kein Verstand der Verständigen sieht, das findet in Einfalt ein deutsches Gemüth.)

Die Brüder Hamilton.

Lord Orford, der Verfasser des „Katalogs nobler Autoren“, vermuthet entweder George Hamilton oder den Autor der Memoiren, Anthony, unter dem Helden des Abenteuers mit der Chesterfield. Gegen Ende des Buchs sucht der Lord das Labyrinth, welches durch den Mangel an Vornamen entstanden, zu entwirren. Der ältere zuerst erwähnte Hamilton scheint indeß weder George noch Anthony gewesen zu sein, sondern James, deren Bruder, ältester Sohn von Sir George H. — Dieser ältere Bruder war ein Liebling Karl's II., welcher ihn zum Kammerjunker und zum Obersten eines Regiments machte. In einem Gefecht mit den Holländern nahm ihm eine Kanonenkugel ein Bein; an dieser Wunde starb er am 6. Juni 1673 und ward in der Westminster-Abtei begraben.

George Hamilton ward später zum Ritter kreirt und in Frankreich zum Grafen und maréchal-de-champ erhoben. Er war es, der die erwähnte Miß Jennings heirathete. Im Jahre 1667 (!) soll er mit Hinterlassung von drei Töchtern aus dieser Ehe verstorben sein. Sein Todesjahr ist indeß wohl mit dem seines Vaters verwechselt; denn in einem Schreiben Lord Arlington's an Sir William Godolphin vom 7. September 1671 und in einem andern Briefe von demselben Staatsmanne an Lord Sandwich vom Oktober 1667 finden wir, 1) Bemerkungen über Sir George Hamilton's Reformen in dem irländischen Heere, 2) über dessen Eintritt in den französischen Dienst; er hätte also jenes Jahr einige Zeit überlebt.

Von Anthony, dem jüngsten Bruder und Verfasser der Memoiren, läßt sich mit voller Bestimmtheit jetzt ebenfalls nicht sehr viel ermitteln. Die vollständigste Ausgabe des Buchs nach der von Sir W. Scott im J. 1811 besorgten Revision ist die Bohn'sche vom J. 1846, London. Sie führt den Titel: Memoirs of the Court of Charles II by Count Grammont. Auch diese verdienstliche Arbeit

gewährt über die persönlichen Verhältnisse Anthony's nur mäßige Ausbeute.

Sein Vater, Sir George Hamilton, war ein jüngerer Sohn von James, Earl von Abercorn, seine Mutter die Tochter von Lord Thurles, und Schwester von James Butler, dem ersten Herzog von Ormond; die Familie ist mütterlicher Seits also irischen, väterlicher schottischen Ursprungs. Angeblich wurde er im J. 1646 in Irland geboren. Sein eigentliches Geburtsjahr fällt jedoch wohl 3 bis 4 Jahre früher. Gewöhnlich ist auch behauptet worden, die Familie sei nach Frankreich ausgewandert, als Anthony noch Kind war. Das ist aber ein Irrthum; denn Carte sagt: „Sir G. Hamilton würde seinen Schwager, den Marquis v. Ormond, im Dezember des Jahres 1650 nach Frankreich begleitet haben; allein er war in Irland General-Einnehmer und blieb dort, um seine Rechnungen zur Zufriedenheit aller Partheien in Ordnung zu halten." — Darauf siedelte er im Frühjahr 1651 mit seiner Familie nach Caën über, was Voltaire zu dem Irrthum verleitet, A. Hamilton sei in Frankreich geboren. S. Siecle de Louis XIV. Die Familie lebte längere Zeit in ziemlicher Dürftigkeit, bis Lady Ormond durch Cromwell's Gunst, welcher die Dame sehr hoch schätzte, von ihren und ihres Gatten Gütern in Irland ein Jahres Einkommen von 2000 Pfund Sterling erlangte.

Anthony wurde in der katholischen Religion erzogen und blieb ihr treu. Früh schon trat er in das Heer Ludwigs XIV, wie seine Brüder George, Richard und John. Anthony diente mit Auszeichnung zu einer Zeit, wo auch Churchill (Marlborough) in derselben Armee stand. Bei Jakob's Thronbesteigung erhielt er auf kurze Zeit in Irland eine Stelle als Oberstlieutnant (1686.) Seines Onkels, des Herzogs von Ormond, edle Mißbilligung von Jakob's Benehmen war Schuld, daß Anthony nicht höher befördert wurde. Henry, Earl von Clarendon, Sohn des Lordkanzlers, damals Lordstatthalter von Irland, scheint Anthony H. sehr geschätzt zu haben, ungeachtet

Schon seit einiger Zeit begann Miß Jennings von ihrer blinden Vorliebe zu seinen Gunsten nachzulassen. Der Köder einer Lebensstellung allein erhielt ihre Neigung für diese Partie. Die matte Aufmerksamkeit eines Verehrers, der nur aus Gewohnheit ihr zu huldigen schien, stieß sie ab, und der von ihm ohne ihre Einwilligung gefaßte Entschluß erschien ihr für seine Person so lächerlich und für sie selbst so beleidigend, daß sie sich von diesem Augenblick vornahm, an die Verbindung nicht mehr zu denken. Nach und nach gingen ihr die Augen über den falschen Schimmer auf, der sie geblendet hatte und als er ihr von dem heroischen Plan Kunde zu geben kam, wurde der berühmte Jermyn empfangen, wie er es verdiente. In den Scherzen, mit denen sie ihm über die Reise ihr Kompliment machte, lag so viel Gleichgültigkeit und Uebermuth, daß er dadurch ganz verwirrt ward, um so mehr, da er bereits alle Trostgründe bereit hielt, um sie bei der Ankündigung seines traurigen Scheidens aufrecht zu erhalten. Sie sagte, es gäbe für ihn nichts Rühmlicheres, als seine Eroberungen auf einen andern Welttheil auszudehnen, nachdem er in Europa über so manche Herzen triumphirt; sie rathe ihm, alle gefangenen Frauen aus Afrika mitzubringen, um die Stelle der Schönen zu ersetzen, die seine Abwesenheit in's Grab stürzen würde.

Jermyn fand es nicht hübsch, daß sie die Kraft habe, in dem Zustande zu scherzen, worin er sie versetzt zu haben glaubte. Aber er merkte, es sei voller Ernst. Denn sie sagte ihm, sie betrachte diesen Abschied als den letzten und bat ihn, vor seiner Reise keinen Besuch mehr zu machen.

Bis dahin ging für sie Alles ganz gut. Jermyn war nicht allein bestürzt, so kurzweg verabschiedet zu werden, sondern er empfand auch, wie bei diesen Proben von Gleichgültigkeit sein ganzer Sinn für sie wieder erwachte. Sie hatte also den Genuß, ihm ihre Verachtung zu zeigen und ihn zugleich mehr gefesselt zu finden, als je. Doch

das genügte ihr noch nicht. Unvorsichtig wollte sie die Rache noch weiter treiben.

Man hatte eine von den Schöngeistern des Hofes verfaßte Uebersetzung von Ovid's Episteln herausgegeben. Sie schrieb darnach den Brief einer verzweifelnden Schäferin, die an den treulosen Jermyn sich wendet. Zum Muster nahm sie die Epistel des Theseus an Ariadne. Der Anfang des Schreibens enthielt Wort für Wort die Klagen und Vorwürfe der verlassenen Geliebten gegen den grausamen Flüchtling. Alles das war, so gut es ging, auf die obwaltenden Umstände übertragen. Sie hatte die Absicht, das Ganze mit einer Beschreibung der Arbeiten, Gefahren und Ungeheuer, die ihn in Guinea erwarteten, zu schließen — Dinge, um deretwillener eine in Schmerz versunkene Geliebte verlasse. Da sie aber dazu nicht hinreichend Zeit besaß und es nicht erst abschreiben lassen konnte, um es unter fremden Namen zuzuschicken, so steckte sie das Fragment unvorsichtig in die Tasche und noch leichtsinniger ließ sie es mitten am Hofe herausfallen. Die es aufhoben, erkannten sogleich ihre Hand und nahmen davon mehrmals Abschrift, wodurch es in der Stadt umherkam. Ihr sonstiges Benehmen hatte jedoch ihren Ruf so festgestellt, daß Niemand zweifelte, die Sache habe sich in der Art zugetragen, wie wir gemeldet. Aus weltbekannten Gründen wurde die Expedition nach Guinea später verschoben, und das Verfahren der Miß Jennings mit dem Briefe war gerechtfertigt; denn welche Mühe Jermyn sich auch mit erneuter Leidenschaft gab, sie zur Umkehr zu bewegen, sie wollte nichts mehr von ihm hören.

Doch er war nicht das einzige Opfer von jener Schicksalslaune, die ein Vergnügen daran fand, Herzen zu trennen, um sie bald darauf mit Andern zu verbinden. Man hätte meinen sollen, der Liebesgott habe mit unerhörtem Schalksinn, indem er alle seine Anhänger dem Gott Hymen überlieferte, diesem auch seine Binde um die Augen gelegt, um in bunter Mischung die meisten der erwähnten Liebenden zu vermälen.

Die schöne Stewart heirathete den Herzog von Richmond, der unwiderstehliche Jermyn eine einfache Pute vom Lande, Lord Rochester eine langweilige Erbin, die junge Temple den gravitätischen Littleton; Talbot, ohne zu wissen warum, nahm die schmachtende Boynton zur Frau; unter glücklicheren Auspicien vermälte sich Georg Hamilton mit der schönen Jennings und zum Lohn für eine Treue, die er nie zuvor gekannt und seitdem nie gezeigt hat, fand der Chevalier Grammont Hymen und Amor zu seinen Gunsten im Bunde und sah sich endlich im Besitz von Miß Hamilton.

Anhang.

Geschichtliche Erläuterungen nach englischen Quellen.

Die [illegible] [illegible] [illegible] den Herzog von Richmond, der un- [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] vom Lande, Lord Rochester [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Trunke den [illegible] Little- [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] die [illegible] Beamten [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] vermählte sich Georg Hamilton [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] Liebe für eine Treue, die er nie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hat, fand der Chevalier [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] seinen Geschäften im Lande und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von Miß Hamilton.

Philibert, Graf **Grammont**,

der Schwager des Verfassers dieser Memoiren, bedarf kaum einer näheren Charakteristik, da sich sein Wesen in dem Texte selbst hinlänglich kund giebt. Hier nur wenige Züge; denn uns gilt er hauptsächlich als Rahmen für das Sittengemälde des englischen Hofes. Durch einige scharfe Aeußerungen gegen den Kardinal Mazarin wurde seine Verbannung nach England vorbereitet. Dort begann für ihn ein ganz neues Leben. Er lernte die reizende Schwester Hamilton's kennen und bewarb sich um sie; allein einer unverbürgten Sage nach schwankte er im letzten Augenblick. Er reiste ohne hinreichende Ursache von London ab. Einer der Hamilton, — wahrscheinlich George, — soll ihm nach Dover gefolgt sein, entschlossen, den Grafen zu fordern, wenn er seine Verpflichtung nicht erfülle. Nach den ersten Worten fragte er den Abreisenden kalt: ob er in London nicht etwas vergessen habe. „Ja," antwortete Grammont, ihn errathend, „ich habe vergessen, mich mit Ihrer Schwester zu verheirathen." — Er kehrte dann zurück, vermälte sich und führte sie später mit nach Frankreich.

Außer vielen Freunden hatte unser Held auch manchen Gegner und Neider gefunden. Darauf bezieht sich die Anspielung in der Einleitung. Unter den Zeitgenossen läßt sich Bussy-Rabutin in seiner Histoire amoureuse de France so über ihn aus:

„Der Chevalier hatte lachende Augen, eine wohlgeformte Nase, einen hübschen Mund mit einem Grübchen am Kinn, welches eine angenehme Wirkung machte; sein Gesicht besaß einen eigenthümlichen

Ausdruck von Schlauheit. Sein Wuchs war ziemlich gut, wenn er nicht ein wenig gebückt gegangen wäre. Sein Wesen war verbindlich, sein Geist gewandt. Indessen verliehen oft nur Ton und Miene bei ihm den Dingen, die er sagte, Werth, während sie in eines andern Munde nichts bedeutet haben würden. Denn er schrieb nur mittelmäßig und er schrieb doch, wie er sprach."

Nach den seltsamen Stylproben in einigen Briefen, welche Bussy mittheilt, muß man das Urtheil wohl billigen; er war zu eifrig und lebhaft, um gut zu schreiben und man sieht deutlich, wie er schwülstig wird, weil er sich gewählt ausdrücken will.

Diesem Mangel nun verdanken wir die Abfassung der Memoiren durch den Grafen Hamilton, wodurch sie an Objectivität wie in der Form unendlich gewonnen haben. Bussy fährt fort: „Obgleich es überflüssig sein mag, zu bemerken, daß ein Nebenbuhler unbequem ist, so war doch der Chevalier dies bis zu dem Punkte, daß eine arme Dame deren lieber vier oder fünf Andre auf dem Halse gehabt hätte, als ihn allein. Er war stets lebendig auf dem Platze und schien kaum zu schlafen; so wurde es einem Pärchen, bei dem er den Störenfried spielte, nicht möglich, von ihm unbeobachtet zu bleiben. Uebrigens war es der beste Mensch von der Welt. — Wenn er sein Ziel verfehlte, zog sich der Chevalier nicht etwa sachte zurück; er hätte sich lieber tödten lassen, als daß er einem Nebenbuhler ruhig gewichen wäre. Konnte er nur Verwirrung und Aufsehn erregen und die Welt überreden, er sei verliebt, so kümmerte er sich wenig um die Folgen. Ein Umstand, der es für ihn sehr schwierig machte, Andre von der Wahrheit seiner Leidenschaft zu überzeugen, war der, daß er niemals ernsthaft redete; so mußte also ein weibliches Wesen sehr von sich eingenommen sein, um an seine Liebe zu glauben."

Der Graf Grammont verließ mit seiner Gemalin England im Jahre 1669.

In einem Briefe an seine Schwester, die Herzogin von Orleans, schreibt König Karl: „Da ich die Gräfin erwähnt, kann ich Dich

nicht genug bitten, freundlich gegen sie zu sein; denn neben den großen Verdiensten ihrer Familie ist sie selbst das beste Wesen auf der Welt. Ich glaube, sie wird in Frankreich für eine Schönheit gelten, obgleich sie seit der Niederkunft ihre natürlich wohlgebildete Gestalt eingebüßt hat, und, ich fürchte, sie wird diese nie ganz wiedergewinnen." — S. Dalrymple's Memoiren.

Im Jahre 1696 wurde Grammont gefährlich krank. Da König Ludwig XIV. davon hörte und weil er des Grafen Freigläubigkeit wie seinen Leichtsinn kannte, so sandte er den Marquis von Dangeau ab, um sich nach seinem Zustande zu erkundigen und ihn an Gott zu erinnern. Grammont wandte sich dabei zur Gemalin und rief: „Passen Sie auf, Gräfin, sonst prellt Dangeau Sie noch um meine Bekehrung." —

Es scheint damals ein Gerücht von seinem Tode in Umlauf gewesen zu sein. Ninon de l'Enclos sagt darüber in einem Schreiben an St.-Evremond: „Er ist so jugendlich, und ich finde ihn so munter, als ehemals, wo er noch die Leute haßte, wenn sie erkrankten und sie erst wieder lieb gewann, wenn sie gesund geworden."

Endlich starb Grammont am 10. Januar 1707 in einem Alter von 86 Jahren.

Charles de Saint-Denis, Seigneur de Saint-Evremond,

1613 in der Normandie geboren, studirte Rechtswissenschaften zu Paris. Später kämpfte er als Hauptmann bei Nördlingen und Freiburg und stieg im spanischen Erbfolge-Kriege zum Maréchal-de-Camp auf. Mit vielem Geist begabt hat er unter den Lebemännern seiner Zeit eine bedeutende Rolle gespielt. — Sein scharfer Witz, den er auf Kosten des allgemein gefürchteten und gehaßten Mazarin übte, brachte ihn in die Bastille. Im Jahre 1661 mußte er sich

einer zweiten Verhaftung durch die Flucht entziehen. — Veranlassung war die in den Memoiren erwähnte satyrische Behandlung des Pyrenäen-Vertrages, welcher zwischen Spanien und Frankreich 1659 abgeschlossen worden. Saint-Evremond flüchtete an den genußsüchtigen Hof Karl's II. bald nach der Einsetzung des Königs auf den Thron. Von 1664 an lebte er einige Jahre in Holland; allein seit 1670 blieb er bis an seinen späten Tod in England († 1703). Er wurde dort von Karl mit einer kleinen Pension unterstützt, hauptsächlich aber wohl durch seine Gönnerin, die Herzogin von Mazarin, Hortensia Mancini, gefesselt. — Außer dem erwähnten Traité des Pyrenées schrieb er die „Komödie der Akademiker bei Verbesserung der französischen Sprache," — „Urtheil über Seneca, Plutarch und Petron," — „Betrachtungen über antike und moderne Tragödie," — eine „Abhandlung über französische Geschichtsschreiber," und „Kritik über einige französische Schriftsteller." — Seine Arbeiten zeichnen sich durch anmuthige Form und feine Wendungen aus. Sein Styl ist leicht, gefällig, witzig. Bei den Zeitgenossen war sein Ansehn eben so sehr durch persönliches, gesellschaftliches Wirken, als durch diese literarischen Leistungen begründet. Seine heitere Lebensphylosophie mußte an dem üppigen Hofe eines Karl II. natürlich Anklang finden.

Macaulay schildert die Freundin Saint-Evremond's in folgenden Zügen:

„Hortensia Mancini, Herzogin von Mazarin und Nichte des großen Kardinals, war früh aus ihrer Heimath Italien an den französischen Hof gekommen, wo ihr Onkel allmächtig herrschte. Seine Gewalt und ihre Reize hatten eine Schaar von hohen Bewerbern um sie gesammelt. Karl selbst hatte sich während der Verbannung vergeblich um ihre Hand bemüht. Es schien ihr keine Gabe der Natur oder des Glücks zu fehlen. Ihr Antlitz zeigte die reiche Schönheit des Südens, ihr Geist war lebhaft, ihre Bewegungen anmuthig, erhaben ihr Rang, ihre Besitzungen unermeßlich; aber ihre

ungezügelten Leidenschaften hatten all' diesen Segen in Fluch verwandelt. Das Elend einer unglücklichen Verbindung hatte sie nicht ertragen können, sie war ihrem Manne mit Aufopferung ihres bedeutenden Vermögens entflohen, und nachdem sie Rom und Turin durch ihre Abenteuer in Erstaunen gesetzt, schlug sie nun in England ihren Ruhesitz auf. Ihr Haus war der Lieblingssammelplatz der geistvollen Lebemänner und diese ertrugen um ihres Lächelns und eines Platzes an ihrem Tische willen geduldig ihre häufigen Unarten und Anfälle von übler Laune. Rochester und Godolphin vergaßen bisweilen in ihrer Gesellschaft die Staatsgeschäfte. Barillon und Saint-Evremond fanden in ihrem Salon Trost für die lange Verbannung aus Paris. Die Gelehrsamkeit eines Vossius, der Geist eines Waller waren täglich bereit, ihr zu schmeicheln und sie zu unterhalten. Aber ihre kranke Seele bedurfte stärkerer Reizmittel und sie suchte diese in Liebesintriguen, beim Bassetspiel und in berauschendem Getränk." — Es findet sich hier in einer Note bei Anführung von Saint-Evremond's Schreiben eine von einem eifrigen Katholiken abgefaßte Schrift erwähnt, welche Macaulay eine „Salve" oder Breitseite nennt. Die Namen würden in diesem Dokument nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet, wären aber leicht zu errathen, ausgenommen, sagt der Geschichtschreiber, an einer Stelle. Es heißt dort, der D. of Y. (Herzog von York) sei an die dem Bruder schuldige Pflicht der Sakramentreichung gemahnt worden durch P. M. A. C. F. — Der Historiker erklärt, er sei nicht im Stande, die fünf Buchstaben herauszubringen. Auch Walter Scott habe es vergebens versucht. — Nach der Erzählung scheint aber nichts einfacher, als P. M. durch Ports-Mouth (die Herzogin) und A. C. F. durch: and catholic friends (und katholische Freunde oder befreundete Katholiken) zu erklären. — (Was kein Verstand der Verständigen sieht, das findet in Einfalt ein deutsches Gemüth.)

Die Brüder **Hamilton.**

Lord Orford, der Verfasser des „Katalogs nobler Autoren", vermuthet entweder George Hamilton oder den Autor der Memoiren, Anthony, unter dem Helden des Abenteuers mit der Chesterfield. Gegen Ende des Buchs sucht der Lord das Labyrinth, welches durch den Mangel an Vornamen entstanden, zu entwirren. Der ältere zuerst erwähnte Hamilton scheint indeß weder George noch Anthony gewesen zu sein, sondern James, deren Bruder, ältester Sohn von Sir George H. — Dieser ältere Bruder war ein Liebling Karl's II., welcher ihn zum Kammerjunker und zum Obersten eines Regiments machte. In einem Gefecht mit den Holländern nahm ihm eine Kanonenkugel ein Bein; an dieser Wunde starb er am 6. Juni 1673 und ward in der Westminster-Abtei begraben.

George Hamilton ward später zum Ritter kreirt und in Frankreich zum Grafen und maréchal-de-champ erhoben. Er war es, der die erwähnte Miß Jennings heirathete. Im Jahre 1667 (!) soll er mit Hinterlassung von drei Töchtern aus dieser Ehe verstorben sein. Sein Todesjahr ist indeß wohl mit dem seines Vaters verwechselt; denn in einem Schreiben Lord Arlington's an Sir William Godolphin vom 7. September 1671 und in einem andern Briefe von demselben Staatsmanne an Lord Sandwich vom Oktober 1667 finden wir, 1) Bemerkungen über Sir George Hamilton's Reformen in dem irländischen Heere, 2) über dessen Eintritt in den französischen Dienst; er hätte also jenes Jahr einige Zeit überlebt.

Von Anthony, dem jüngsten Bruder und Verfasser der Memoiren, läßt sich mit voller Bestimmtheit jetzt ebenfalls nicht sehr viel ermitteln. Die vollständigste Ausgabe des Buchs nach der von Sir W. Scott im J. 1811 besorgten Revision ist die Bohn'sche vom J. 1846, London. Sie führt den Titel: Memoirs of the Court of Charles II by Count Grammont. Auch diese verdienstliche Arbeit

gewährt über die persönlichen Verhältnisse Anthony's nur mäßige Ausbeute.

Sein Vater, Sir George Hamilton, war ein jüngerer Sohn von James, Earl von Abercorn, seine Mutter die Tochter von Lord Thurles, und Schwester von James Butler, dem ersten Herzog von Ormond; die Familie ist mütterlicher Seits also irischen, väterlicher schottischen Ursprungs. Angeblich wurde er im J. 1646 in Irland geboren. Sein eigentliches Geburtsjahr fällt jedoch wohl 3 bis 4 Jahre früher. Gewöhnlich ist auch behauptet worden, die Familie sei nach Frankreich ausgewandert, als Anthony noch Kind war. Das ist aber ein Irrthum; denn Carte sagt: „Sir G. Hamilton würde seinen Schwager, den Marquis v. Ormond, im Dezember des Jahres 1650 nach Frankreich begleitet haben; allein er war in Irland General-Einnehmer und blieb dort, um seine Rechnungen zur Zufriedenheit aller Partheien in Ordnung zu halten." — Darauf siedelte er im Frühjahr 1651 mit seiner Familie nach Caën über, was Voltaire zu dem Irrthum verleitet, A. Hamilton sei in Frankreich geboren. S. Siecle de Louis XIV. Die Familie lebte längere Zeit in ziemlicher Dürftigkeit, bis Lady Ormond durch Cromwell's Gunst, welcher die Dame sehr hoch schätzte, von ihren und ihres Gatten Gütern in Irland ein Jahres Einkommen von 2000 Pfund Sterling erlangte.

Anthony wurde in der katholischen Religion erzogen und blieb ihr treu. Früh schon trat er in das Heer Ludwigs XIV, wie seine Brüder George, Richard und John. Anthony diente mit Auszeichnung zu einer Zeit, wo auch Churchill (Marlborough) in derselben Armee stand. Bei Jakob's Thronbesteigung erhielt er auf kurze Zeit in Irland eine Stelle als Oberstlieutnant (1686.) Seines Onkels, des Herzogs von Ormond, edle Mißbilligung von Jakob's Benehmen war Schuld, daß Anthony nicht höher befördert wurde. Henry, Earl von Clarendon, Sohn des Lordkanzlers, damals Lordstatthalter von Irland, scheint Anthony H. sehr geschätzt zu haben, ungeachtet

der allgemeinen Abneigung gegen die Katholiken. Der Statthalter erwähnte häufig dessen Diensteifer, Treue, Redlichkeit und Zuverlässigkeit und trug auf seine Erhebung zum Obersten und zum Geheimrath an. Der Empfohlene erhielt eine Pension von 200 Pfund Sterling und er wurde, trotz seiner Opposition gegen die Reformen des wüthenden Tyrconnel, zum Gouverneur von Limerik gemacht.

In der Schlacht am Boyne fiel einer seiner Brüder, John, und Richard, der Andre, schlug sich tapfer, aber handelte sonst zweideutig, wofür Wilhelm von Oranien ihn später bitter tadelte. Nach Jakobs Sturze zogen sich die Brüder wieder nach Frankreich zurück. Anthony, nicht so munter und gesellig wie sein Bruder Richard, lebte still zu Saint-Germain am verbannten Hofe in geistigem Austausch mit einigen Freunden. Seine Schwester, die Gräfin Grammont war größtentheils zu Versailles. — Die Herzogin von Berwick, Gemalin des natürlichen Sohnes Jakobs II., scheint mit ihren Schwestern, den Fräulein Bulkely, den Nichten der schönen Stewart, des Autors Hauptumgang gebildet zu haben. Die jungen Freundinnen sind der beständige Gegenstand seiner Gedichte. Am meisten bewunderte er Henrietta Bulkely; allein der Verbindung mit ihr stellte sich die Armuth entgegen. Die geistvolle junge Dame bekämpfte den Geschmack an den pathetischen Moderomanen und ermunterte Hamilton bei der Abfassung seiner launigen Erzählungen.

Erst im Jahr 1704 verwandte Anthony einige Aufmerksamkeit auf die Zusammenstellung der Memoiren seines Schwagers. Nach Sammlung des Stoffs machte er dem berühmten Boileau den Vorschlag, ihn zu bearbeiten; allein da dieses Dichters Muse etwas zu scharf und böswillig schien, so ging man davon ab, auch weil Boileau selber fürchtete, sein satyrischer Ton könnte den Grafen verletzen (Brief B's. vom 8. Febr. 1705). — La Chapelle war wegen seiner pedantischen Manier gleichfalls der Aufgabe nicht gewachsen. Endlich entschloß sich Hamilton selbst dazu und so wurde der englische Hof die Hauptsache. —

Die Darstellung kann als einzig in ihrer Art betrachtet werden; keine Sprache weist Aehnliches auf. Ein französischer Kritiker bemerkt, wenn man das vollendetste Muster ächt französischer leichter Gattung aussuchen wollte, so müßte man diesen Memoiren die Palme zuerkennen. Lord Orford, ihr Bewundrer, sagt: „Hamilton war erhaben über die Indelikatesse eines Hofes, dessen Laster er so witzig beschrieb und diese Ueberlegenheit hat jene Thorheiten der Vergessenheit entrissen. Gibbon preis't die Leichtigkeit und Reinheit von H's unvergleichlichem Styl und Voltaire stimmt dem Urtheil bei.

Im persönlichen Verkehr erschien Anthony ernst und gemessen; erst in kleinerem Kreise thaute er auf. Er beklagt sich selber über den Mangel an raschem, mündlichem Ausdruck; doch dies scheint eine etwas strenge Selbstkritik, wenn er auch durch manchen Witzling überstrahlt werden mochte. Seine nicht verschuldeten Leiden hatten ihn resignirt gestimmt. Gegen den Schluß des Lebens wandte er sich, in Uebereinstimmung mit dem damals herrschenden Zeitgeiste, einer milden religiösen Betrachtung zu. Die Tugenden: Bescheidenheit, Offenheit und Redlichkeit sind ein schönes Monument des edlen Charakters; es sollte auch dieser Stempel des Genie's dem begabten Schriftsteller nicht fehlen.

„Nur aus der Heiterkeit, die nimmer trübe,
Kommt Licht; — all' andres ist nur Dunkelheit,
Ist Schatten oder Gift der Fleischestriebe."

So der ernste Dante. Hamilton wurde von dem lockren Stoff, den er als Meister beherrschte, nicht befleckt.

Der Herzog von **Ormond**.

James Butler, Herzog von Ormond, geb. den 19. Oct. 1610, gestorben den 21. Juli 1688. — Lord Clarendon bemerkt in der

Fortsetzung seiner Selbst-Biographie über ihn: Vom Anfang der Unruhen an setzte er in des Königs Dienst ohne Rückhalt Leben und Vermögen auf's Spiel und er fuhr mit Muth und Treue in diesem Sinne zu handeln fort, als nach der gewaltsamen Hinrichtung des Königs die Irländer die eingegangenen Verpflichtungen brachen und ihn verließen. Als Ormond sich nicht länger vertheidigen konnte, schlug er die Anerbietungen Cromwell's aus, welcher ihm unter der Bedingung, daß er ruhig bliebe, alle seine Güter zurückgeben wollte. In einem kleinen, schwachen Fahrzeug, ohne einen Paß anzunehmen, ging er nach Frankreich, wo er sich dem Könige anschloß, um sich bis zur Rückkehr desselben auf den Thron nie wieder von ihm zu trennen. Nachdem er für seinen Fürsten so viel gethan, als ein Unterthan nur immer leisten kann, genoß er auch mehr Ansehn und Achtung bei demselben, als irgend einer in der Umgebung. — Clarendon's Leben, Fortsetzung S. 4. Folio-Ausg. —

Bischof Burnet sagt über ihn: Er war in jeder Beziehung für den Hof geschaffen, von gefälligem Aeußren, lebhaftem Geist und heitrem Temperament; glänzend in seinem Aufwande und selbst in seinen Fehlern stets von anständiger Haltung; denn er beobachtete überall die religiösen Formen. — Bei der Belagerung von Dublin blieb er so im Nachtheil, daß dies die Meinung von seinem militärischen Talent bedeutend verminderte. Aber seine treue Hingebung für den Gebieter, sein nachsichtsvolles Wesen und seine erlittenen Duldungen bewogen den Fürsten ihn zum Lord-Haushofmeister und zum Statthalter von Irland zu ernennen. Er blieb dem protestantischen Glauben treu und war dem Landeswohl und den Gesetzen in so weit ergeben, als er immer gute Rathschläge ertheilte; wenn aber schlechte Winke befolgt wurden, so erging er sich nicht in fruchtlosen Klagen. B. B. Gesch. seiner Zeit Thl. I. S. 230.

Ueber Ormond's Zurücksetzung unter Jakob II. vergl. Macaulay, Kap. 4.

Der Earl von Arran.

Richard Butler, Graf von A., fünfter Sohn des Herzogs von Ormond, wurde am 15. Juli 1639 geboren und mit großer Sorgfalt erzogen. Als er heranwuchs, zeichnete er sich durch tapfres, ritterliches Wesen aus und entschied sich für die Waffenlaufbahn. Er erwarb bei Unterdrückung der Meuterer zu Carrick=Fergus Ruhm und benahm sich mit großer Kühnheit bei dem Seegefecht mit den Holländern im Jahre 1673. Im Jahr 1682 wurde er zum Lord=Deputirten von Irland ernannt und verwaltete in Abwesenheit seines Vaters dieses Amt zwei Jahre hindurch. Endlich 1686 starb er zu London, wo er in der Westminster=Abtei beigesetzt wurde. — In früherer Ehe war er mit der Tochter des ersten Herzogs von Buckingham vermält gewesen. Er hinterließ aus zweiter Ehe eine einzige Tochter, Lady Cornwallis.

Thomas, Earl von Ossory,

der älteste Sohn des ersten Herzogs von Ormond und Vater des letzten Erben dieses Titels, war geboren zu Kilkenny den 8. Juli 1634. Schon im 21. Jahre entwarf Sir Robert Southwell, der Staatsmann, folgendes Bild von Ossory: „Er ist ein junger Mann mit einem sehr schönen Gesicht und dichtbewachsenen Lockenhaupt, gut gebaut und sehr wohlwollend; er reitet gut und ist ein gewandter Fechter und Tänzer; er liebt die Musik, spielt die Guitarre und Laute, spricht das Französische mit Eleganz und lies't geläufig Italienisch; dabei ist er ein tüchtiger Geschichtskenner und in Dichtungen so bewandert, daß er in einer großen Gemälde=Gallerie alle Gegenstände erklären kann. Abends um 8 Uhr schließt er seine Thür und studirt bis Mitternacht; er ist mäßig, höflich und in seinem ganzen Benehmen ein Muster."

Sein Tod wurde, zum Kummer seiner Familie und des Volkes, am 30. Juli 1680 durch ein Fieber herbeigeführt. — Macaulay erwähnt Ossory's Theilnahme an der Expedition von Hülfstruppen für die Holländer im 2. Kapitel.

Lady Chesterfield,

die Tochter des Herzogs von Ormond und zweite Gemalin des Earls von Ch., überlebte das erzählte Abenteuer nur kurze Zeit. Sie starb im Juli 1665 im Alter von 25 Jahren.

Die Königin: Katharina von Braganza, Infantin von Portugal.

Ueber ihren Empfang in England sagt Beresby in seinen Memoiren: „Am 19. Mai 1662 ging der König nach Portsmouth, um die Infantin einzuholen. Er hatte das glänzendste, zahlreichste Gefolge, das ich je gesehen. Aber wenn auch bei dieser Gelegenheit Alles herrlich und verschwenderisch erschien, so blieb doch leicht zu erkennen, wie der König von seiner Braut nicht sehr eingenommen war. Sie war klein und mit einem ziemlich hübschen Gesicht ausgestattet; konnte aber weder durch Gestalt noch Manieren den entferntesten Vergleich mit Lady Castlemaine aushalten, der schönsten Frau ihrer Zeit. Bekannt ist, daß man dem Lordkanzler diese unfruchtbare Verbindung zur Last legte."

Nach der Vermälung war Karls erste Sorge, die neue Königin mit der Lady Castlemaine, seiner Mätresse, gut zu stellen. Vorher hatte er die Eifersucht der Letzteren dadurch zu beschwichtigen gesucht, daß er versprach, sie zu einer der Hofdamen der Fürstin zu machen.

Katharina war erstaunt als sie an der Spitze der Liste ihrer Frauen die gefürchtete Lady fand, von der sie schon gehört hatte. Sogleich durchstrich sie den Namen und hob, nach der Angabe von Pepys, alle Einreden auf, indem sie den König versicherte, er müsse sich darin entweder ihren Wünschen fügen oder sie nach Lissabon zurücksenden. Für den Augenblick gab Karl nach; doch bald stellte er die Mätresse in Gegenwart des versammelten Hofes der Gemalin vor. Da die Königin den Namen nicht deutlich hörte, so empfing sie zum Erstaunen Aller die Präsentirte äußerst gnädig und gestattete ihr den Handkuß. Eine Dame aus ihrem portugiesischen Gefolge flüsterte ihr jedoch Aufklärung zu. Da änderte sich ihre Farbe plötzlich, ihre Augen füllten sich mit Thränen, Blut drang ihr aus der Nase und sie ward ohnmächtig in ihr Zimmer getragen. —

Es verging einige Zeit, ehe sie bewogen werden konnte, ihres Gemals Untreue durch die Anstellung zu sanktioniren. Der König versuchte sie unter dem Vorwande zu gewinnen, es stehe hier seine Ehre auf dem Spiel. Er versprach, allen Verkehr mit der Gräfin C. einzustellen, ein Versprechen, das er natürlich bald brach. Karl wandte sich dann an Lord Clarendon, um eine Aussöhnung herbeizuführen; aber nach dreimaliger Rücksprache blieb die Königin noch immer über die Zumuthung entrüstet. Endlich änderte der Fürst sein Benehmen und behandelte die Widerspänstige mit Kälte und Gleichgültigkeit; sie blieb von allen seinen Vergnügungspartien ausgeschlossen und in dieser Lage kam sie den Wünschen nach. Sie unterhielt sich öffentlich mit ihrer Nebenbuhlerin und später finden wir, wie sie an vielen der ausgelassendsten Feste des Hofes Theil nimmt. Im weiteren Verlauf der Regierung hören wir nur wenig von ihr, außer daß sie einmal eine unglückliche Niederkunft hielt. Dies hob wenigstens die Annahme von ihrer Unfruchtbarkeit auf. Als der Herzog von Buckingham einst in einer tollen Laune vorschlug, sie nach einer Kolonie zu führen, sagte Karl: es würde ein schlechter Streich sein, wenn man die arme Frau so behandeln wollte, bloß,

weil sie seine Gemalin sei und ihm keine Kinder brächte; das wäre ja doch nicht ihre Schuld.

Evelyn erzählt: die Königin kam mit einem Gefolge von portugiesischen Damen in ihren abenteuerlichen Reifröcken oder Gard-Infantas; ihre Gesichter waren olivenfarben und abstoßend. Die Fürstin blieb immer noch die hübscheste unter allen; wenn auch klein von Statur, war sie doch wohlgebildet, hatte schmachtende, sehr schöne Augen; ihre Zähne indeß entstellten durch zu weites Vortreten den Mund.

Clarendon führt ihre strenge klösterliche Erziehung als Grund an, weshalb sie sich nicht sogleich in die freien Sitten eines üppigen Hofes finden konnte. (S. Fortsetzung von Clarendon's Leben.)

Vom Gefolge sagt derselbe: die Frauen, größtentheils alt und häßlich, steif und für die Unterhaltung mit gebildeten Leuten ganz ungeeignet, waren nicht dazu angethan, die Fürstin mit ihrer künftigen hohen Stellung vertraut zu machen. Sie wünschten sie allein zu beherrschen und hatten sich verschworen, die Königin solle weder die englische Sprache lernen, noch das Landes-Kostüm anlegen. Dies hielten sie der Würde Portugals für angemessen und hofften dadurch die englischen Damen zu zwingen, die Mode der Gebieterin anzunehmen. Der Hofschneider konnte niemals Zutritt erhalten; auch empfing sie bei ihrer Ankunft in Portsmouth keine englische Dame, bevor sie nicht den König gesehen. Nicht eher konnte sie sich zum Ablegen ihrer Landestracht entschließen, als bis ihr fürstlicher Gemal ernstlich Unwillen äußerte. Ihre Damen wurden bald entlassen. — Wie erwähnt lebte sie dann mit dem König nachsichtsvoll und in Eintracht und blieb nach seinem Tode in England bis zum März 1692, wo sie Somersethouse, ihren Palast, verließ, um sich nach Portugal zurückzuziehen. Dort starb sie im Dezember 1705.

Der Graf oder Earl von **St. Albans**, und Königin **Henrietta**.

Henry Jermyn, Baron von St. Edmunds-Bury, war Oberstallmeister der Königin Henrietta und Geheimrath Karls II. Im Juli 1660 wurde er als Gesandter nach Frankreich geschickt und 1671 ward er Lordkammerherr des königlichen Hauses. Er starb im Januar 1683. Sir John Veresby behauptet, der Graf sei mit der Königin Henrietta vermält gewesen. „Die Aebtissin eines englischen Klosters in Paris, wohin die Königin sich zurückzuziehen pflegte, sagte mir, dieselbe fürchte den Grafen St. Albans sehr und er hätte augenscheinlich den größten Einfluß auf die Fürstin und deren Angelegenheiten; er war aber mit ihr vermält oder, wie einige Leute, denen ich damals nicht Glauben schenkte, behaupten, er hatte Kinder mit ihr. — Sir John Veresby's Memoiren. S. 4. — Die Fürstin von Baiern sagt in ihren Briefen: „Karl des Ersten Wittwe schloß eine heimliche Ehe mit ihrem Stallmeister, Lord St. Albans, der sie sehr schlecht behandelte, so daß, während sie kein Stück Holz hatte, um sich zu wärmen, er in seiner Wohnung reichliches Feuer und eine glänzende Tafel hielt. Er gab der Königin nie ein freundliches Wort und wenn sie zu ihm sprach, pflegte er zu sagen: „was will die Frau von mir?" —

Kardinal Retz schildert in seinen Memoiren das Elend, in dem er sie mit ihrer Tochter, der nachherigen Herzogin von Orleans, fand. Das Parlament wurde veranlaßt, ihr 40,000 Livres zu senden. „Die Nachwelt wird kaum glauben, daß eine Königin von England, eine Enkelin des großen Heinrich IV. kein Stückchen Holz hatte, sich zu wärmen und zwar mitten im Januar und unter den Augen des Hofes, im Louvre; — wir Menschen bleiben stumpf beim Anblick gegenwärtiger Abscheulichkeiten, während Beispiele aus der Vergangenheit uns rühren." — Clarendon sagt: „Der Marquis von Ormond schloß sich mit einigen Freunden ein, lebte von einer Pistole

die Woche und ging zu Fuß, — für Paris eine herabsetzende Lebensweise, — während Lord Jermyn große Tafel für seine Schmarotzer hielt und eine Kutsche nebst allen Bequemlichkeiten besaß. Der König konnte damals oft nicht zwanzig Pistolen geborgt erhalten." — Lord C.'s Geschichte der Rebellion Thl. 3. p. 2.

Henry Jermyn,

ein jüngerer Sohn von Thomas, dem älteren Bruder des Earl's von St. Albans, wurde im Jahre 1685 zum Earl von Dover erhoben und starb kinderlos zu Cheveley in der Grafschaft Cambridge 1708. — St. Evremond rühmt seine Gastfreiheit, sein mildes Wesen in der Zurückgezogenheit. Macaulay fällt dagegen, von seinem Standpunkte aus nicht ohne Grund, ein strengeres Urtheil. (Vergl. Kap. 6.) „Die Ernennung eines ruinirten Spielers zu dem Vertrauensposten eines Lords des Schatzes (1687) mußte an sich hinreichen, das Volk mit Abscheu zu erfüllen. Der ausschweifende Etheredge, welcher damals als Gesandter zu Regensburg lebte, konnte sich eines bitteren Lächelns nicht enthalten und sprach die Hoffnung aus: sein alter Vergnügungsgenosse, Lord Dover, werde wohl des Königs Geld besser in Ordnung zu halten wissen als sein eigenes."

In seinem Tagebuch sagt Pepys, 21. Dezember 1660: Ich höre, die königliche Prinzessin (die Wittwe des Prinzen von Nassau-Oranien) habe sich mit dem jungen Jermyn verheirathet. Das ist schlimmer als die Vermälung des Herzogs von York mit des Kanzlers Tochter, welche Verbindung jetzt öffentlich bekannt ist.

Edward Hyde, Earl von Clarendon, Lordkanzler.

In Beziehung auf Clarendon stimmen Hamilton und Macaulay, obgleich aus verschiedenen Gesichtspunkten, fast überein. Der

Hauptzug, der aus Beider Darstellung sich abnehmen läßt, ist, daß der große Staatsmann unter den schwierigsten Umständen die richtige Mitte zu halten suchte. Auffallender Weise erwähnt Macaulay des Kanzlers Sittenstrenge, ohne dabei einer aus andern Quellen hinlänglich bekannten Ursache seines Sturzes zu erwähnen, nämlich der Leidenschaft König Karls für die schöne Miß Stewart, eine Dame, welche eine Hauptrolle in den Memoiren spielt. Karl II. wollte sich von seiner kinderlosen Gemalin Katharina trennen, um Miß Stewart zur Königin zu erheben. Dem widersetzte sich der Kanzler mit aller Macht, und begünstigte darum Miß Stewart's Vermälung mit dem Herzoge von Richmond. (Vergl. das letzte Kapitel der Memoiren.) Die Feinde im Parlament, die Clarendon allerdings durch unvorsichtige Ueberhebung reizte, wie er die Masse des Volks durch seine hochkirchlichen Grundsätze und durch Unterdrückung des Sektenwesens aufregte, benutzten im Verein mit der Schaar der lockeren Höflinge die heftige Leidenschaft des Fürsten für die schöne Lady und der Sieg über den Minister wurde nicht schwer. Es heißt bei Macaulay, Kap. 2:

„Die schottischen Presbyterianer schrieben ihm den Fall ihrer Kirche zu, die irländischen Katholiken den Verlust ihrer Güter. Als Vater der Herzogin von York hatte er augenscheinlich einen Grund zu wünschen, daß eine unfruchtbare Königin auf dem Throne sitze und man hatte ihn somit in Verdacht, er habe absichtlich eine solche empfohlen (!)" —

Er hielt die königliche Prärogative so viel als möglich aufrecht; doch wollte er, unabhängig von der Bewilligung durch das Parlament, der Verschwendung des Hofes keine Geldquellen eröffnen. Macaulay sagt: „Aus den angeführten Gründen wurde er im Unterhause gehaßt. Aus sehr verschiedenen Ursachen haßte ihn aber der Hof. Seine Moral wie seine Politik waren die einer vergangenen Zeit. Selbst als junger Rechtsstudent, als er noch viel mit Schöngeistern und Weltmännern umging, hatten ein natürlicher

Ernst und seine Religiosität ihn vor Modeausschweifungen behütet und bei vorgerückten Jahren, bei abnehmender Gesundheit war nicht zu erwarten, daß er locker werden mochte. Auf die Ausschweifungen der Jugend blickte er mit eben so bitterer Verachtung, wie auf die theologischen Streitigkeiten der Sektirer. Er versäumte keine Gelegenheit, seine Geringschätzung gegen die Possenreißer, Lebemänner und Courtisanen an den Tag zu legen, welche sich im Palaste drängten; seine an den König gerichteten Ermahnungen waren sehr scharf und, — was Karl noch weniger liebte, — sehr lang. Kaum erhob sich eine Stimme zu Gunsten eines Ministers, der mit dem Vorwurfe von Mißgriffen, welche die Wuth des Volks reizten, belastet und mit Tugenden ausgerüstet war, die dem Monarchen unbequem und störend entgegen traten. — Männlich und treu erfüllte Ormond die Pflicht der Freundschaft, aber vergebens. Mit gewaltigem Sturz fiel der Kanzler. Ihm ward das Staatssiegel genommen, das Unterhaus klagte ihn an, sein Leben war nicht sicher; er floh aus dem Lande, es wurde eine Parlaments-Akte erlassen, welche ewige Verbannung über ihn aussprach und die Gegner, die seine Stellung untergraben hatten, kämpften um die Trümmer seiner Macht. — (M. Kap. 2.)

Die Verbannung überlebte er nur sechs Jahre. Seine Söhne Henry und Lawrence, — in der Folge bekannt unter den Namen: Clarendon und Rochester (der letztere nicht mit John Wilmot, Lord R., dem witzigen Lebemann zu verwechseln, der in den Memoiren auftritt) gaben sein Leben und seine Correspondenz heraus. Sein Verdienst als Schriftsteller, namentlich durch das gehaltvolle Werk: „Geschichte der Rebellion und der Bürgerkriege in England", ist allgemein anerkannt. Auch Macaulay sagt: „die Achtung, welche wir mit Recht für Clarendon, den Schriftsteller, empfinden, muß uns über den Staatsmann nicht verblenden, dessen Fehler indeß theilweise durch die ungünstige Stellung, in der er sich befand, erklärt und entschuldigt werden. Niemand schrieb besser Staatsdokumente u. s. w." —

Das Fazit bleibt, daß er den extremen Richtungen, der maaßlosen Begehrlichkeit der Royalisten, wie dem zersplitternden Dissidenten-Wesen im Volke Kampf bot. Durch die den Sekten zugedachte Indulgenz wollten König Karl und der Herzog von York nur dem Katholizismus eine Hinterthür öffnen und der Kanzler wußte dies sehr gut: daher seine sogenannte Intoleranz. Karl konnte mit seinen Neigungen einen tüchtigen, gewissenhaften Minister nicht gebrauchen, sondern nur Leute, die seiner Verschwendungssucht stets neue Quellen öffneten. So wurde denn ein Mann, der sein ganzes Leben der königlichen Sache geweiht, welcher Karl in seiner bettelhaften Verbannung treu zur Seite blieb und dessen unermüdlicher Thätigkeit die Stuarts ihre Wiedereinsetzung auf den Thron hauptsächlich verdankten, unter den schmachvollsten Formen in das Exil verstoßen, seine Vertheidigungsschrift von Henkershand verbrannt und es ward sein Leben noch auf dem Continent von seinen Landsleuten bedroht. Er wurde von englischen Matrosen überfallen, gefährlich verwundet und nur mit Mühe ihren Händen entrissen. — Später lebte er die letzten sechs Jahre abwechselnd zu Montpellier, Moulins und zu Rouen und starb im Dezember 1674. Seine Leiche wurde nach England gebracht. Eine gerechtere Nachwelt gab ihm eine Ruhestätte in der Westminster-Abtei.

Um die Vermälung seiner Tochter Anna mit dem Herzog von York wußte der Lordkanzler anfangs nicht. Karl erkannte sie als legitim an mit dem Bemerken, die Verbindung werde seine Gesinnung gegen den Minister nicht ändern. Die beiden Prinzessinnen Anna und Maria, später Königinnen von England, waren die Sprößlinge dieser Ehe.

Sir George **Berkley** (Lord Falmouth)

wird hier irrthümlich George genannt. Er hieß eigentlich Charles und war der zweite Sohn eines Sir — Berkley, auf Bruton in

Glocestershire. — Charles B. wurde der erste Günstling und Gefährte des Herzogs von York in allen Feldzügen. Zum Earl von Falmouth ward er 1664 erhoben. Er besaß Gewandtheit genug, sich auf gleiche Weise bei dem Könige wie bei dessen Bruder in Gunst zu erhalten. Lord Clarendon, der Grund hat, Abneigung gegen ihn zu hegen, nennt ihn einen sehr verderbten Menschen und sagt: „Nur der König hätte in ihm Gaben oder Eigenschaften entdecken können, von deren Besitz jeder Andre seine Freunde gern frei sehen möchte. Er war schon jung von unersättlichem Ehrgeiz; etwas mehr Erfahrung dürfte ihm alles nöthige Wissen verliehen haben, für das seine Fassungskraft empfänglich war.“ Clarendon's Leben.

Bischof Burnet ist etwas milder im Urtheil über ihn: „Berkley“, sagt er, „war großmüthig und freigebig. Viele sind der Meinung, er würde, wenn er die Ausschweifungen jener Periode überstanden hätte und zu einem gesetzteren Lebensalter gelangt wäre, den König zu edlen und großen Zwecken hingelenkt haben.“ B. Burnet, Geschichte seiner Zeit. — Er verlor das Leben in der Schlacht bei der Southwold-Bay, im Juni 1665, durch einen Schuß, welcher zugleich Lord Muskerry und Richard Boyle tödtete, als sie auf dem Verdeck standen, dicht beim Herzog von York. Der Prinz ward von ihrem Blut bespritzt. — „Obwohl nicht verschwenderisch,“ sagt König Jakob über ihn, „starb Lord Falmouth ohne einen Pfennig Vermögen.“ Macpherson's Staats-Dokumente, Thl. 1. — Er wurde vom König mit einem Strom von Thränen betrauert zum Erstaunen Aller, die den Fürsten andre Schicksalsstöße mit Gleichmuth hatten ertragen sehn. Clarendon's Leben, S. 269.

Miß Bagot.

Elisabeth, Tochter von Hervey Bagot, dem zweiten Sohne des Sir Hervey B. — In erster Ehe heirathete sie Charles Berkley,

Lord Falmouth und nach dessen Tode den späteren Herzog von Dorset, Charles Sackville. Den Zeit-Satyrikern läßt sich hinsichtlich der Wahrheit nicht allzuviel trauen; sonst hätte diese Dame später Hamilton's günstiges Urtheil nicht sehr gerechtfertigt. Dryden und Mulgrave greifen Dorset und dessen Gemalin ohne Rücksicht an, doch mehr den Herzog als die Lady, die sie als unfruchtbar bezeichnen, nachdem sie den zweiten Gemal durch Koketterie gefesselt hätte.

Henry Bennet, Lord **Arlington**,

erster Staatssekretär und Lordkammerherr König Karl's II. Sein Verfahren unter den Zeitumständen läßt ihn nicht vorwurfsfrei erscheinen. Macpherson sagt über ihn: „Statt bedeutender Talente wußte er die geringen Gaben, die er besaß, gewandt geltend zu machen. Nachgiebig in Grundsätzen und von angenehmer Zuvorkommenheit, nahm er ein, selbst wenn man wußte, daß er täusche und seine Haltung verschaffte ihm da Einfluß, wo er keiner Achtung genoß. Wegen seiner natürlichen Scheu war er zu kühnen Maßnahmen nicht geeignet und daraus machte ihm die Welt eine Tugend, die Eigenschaft weiser Mäßigung. Ueber seine Bereitwilligkeit, neue Schritte gutzuheißen, vergaß man die früheren Fehler, zu denen er eben so eifrig die Hand geboten. Der Mangel an Ehrlichkeit wurde ihm wegen jenes Scheines von Anstand verziehen, mit dem er seine Zweideutigkeit umgab. Zu schwach, um sich von Aberglauben frei zu erhalten, dabei zu praktisch, um seine Anhänglichkeit an die katholische Kirche offen zu bekennen, galt er bei Lebzeiten als Protestant, doch starb er als Katholik. — Furchtsamkeit war sein Hauptzug und da das bekannt war, so konnten selbst größere Feiglinge ihn beherrschen. Von allen seinen Kollegen des Cabal-Ministeriums war er an Talent der schwächste, aber er besaß die meiste Kenntniß des formellen Geschäftsganges, — eine Kenntniß,

welche bei Staatsgeschäften höhere Leistungen begabterer Männer oftmals aufwiegt." Macpherson's Original-Papiere, Thl. 1. — Lord Arlington starb im Juli 1685. — Vergl. auch seinen Charakter in des Herzogs Buckingham-Sheffield Werken.

Die Dame aus Holland, seine Gemalin, war Isabella, Tochter Ludwig's von Nassau, des Sohnes des Prinzen Moritz von Oranien. Mit ihr hatte er eine Tochter, die an König Karl's Sohn den Herzog von Grafton, welcher aus der Verbindung mit der Herzogin von Cleveland abstammte, vermält ward. Sie lebte als Gräfin Arlington noch unter Georg's I. Regierung.

George Villiers, der zweite Herzog von **Buckingham,**

war geboren den 30. Januar 1627. Lord Orford bemerkt: „Wenn dieser außerordentliche Mann, mit der Schönheit und dem Geiste eines Alcibiades begabt, den Presbyterianer Fairfax und den ausschweifenden König Karl auf gleiche Weise bezaubern, wenn er ebenso den witzigen Fürsten wie dessen gravitätischen Kanzler verspotten konnte, wenn er das Verderben seines Landes mit einer Cabala von schlechten Ministern anbahnte oder nicht minder grundsatzlos des Landes Wohl mit falschen Patrioten erstrebte, so bedauert man, daß solche Gaben ohne allen Beisatz von Tugend verloren gingen; aber wenn Alcibiades Alchymist wird, wenn er, ein habsüchtiger Träumer nach Seifenblasen jagt, wenn der Ehrgeiz nur ein Zeitvertreib wird, und die schlimmsten Pläne nur elenden Zwecken dienen, — so läßt gerechte Verachtung alles Nachdenken über diesen Charakter verschwendet erscheinen."

Burnet sagt: „Er war nicht den Wissenschaften ergeben, eine Zeitlang nur beschäftigte er sich mit Chemie und glaubte der Entdeckung des Steines der Weisen nahe zu sein, welches die gewöhnliche

Folge hatte, d. h. er mußte theuer dafür bezahlen. Ohne Sinn für Religion, Tugend oder Freundschaft lagen ihm nur Vergnügungen, tolle Streiche oder Ausschweifungen am Herzen. Er blieb keiner Sache treu, weil er sich selbst nicht treu war; — er konnte nie einen Gedanken fest verfolgen, kein Geheimniß bewahren, noch auch sein Vermögen, damals das größte in England, zu Rathe halten. In der Nähe des Königs aufgewachsen, hatte er lange großen Einfluß auf diesen, sprach aber über ihn zu aller Welt mit Verachtung und zog sich endlich bleibende Ungnade zu. Der Wahnsinn des Lasters erschien in diesem Manne in außerordentlichem Grade verkörpert; er ward zuletzt verächtlich, arm und siech und seine Geistesgaben schwanden, so daß man ihn endlich mied, wie man ihn früher gesucht hatte." — B. B. Gesch. s. Zeit, Thl. 1. S. 137. — Buckingham's Opposition in Verbindung mit Shaftsbury schildert Macaulay im 2. Kap.

Dann sagt der Geschichtsschreiber später, Kap. 8:

„Die Familie Shrewsbury, die Nachkommen Talbot's, des Bekämpfers der Jungfrau von Orleans, hatte seit zwei Jahrhunderten sich in höchst ehrenwerthem Lichte gezeigt. Das Haupt der Familie war nach der Restauration der Earl Francis, ein Katholik. Sein Tod fand unter Umständen statt, wie sie selbst in jener zügellosen Zeit, welche dem Sturze des Puritanismus folgte, die Menschen mit Schrecken und Mitleid erfüllte. In seinen wechselnden Liebesverhältnissen wurde der Herzog von Buckingham eine Zeitlang durch die Gräfin Shrewsbury gefesselt. Sie war bald gewonnen. Der Gemal forderte den Galan und blieb im Zweikampf. Einige behaupten, die ehrvergessene Frau habe dem Kampfe in Männertracht beigewohnt, Andre, sie habe den Liebhaber an die Brust gedrückt, während sein Hemd noch vom Blut des Gatten befleckt war."

Indem Pepys in seinem Tagebuch den Vorfall mit allen Einzelheiten berichtet; sagt er: „Lord Shrewsbury ward durch und durch gestoßen und alle Theilnehmer am Duell (darunter auch Talbot),

verwundet. Dieser Fall wird die Welt denken lassen, der König habe schöne Räthe um sich, da der Herzog von Buckingham, sein nächster Rathgeber, so thöricht ist, sich um eine Geliebte zu schlagen. Und das möchte dem Herzog sehr schlecht bekommen, wenn nicht Lady Castlemaine, die jetzt allmächtig herrscht, mit dem Herzoge auf gutem Fuß zu bleiben trachtete. Doch ist dies eine Zeit, wo der König, wie ich glaube, nicht gern in solche Angelegenheiten sich mischen mag. Auch ist es ergötzlich zu hören, daß der Fürst einige Zeit vorher um das Duell wußte und dem Lord-General auftrug, es zu verhindern, dieser aber sich wieder auf den König verließ" u. s. f.

Anna **Henrietta**, Herzogin von Orleans, König Karl's II. Schwester,

wird von Macaulay bei Gelegenheit des Vertrages von Dover vorübergehend erwähnt. (Kap. 2.) Sie ist in den Memoiren an mehreren Stellen einfach mit „Madame" bezeichnet. Henrietta wurde während der Bürgerkriege zu Exeter am 16. Juni 1644 geboren. Kaum drei Wochen alt mußte sie mit ihrer Mutter Henriette (der Königin-Wittwe in den Memoiren) nach Frankreich flüchten. Dort wurde sie im Kloster Chaillot von ihr erzogen. Da die Prinzessin mit großen Talenten körperliche Schönheit verband, so wünschte Anna von Oestreich, die Mutter Ludwig's XIV., diesen jungen Fürsten mit ihr zu vermälen. Der König schien dazu indeß nicht geneigt und ihre Hand wurde dessen Bruder, dem Herzog Philipp von Orleans zu Theil. Im März 1661 fand die Vermälung statt, und nun schien es Ludwig zu bereuen, daß er sie ausgeschlagen. Er näherte sich ihr; die junge Herzogin soll gegen seine Huldigung nicht unempfindlich geblieben sein. Dies Verhältniß, nebst einigen Intriguen mit andern Hofkavalieren, deren Aufmerksamkeiten sie ohne Rücksicht

auf den Schein duldete, erweckte des Herzogs, ihres Gemals, Eifersucht. Am Könige selbst hatte sie jedoch aus politischen Rücksichten eine entschiedene Stütze. Nachdem nämlich ihr Bruder, König Karl II., den englischen Thron wieder bestiegen hatte, lag Ludwig XIV. viel daran, den britischen Monarchen von der Allianz mit Holland und Schweden abzuziehen (Tripel-Allianz Kap. 2. bei Macaulay), — weil der französische König schon damals den Plan hegte, einen Theil von Flandern sich zuzueignen. Da der gewöhnliche diplomatische Weg hierzu nicht hinreichte, so weihte Ludwig seine Schwägerin in die Sache ein. Sie ergriff den Vorschlag mit um so größerem Eifer, da ihrem Geist für Intrigue dadurch ein weites Feld geöffnet ward. 1670 reis'te sie mit dem Hofe nach Flandern und von Calais aus fuhr sie unter dem Vorwande, ihren Bruder Karl zu besuchen, plötzlich nach Dover, wo dieser sich eingefunden hatte. Mademoiselle de Querouaille (Louise), eine Bretagnerin, später Karl's II. Geliebte und unter dem Namen Herzogin von Portsmouth bekannt, begleitete die Prinzessin. Es gelang dem Zureden der Schwester wie dem Zauber ihrer Freundin, den schwachen Karl in der kurzen Zeit von zehn Tagen ganz so zu stimmen, wie Ludwig es wünschte. Kaum jedoch war Henrietta nach Frankreich zurückgekehrt, so wurde sie in Saint-Cloud plötzlich von heftigen Schmerzen befallen, die unerwartet ihren Tod herbeiführten, am 29. Juni 1670. Sogleich erhob sich der Verdacht einer Vergiftung, und wenn auch die Aerzte bei der im Beisein des englischen Gesandten vorgenommenen Secirung das Gegentheil sagten, so erhielt sich doch der Glaube an eine Schandthat aus Rache aufrecht. Nach den von der zweiten Gemalin des Herzogs von Orleans, Prinzessin von Baiern, verfaßten Denkschriften und Briefen soll der Chevalier de Lorraine, der Busenfreund des Herzogs, Anstifter der Sache gewesen sein; er lebte damals im Exil zu Rom und Henrietta hatte dessen Ungnade bei Ludwig XIV. veranlaßt. Zwei Jahre nach dem Tode der Herzogin ließ der König den Chevalier wieder

an den Hof kommen und weil er seines Einflusses auf den Bruder bedurfte, erhob er denselben sogar zum Marschall von Frankreich.

Jakob, Herzog von York,

nachmals König Jakob II., geboren den 15. October 1633, folgte seinem Bruder am 6. Februar 1684/85 in der Regierung, wurde gestürzt 1688 und starb in der Verbannung den 6. September 1701. Des Bischofs Burnet Charakteristik kommt der Wahrheit ziemlich nahe. „In seiner Jugend", sagt er, „war der Herzog durch Tapferkeit ausgezeichnet; Marschall Türenne hob ihn so hervor, daß er, bis seine Ehe ihn herabzog, den König fast verdunkelte und als der Begabtere von Beiden erschien. Von Natur war er offen und wahr und ein treuer Freund, bis die politischen und religiösen Verhältnisse seine angebornen Grundsätze und Neigungen überwältigten. Auf die Staatsgeschäfte lenkte er seinen Sinn mit dem eifrigen Wunsch, sie zu verstehen; zu diesem Zweck führte er genau Buch über alle Ereignisse, von welchen Aufzeichnungen er mir viele vorwies. Der Herzog von Buckingham gab mir einst eine kurze und scharfe Charakteristik beider Brüder, die um so schneidender scheint, weil sie treffend ist. Der König, sagte er, könnte, wenn er nur wollte, die Dinge sehen, wie sie sind und der Herzog möchte sie so sehen, wenn er nur könnte. Jakob besaß kein richtiges Urtheil und er folgte zu sehr Anderen, denen er vertraute; gegen alle sonstigen Mahnungen war er taub. Mit hohen Begriffen von der königlichen Würde auferzogen, hielt er als Grundsatz fest: Alle, die von des Königs Meinung abweichen, sind im Herzen Rebellen. Beständig war er in eine oder die andre Liebesintrigue verwickelt, ohne in seiner Wahl sorgfältig zu sein; dies veranlaßte den König Karl zu der Aeußerung: er glaube, seinem Bruder würden die Mätressen von den Priestern als Buße auferlegt. — Er war von heftigem und

rachsüchtigem Temperament; die Mitglieder der Opposition wurden durch seine Verfolgung im Hause der Gemeinen nur beliebter. Viele Jahre hindurch verheimlichte er seinen religiösen Glauben und erschien als ein eifriger Anhänger der Staatskirche. Das Verwerfen aller Vermittelungsversuche machte die Opposition insgesammt nur stärker und einiger. Jakob war ein sparsamer Fürst und brachte seinen Hof auf einen Fuß der Ordnung und der Pracht; denn er hatte 100,000 Pfund Einkommen bewilligt erhalten. Er wurde Oberadmiral und verstand die Marine-Angelegenheiten gründlich."

Miß Hyde, die Herzogin von York.

Anna, die älteste Tochter des Lordkanzlers Clarendon. — Jakob selbst schreibt in seinem Journal über seine Verbindung: „Der König verweigerte anfangs seine Zustimmung zu des Herzogs Ehe mit Miß Hyde. Viele von den Freunden und Dienern waren dagegen. Endlich willigte der König ein und der Herzog vermälte sich mit ihr erst heimlich; dann machte er die Sache bald bekannt. Der Mangel an Herkunft wurde bei ihr durch vielfache Tugenden aufgewogen und ihre Haltung entsprach in der Folge ihrer Würde." An einer andern Stelle sagt er: „Als seine Schwester, die königliche Prinzessin, nach Paris kam, um ihre Mutter, die Königin-Wittwe zu besuchen, verliebte sich der Herzog von York in Miß Anna Hyde, eine der Ehrendamen. In ihrer Person vereinten sich alle Eigenschaften, die auch ein minder empfängliches Herz, als das seine, in Flammen setzen konnten und sie machte diese so geltend und brachte seine Leidenschaft auf eine solche Höhe, daß er sie allein zur Gemalin zu nehmen beschloß und ihr ein Eheversprechen ertheilte." Macpherson's Staatsdokumente, Thl. 1.

Pepys erzählt in seinem Tagebuch, unterm 7. October 1660:

„Es wurde mir gesagt, der Herzog von York habe des Kanzlers Tochter geschwängert und sie dringe auf Erfüllung des Eheversprechens, welches er mit seinem Blute gezeichnet aber wieder verstohlen aus ihrem Kabinet genommen habe. Sie meinte, der König wolle die Vermälung, aber der Herzog selbst nicht.“

An andrer Stelle, unterm 23. Februar 1660—1661: „Von Herrn Hartlett erfuhr ich, der Lordkanzler habe den Herzog von York und die Duchesse mit deren Kammerfrau, nebst Lord Ossory und einen Doktor als Zeugen vor die Richter des Königreichs geführt, um alle Umstände über die Heirath auszusagen. Und kurz, es wird behauptet, sie seien nicht eher als einen oder zwei Monate vor der Niederkunft vermält worden, obgleich sie sich lange genug zuvor verbunden und das Kind also Zeit hatte, legitim zu sein. Aber ich höre nicht, daß die Frage den Richtern vorgelegt worden, ob der Sprößling gesetzmäßig sei oder nicht.“ (Das Kind war die nachmalige Königin von England, Maria, Wilhelm's von Oranien Gemalin).

Die beiden Russell.

Der Onkel war John Russell, dritter Sohn von Francis, dem vierten Earl von Bedford. John war Oberst des 4ten Regiments der Fußgarde. Er starb unvermält im November 1681.

Der Neffe William war der älteste Sohn von Edward R., dem jüngeren Bruder des Vorigen. William war Bannerträger Karl's II. und starb unverheirathet im J. 1674. Er war der ältere Bruder des Earl von Orford.

Mister **Jones**,

nachmals Earl von Ranelagh. — Richard, der erste Earl v. R., war im J. 1674 Mitglied des Hauses der Gemeinen und Vize-Schatzmeister von Irland. Unter König Wilhelm und unter Königin Anna bekleidete er mehrere Aemter und starb 1711. — Bischof Burnet sagt: „Lord R. war ein junger Mann mit vielem Talent und ebenso vielen Lastern ausgestattet. In der Unterhaltung zeigte er eine Munterkeit, welche den König fesselte; für die Geschäfte besaß er dabei bedeutende Gewandtheit.“ B. B., Thl. 1. S. 373.

Lady **Muskerry**,

einzige Erbin des Earl von Clanricarde. Ihr Name war Margaretha, nicht Elisabeth, wie Lord Orford meint. Sie war dreimal vermält: 1) an Lord M., 2) an den Viscount Purbeck und 3) an Robert Fielding. Durch ihre thörichte Verschwendungssucht verlor sie ihre Ländereien und starb im Elend 1698. Sie hatte Summerhill, ihren prächtigen Landsitz, zu einem Paradiese umgeschaffen.

Die Herzogin von **Newcastle**.

Diese phantastische Dame, wie Orford sie nennt, war eine jüngere Tochter von Sir Charles Lucas; sie begleitete die Königin-Wittwe in die Verbannung nach Paris. Dort heirathete sie den Herzog von Newcastle und blieb mit ihm bis zur Wiederkehr des Königs in Frankreich. Nachher lebte sie nur den schönen Künsten. Sie behielt Nachts immer eine Gesellschaftsdame wachend bei sich, die ihre Gedanken aufzuzeichnen hatte. Die Herzogin schrieb mittelmäßige

Dramen; man verglich sie in ihrem Wesen mit Christina von Schweden. Sie starb 1673 und wurde in der Westminster-Abtei begraben. — Alle ihre Conceptionen waren nur literarischer Natur; denn die Dame hinterließ keine leibliche Nachkommenschaft.

Thomas **Howard**,

Bruder des Herzogs von Carlisle, war der vierte Sohn von Sir William H. — Thomas heirathete Marie, Herzogin von Richmond, die Tochter von George Villiers, dem ersten Herzoge von Buckingham. Er starb 1678. S. Madame Dunois' Memoiren über den englischen Hof.

Henry **Howard**,

der Bruder des Earls von Arundel. — Im J. 1664 wurde diese Familie durch eine besondre Parlaments-Akte wieder in den Genuß ihrer Güter eingesetzt, welche durch einen der Vorfahren unter Elisabeth verwirkt worden. — Beim Tode des Bruders im J. 1677 wurde Henry Herzog von Norfolk und starb im Januar 1683/84 im 55ten Lebensjahre.

Henry **Sidney** (der Schöne).

Als Sunderland zu Wilhelm in verrätherische Beziehung trat und dabei als Minister Jakob's die höchste Gefahr lief, heißt es bei Macaulay: „Es bedurfte eines Kanals, würdig des Ziels, dem er dienen sollte. Die Lady Sunderland war eine gewandte Frau; sie

führte unter der Maske der Frömmigkeit mit großem Eifer sowohl politische wie Liebes-Intriguen durch. Der schöne und lockere Henry Sidney war seit langer Zeit ihr Haupt-Liebhaber. Ihr Gemal sah es gern, daß sie auf diese Weise mit dem Haag in Verbindung stand. So oft er eine geheime Botschaft nach Holland zu senden hatte, sprach er darüber mit seiner Frau, sie schrieb an Sidney und dieser theilte ihre Briefe dem Prinzen Wilhelm mit. Eine dieser Mittheilungen ward aufgefangen und an Jakob überbracht. Die Lady betheuerte heftig, es sei ein untergeschobenes Machwerk. Mit charakteristischer Schlauheit vertheidigte sich ihr Mann: unmöglich könne irgend ein Mensch so niederträchtig sein, das zu thun, was ihm Schuld gegeben würde. Angenommen selbst, sagte er, dies wäre Lady Sunderland's Hand, so fällt die Sache nicht mir zur Last. Ew. Majestät weiß um mein häusliches Unglück. Das Verhältniß, in dem meine Frau zu Sidney steht, ist nur zu bekannt. Wer kann glauben, ich werde den Mann zum Vertrauten machen, der mich im zartesten Ehren-Punkt verletzt hat, einen Menschen, den ich unter Allen am meisten hassen muß? — Diese Vertheidigung galt für ausreichend und noch ferner wurde die geheime Kunde von dem Hahnrei der Ehebrecherin, von dieser dem Liebhaber und von ihm wieder den Feinden Jakob's übermacht.“ M., Kap. 9.

Lord Orford hält Robert Sidney, den dritten Sohn des Earl von Leicester und Bruder von Algernon Sidney, dem Enthaupteten, für den schönen Sidney der Memoiren Grammont's; allein keine geringere Autorität als Sir Walter Scott stimmt für Henry, den jüngeren Bruder, welcher nachmals zum Earl von Rumney erhoben wurde und am 8. April 1704 starb. Einige Umstände deuten entscheidend auf ihn. Bischof Burnet, in der Geschichte seiner Zeit, sagt: „Er war ein liebenswürdiger Mann und hatte lange bei Hofe zugebracht, wo er einige sehr offenkundig gewordene Abenteuer erlebte. Von mildem und gewinnendem Temperament trug er im Herzen kein Arg, sondern besaß nur eine ungemessene Vergnügungs-

sucht. Im J. 1679 war er als Gesandter nach Holland gereist, wo er zu dem Prinzen in ein so vertrauliches Verhältniß trat, wie dies mit keinem Engländer außer ihm je der Fall gewesen."

In Sir John Veresby's Memoiren wird unterm 5. August 1665 erzählt: „Der Herzog und die Herzogin kamen nach York, wo bemerkt wurde, daß Sidney, der schönste Jüngling seiner Zeit, ein Kammerjunker des Herzogs, sehr in die Herzogin verliebt war, und das war nicht zum Verwundern; denn die Herzogin, die Tochter des Kanzlers, ist eine sehr hübsche Dame und voller Geist. Ihrerseits schien sie ihm auch wohlgewogen, aber in allen Ehren; er hatte später das Unglück, aus einem andern Grunde vom Hofe verbannt zu werden." — Bischof Burnet erwähnt dies Verhältniß und deutet an, demselben sei der Herzogin Uebertritt zum Katholizismus zuzuschreiben: B. B. Gesch. seiner Zeit, Thl. 1. S. 318.

Richard **Talbot**, nachmals Herzog von Tyrconnel,

war der fünfte Sohn einer irländischen Familie von ursprünglich englischer Abkunft, welche, nach Lord Clarendon's Ausdruck, gänzlich in irische Sitte und Weise ausartete und sich während der Rebellion zu den Irländern hielt. — Der Lordkanzler fällt, wie Macaulay, über Talbot kein günstiges Urtheil und zwar mit vollem Recht. — Zuerst in Flandern durch Daniel O'Neile als Werkzeug zur Ermordung Cromwell's dem Hofe empfohlen, ging Talbot kurz vor des Protektors Tode nach England und kehrte dann, zu jedem Dienste willig, an den verbannten Hof zurück. Er war ein sehr schöner junger Mann, zeigte Geschmack im Anzuge, und war unleugbar von entschlossenen Muthe. Diese Eigenschaften, reichten hin, um ihn bei dem Herzoge von York zum Günstling zu erheben. So schwang er sich, auf die irländischen Sympathien gestützt und mittelst Privatintriguen der skandalösesten Art zu dem höchsten Vertrauen seines Gebieters

empor, und trat mit einer solchen Anmaßung auf, daß der Lordkanzler mitunter am Sitzungstisch gezwungen war, ernstlichen Tadel über ihn auszusprechen und den Herzog zu bitten, dem Günstlinge sein Vertrauen zu entziehen. (Fortsetzung von Clarendon's Leben.) — Es muß hier daran erinnert werden, daß Talbot einer der sogenannten Männer von Ehre war, welche die Herzogin von York, des Kanzlers Tochter, angriffen. — Bei der Thronbesteigung Jakob's wurde Talbot zum Earl von Tyrconnel erhoben und als Generallieutenant an die Spitze des irländischen Heeres gestellt. Dort benahm er sich so zu des Königs Zufriedenheit, daß dieser ihn zum Herzog ernannte. — Der Herzog von Berwick, Jakob's Sohn, urtheilt etwas milder über ihn: „Talbot hatte kriegerischen Muth, aber kein Feldherrn-Talent. Nach des Prinzen von Oranien Eindringen bewahrte seine Festigkeit Irland vor dem Abfall und uneigennützig wies er die glänzendsten Anerbietungen zurück. Seit der Schlacht am Boyne verging er zusehends; er ward ebenso unschlüssig im Geist wie körperlich hinfällig." Berwick's Memoiren, Thl. 1. S. 94. Man behauptet, er sei durch Gift umgebracht worden. Er verschied zu Limerick im August 1691.

Einer seiner Brüder, der Almosenier der Königin, wird von Clarendon ebenfalls in der unvortheilhaftesten Weise geschildert. (Fortsetzung von Clarendon's Leben, S. 363.)

Der andre Bruder, der „Weltgeistliche", ein Franziskaner, hieß Thomas Talbot. Dieser wird von dem Lordkanzler zwar als geistvoll, aber als sehr ausschweifend erwähnt. (Ebendaselbst).

Killegrew. — Miß Warmestré.

Thomas war einer der Söhne von Sir Robert K., einem Kammerherrn der Königin. Er wurde im J. 1651 als Gesandter nach Venedig geschickt, obgleich der verbannte König, wie Lord Clarendon

sagt, von dieser Wahl ernstlich abgemahnt worden. Nur um von englischen Kaufleuten Geld für den Monarchen zu leihen, erhielt K. diese Mission. Er vollzog den Auftrag nicht zu Ehren seines Gebieters und wurde wegen seiner skandalösen Aufführung endlich aus der Republik fortgeschickt. Ueber sein Benehmen führte der venetianische Gesandte noch, als er nach Paris zu König Karl kam, Beschwerde. Sir John Denham spottete bei der Rückkehr K's. von Venedig in einem satyrischen Gedicht über dessen Schwächen und deutete an, er habe für das Elend der Verbannung ebensowenig Anstands-Gefühl gehabt wie sein königlicher Gebieter. Er wurde nach der Restauration Kammerjunker und seines Herrn Günstling in solchem Grade, daß er auf vertraulichstem Fuße mit demselben verkehrte, während der Fürst den Ministern bei ernsten Veranlassungen oft den Zutritt verweigerte. Doch scheint er seinen Einfluß nicht benutzt zu haben, um ein Vermögen zu sammeln oder im Staatsdienst emporzukommen, sondern er wurde und blieb nur Direktor der Vergnügungen.

Oldys sagt, K. sei Hofnarr gewesen; allein wenn er auch den König mit seinen Späßen unterhielt, so bekleidete er doch kein Amt der Art. Er starb zu Whitehall d. 19. März 1682, von seinen Freunden sehr betrauert und von den Armen schmerzlich vermißt. — Pepys meldet in seinem Tagebuch: Cowley erzählte als Ohrenzeuge, wie Thomas K. dem Könige öffentlich gesagt, daß die Angelegenheiten in einen schlimmen Zustand geriethen; aber es sei noch ein Weg der Rettung: „da ist ein guter, ehrlicher, gescheuter Mann, den ich bei Namen nennen könnte; wenn Ew. Majestät den benutzen wollten, um alle Dinge in Ordnung zu bringen, so wären sie bald wieder im Geleise; es ist ein gewisser Karl Stuart, der seine Zeit bloß bei Hofe vertändelt und nichts Ernstes thut; wollten Sie ihm aber diesen Auftrag geben, so wäre er der passendste Mann dazu.“

Killegrew verbesserte die Theatereinrichtungen bedeutend; er be-

förderte, obgleich selbst Laie, die Musik und reiste in seinem Eifer mehrmals nach Rom, um gute italienische Künstler zu werben.

Folgende Anekdote ist charakteristisch: Gestiefelt und gespornt eilte K. einst zu König Karl. Als dieser ihn fragte: Wohin so eilig? erwiederte er: „nach der Hölle, um Oliver Cromwell heraufzuholen, damit er sich um Englands Angelegenheiten kümmere; denn sein Nachfolger thut es nun und nimmermehr.“

Unter Killegrew's Vetter, der in den Memoiren bei Miß Warmestré aufgeführt wird, ist mit ziemlicher Bestimmtheit Sir Thomas Vernon zu vermuthen, indem dieser eine Miß Kirk, (der wahre eigentliche Name der Miß Warmestré) heirathete. Der letzte Earl von Arran, ein Zeitgenosse, behauptet, der Name Warmestré sei vorgeschoben und das gedachte Ehrenfräulein wäre eine Miß Mary Kirk gewesen, Schwester der Herzogin von Oxford. Nach ihrer Verbannung vom Hofe heirathete sie als angebliche Wittwe den Sir Thomas Vernon. Es ist möglich, daß sie vorher den Namen Warminster angenommen.

Lord und Lady **Southesk** (Carnegy).

Indem Bischof Burnet die Liebschaften des Herzogs von York erwähnt, sagt er: „Es war eine Geschichte in Umlauf, die allgemein geglaubt ward: der Earl von Southesk, welcher eine Tochter des Herzogs von Hamilton zur Frau hatte, habe, als er ernste Vertraulichkeiten zwischen seiner Gemalin und dem Herzog von York gefürchtet, sich absichtlich eine böse ansteckende Krankheit geholt, um sie seiner Frau mitzutheilen. So sei das Uebel bis zur Herzogin von York gewandert. Einige Jahre lang fand Lord Southesk an diesem Gerücht Gefallen, indem es den Schein einer raffinirten Rache bot. Ich weiß jedoch, daß der Lord mehreren Freunden gegenüber

die ganze Sache auf das Feierlichste in Abrede gestellt hat." (B. B. Geschichte seiner Zeit, Thl. 1. S. 395, Oxforder Ausg. 1823.)

Es darf hier bemerkt werden, daß diese Stelle in den meisten englischen Ausgaben von Grammont's Memoiren weggelassen und erst in der Edition von 1772 (Strawberry-Hill) beibehalten wurde. Der französische Original-Text giebt Alles vollständig, während in den englischen Bearbeitungen auch ein Theil der Verse fehlt. Unsere deutsche Arbeit hat schon wegen der häufig wiederholten Anspielungen nichts verstümmeln mögen, weil hier z. B. das spätere Verhältniß mit Flamarens nicht ganz verständlich sein würde, wenn die Southesk'sche Intrigue übergangen wäre.

Sir John und Lady **Denham** (Miß **Brooks**).

Die Spottgedichte jener Zeit schreiben die Vergiftung der Lady verschiedenen Personen zu. Einige beschuldigen die Herzogin von York auf Grund von deren Eifersucht.

Pepys schreibt im Tagebuche: Januar 1666—1667: „Lord Brounker meldet mir, Lady Denham sei endlich todt. Einige halten sie für vergiftet; das wird sich aber zeigen, wenn der Körper heute geöffnet wird; gestern früh nämlich starb sie. Der Herzog von York ist sehr betrübt über den Verlust und hat erklärt, er wolle nie wieder eine anerkannte Mätresse halten, worüber ich froh sein würde und ich wünschte nur, der König thäte desgleichen." — Es scheint, daß ihre Leiche nicht geöffnet ward. Aubrey sagt: „sie wurde in einer Tasse Chokolade von dem co. of Roc. (?) vergiftet."

Daß Sir John Denham eine lustige Jugend durchlebt hatte, darüber stimmen alle Quellen überein; aber wenn man unserm Autor trauen dürfte, so wäre das von Wood angenommene Geburtsjahr 1615 ein Irrthum; denn nach diesem müßte er noch weit vom 79ten

Jahre entfernt gewesen sein, als er Miß Brook heirathete; er hätte nicht einmal das 53. Jahr erreicht, als er starb. Hier muß also Wood's Genauigkeit, der auch anzuführen vergißt, daß Sir John schon früher eine Frau gehabt, zweifelhaft erscheinen. — Im J. 1667 war er entweder wirklich oder verstellt geisteskrank. In einem Schreiben an Sir William Temple sagt Lord Lisle: „Der arme Sir John D. macht sich auch an die Damen, ist geschwätziger als je und bekomplimentirt die Herzogin von Monmouth und Lady Cavendish. Gälte er nicht für wahnwitzig, so glaube ich, in den meisten Gesellschaften hielte man ihn für geistreicher, als er je in Wirklichkeit war. Er erzählt viel Geschichten von sich selbst; einige meinen, übertriebene Eitelkeit sei die Ursache seines Wahnsinns, wie sie auch als Wirkung desselben angesehen werden kann.“ Temple's Werke Thl. 1. S. 484. — In Butler's, des Verfassers von Hudibras, nachgelassenen Schriften ist ein Angriff auf Denham unter dem Titel: Ein Panegyrikus auf Sir John D. nach dessen Wiederherstellung vom Wahnsinn. — Denham starb im März 1668 und wurde in der Westminster-Abtei begraben. —

Der Dichter Waller sagt von ihm: „als ihn Niemand für besonders begabt gehalten, sei er ausgebrochen wie die irländische Rebellion, dreimal zwanzig tausend Mann stark. — Von Spielern wurde er arg gerupft. Er verlor dadurch zum Theil sein Vermögen; Miß Brooks war seine zweite Frau, eine große Schönheit, — er dagegen war alt und lahm. — Der Herzog von York verliebte sich sterblich in sie und das war die Ursache des Wahnsinns. Aber es gefiel Gott, ihn wieder herzustellen und er schrieb danach treffliche Verse, besonders bei Gelegenheit des Todes des Dichters Cowley.“ — Ein andrer Poet, George Withers, nahm zur Zeit der Bürgerkriege Sir John's Güter in Beschlag; Denham bat den König, jenen für ein Libell nicht zum Hängen zu verurtheilen; denn so lange Withers lebe, habe er, Denham, den Trost, nicht der schlechteste Dichter in England zu sein.

Die Gräfin **Castlemaine** (Barbara Palmer)

war die Tochter und Erbin von William Villiers, Lord Viskount Grandison, welcher in Folge seiner bei Edgehill erhaltenen Wunden im Jahre 1642 starb. Sie war vermält mit Roger Palmer, einem reichen Juristen, der später zum Earl von Castlemaine erhoben wurde. Mit ihrem Gemal hatte sie eine Tochter; doch vom 13. Regierungsjahre des Königs an wurde sie Karls anerkannte Mätresse, welcher mit ihr bis zum J. 1672 in diesem Verhältniß lebte. Sie gebar eine Tochter, die man für Churchills Kind hielt. Der König erkannte diesen Sprößling nicht an, denn ihre Galanterien beschränkten sich nicht auf einen oder zwei Liebhaber und der Fürst wußte darum. 1670 ward sie zur Baronin von Nonsuch, Gräfin Southampton und Herzogin von Cleveland erhoben. Im Juli 1705 starb ihr Gemal und sie heirathete einen Abenteurer, den schönen Fielding, welcher sie unglaublich hart behandelte. Die Herzogin wurde ihn nur durch die Entdeckung los, daß er schon mit einer andern Person verheirathet war. Das Gesetz löste den zweiten Bund. Dann lebte sie noch zwei Jahre und starb an der Wassersucht 1709 in ihrem 69ten Lebensjahre.

Bischof Burnet sagt: des Königs Leidenschaft für sie war so heftig und ihr eifersüchtiges Benehmen so störend, daß Karl oft nicht Herr seiner selbst noch im Stande war, sich mit den Staatsgeschäften zu befassen, welche doch in einer so kritischen Zeit große Aufmerksamkeit heischten. (Bd. 1. S. 129.)

Auszüge aus Pepy's Tagebuch geben folgende Curiosa: Sara (die Frau des Pepy's) sagte mir, der König habe die letzte Woche alle Tage und Abende bei der Lady gespeis't und bei der Ankunft der Königin, als überall Freudenfeuer brannten, sei der König ebenfalls bei der Lady gewesen. Vor ihrem Hause aber sei kein Licht gesehen worden, was großes Aufsehn erregte. Der König und seine Geliebte

hätten nach einer Wage geschickt, um sich zu wiegen; die Lady, welche guter Hoffnung war, sei der schwerste Theil gewesen.

An andrer Stelle: „Die Königin sagte inmitten ihrer Frauen zu Lady C., sie fürchte, der König werde sich erkälten, wenn er bei ihr tief bis in die Nacht bleibe. Diese antwortete laut: er bleibe nicht bei ihr so spät, denn er verlasse sie immer frühzeitig — (obgleich er selten vor 2—3 Uhr Morgens fortgeht); — er müsse also wohl die Nacht wo anders zubringen. — Hier trat der König gerade ein und wie er die freche Aeußerung hörte, flüsterte er ihr in's Ohr, nannte sie ein keckes, impertinentes Weib und befahl ihr, den Hof zu verlassen. Sie that das sogleich, zog nach einer Miethswohnung in Pall-Mall und blieb dort 2—3 Tage. Dann ließ sie den Fürsten fragen, ob sie ihre Sachen holen lassen könne. Er ließ antworten, sie solle erst kommen, sie zu sehen. So kam sie denn; der König ging zu ihr und sie wurden wieder gute Freunde." Ferner: (7. Aug. 1667:) Wenn auch der König und Lady C. wieder versöhnt sind, so wohnt sie doch nicht in Whitehall, sondern bei Sir D. Harvis, wo der Fürst sie besucht. Er sagt, sie verlange, er solle sie auf den Knieen um Vergebung bitten und ihr versprechen, sie nie wieder so zu beleidigen. Sie drohte wirklich, ihm seine natürlichen Kinder vor die Thüre zu schicken und so hat sie ihn fast um den Verstand gebracht. — In ihrer Wuth rief sie, sie wolle quitt mit dem König sein und alle seine Briefe an sie drucken lassen.

Ihre Kinder waren: Charles Fitzroy, Herzog von Southampton, Henry Fitzroy, Herzog von Grafton, George Fitzroy, Herzog von Northumberland, Charlotte Fitzroy, vermält mit Sir Edward Harry Lee, die Gräfin Sussex und endlich Barbara, welche zu Pontoise den Schleier nahm.

Miß **Stewart** (Herzogin von Richmond).

Pepys, Admiralitätssekretär unter Jakob II., erzählt die Heirathssache dieser Dame folgendermaßen in seinem Tagebuch, April 26., 1667:

„Herr Evelyn theilte mir die ganze Geschichte von Miß Stewart's Abgang vom Hofe mit; er kannte sie genau und meint, sie sei bis zum letzten Augenblicke dort so sittsam geblieben, wie irgend ein weibliches Wesen in der Welt. Er wiederholte die Aussage eines Lords, dem sie es gestern erst selbst sagte, und der ein ernster Mann ist: sie habe, als der Herzog von Richmond ihr Liebeserklärungen gemacht, den König befragt und der Herzog hätte dasselbe gethan; der König habe seine Einwilligung nicht verweigert. Sie meinte, die Dinge seien so weit gekommen, daß sie jedem Edelmanne von 1500 Pfd. Sterling Einkommen ihre Hand in Ehren reichen würde; denn sie könne mit Anstand, ohne sich dem Könige hinzugeben, nicht länger bei Hofe bleiben. Sie habe den Fürsten so lange zurückgehalten, ungeachtet dieser für Tändeleien mehr Vortheil genieße, als irgend ein Herr am Hofe. Ferner erzählte sie dem Lord, bei dieser Gelegenheit hätte sie an den Anstoß gedacht, den sie der Welt gegeben; die Menschen müßten sie für verführt halten; es bliebe ihr nichts als zu heirathen und den Hof zu verlassen. Ungnade sei ihr lieber als Entehrung. Sie werde nie wieder zurückkehren, als nur um der Königin, ihrer Gebieterin, die Hand zu küssen. Sie hoffe, wenn auch wenig Anschein vorhanden sei, ihren Gemal zurechtzuführen, daß sie auf dem Lande noch glücklich leben könnten. Ferner erwähnte sie, aller Juwelenschmuck, welchen sie außer dem vom König für Garderobe ausgesetzten Jahrgehalt von 700 Pfund Sterling jemals am Hofe erhalten, sei, gleich bei ihrer Ankunft, nur ein Halsband von 1100 Pfd. Sterling Werth gewesen und später, etwa vor sieben Monaten, als der König eine kleine Gunst von ihr zu erhalten meinte, habe er ihr einige Edelsteine gegeben nebst Ohr-

gehängen. Der Herzog von York hätte ihr zum Valentine-Geschenk ein Juwel von 800 Pfd. Sterlg. Werth übersandt und Lord Mandeville desgleichen einen Ring zu 300 Pfund Sterling. Der König Ludwig XIV. habe ihre Mutter, die der Lord eine der intrigantesten Frauen in der Welt nennt, bewegen wollen, sich in Frankreich niederzulassen, indem er gesagt, er wolle die Tochter nicht zur Mätresse, sondern zur Gemalin nehmen; das könne sie eben so gut sein, wie irgend eine französische Dame; wollte sie aber bloß bei Hofe leben, so werde er dafür sorgen, daß sie es nie bereuen würde. Aber auf Befehl der Königin-Mutter sei sie nach England gebracht worden und der französiche König habe ihr einen Schmuck geschenkt, so daß Evelyn berechnet, sie möge etwa 6000 Pfd. Sterling in Juwelen besitzen und dies wäre Alles, was sie auf der Welt ihr Eigenthum nennen könne. Sie sei eine sittsame Person und habe so ehrenwerth gehandelt wie nur je ein Weib in solcher Lage verfahren wäre. Lady Castlemaine herrsche jetzt allmächtig. Um zu beweisen, daß die Stewart rein geblieben sei, führte er an, der König hätte niemals zweien Mätressen zu gleicher Zeit im vollen Sinne angehört und er würde sich wahrlich nicht zur Castlemaine gehalten haben, wenn er Miß Stewart zu seinen Zwecken hätte bewegen können. Gestern ist diese mit ihrem Gemal nach Cobham abgereist."

Vergl. auch Bischof Burnet in der Geschichte seiner Zeit. Thl. 1. S. 353.

Pepys beschreibt diese Dame als die größte Schönheit, die er jemals gesehen. „Wenn irgend ein Weib Lady Castlemaine an Reiz übertreffen kann, so ist es diese; auch soll es mich gar nicht wundern, wenn der König wechselt; sie ist der Grund seiner Kälte gegen die Gräfin." — Man glaubte, Lord Clarendon hätte die Ehe mit dem Herzog von Richmond befördert, um der Gefahr einer Trennung des Königs von der Königin vorzubeugen, welche Scheidung alle Uebel einer streitigen Thronfolge über die Nation gebracht haben würde. Der Monarch nahm Clarendon's Widerstand sehr übel und

verzieh ihm niemals. Die Trauungsceremonie mit dem Herzoge fand heimlich statt und die Ehe wurde erst im April 1667 öffentlich verkündet. Selbst in Portugal, dem Geburtslande der Königin Catharina, glaubte man allgemein an die Scheidung des Königs, wie aus einer Depesche von Sir Robert Southwell hervorgeht d. d. Lissabon, 2/12. Dec. 1667. — Im J. 1672 ward die Herzogin Wittwe und starb den 15. Oktober 1702. Noch heute sieht man in der Westminster-Abtei ein Bild in Wachs von ihr.

Der Herzog von **Richmond**.

Charles Stewart, Herzog von Richmond und Lennox, wurde als Gesandter nach Dänemark geschickt und starb zu Helsingör 1672. Bischof Burnet sagt: er ward nur zum Repräsentiren an die Spitze der Gesandtschaft gestellt; die eigentlichen Geschäfte wurden durch Herrn Hensaw geleitet. B. B. Gesch. Thl. 1. S. 425.

Miß **Jennings**,

eine der Töchter und Erbinnen von Richard Jennings, Gutsherrn zu Sundridge in Hertfordshire, war die ältere Schwester von Sara J., der nachmaligen Herzogin von Marlborough. Die Dame hieß Frances (Franziska). Nach ihrer in den Memoiren erwähnten Ehe mit George Hamilton heirathete sie Talbot-Tyrconnel. — Lord Melfort, der Sekretär Jakob's, fällt kein günstiges Urtheil über sie; er sagt in seinem Schreiben an den König: „noch eins wäre zu wünschen; daß man die Herzogin von Tyrconnel ihrer Gesundheit wegen nach Frankreich zu gehen bewegen könnte. Ich ahnte nicht, daß sie hier so gut bekannt sei, als sie es ist; die Worte, die man über sie äußert

und welche ich zu Ew. Majestät Kunde bringen muß, sind: sie habe die schwärzeste Seele, die sich denken läßt. Ich glaube, ihre Entfernung würde manche Intriguen beseitigen und den Frieden, der Ihnen so nöthig ist, fördern. Macpherson's Staatsdokumente, Bd. 1. — Im J. 1705 wird sie als eine dürftige Jakobitin erwähnt, die von den 3000 Kronen, Jakob's Pension, einen Theil erhielt. — Mit der Familie ihres Schwagers, des Herzogs von Marlborough, schien sie nicht auf gutem Fuße zu leben.

Aus Noth verkaufte sie eine Zeitlang öffentlich Waaren in einem Laden des Börsengebäudes. Später erhielt sie einen Theil ihres Vermögens zurück und die Erlaubniß, in Dublin zu leben. Während ihre ränkesüchtige Schwester das Schicksal Englands lenkte, zog sich die Wittwe von der Welt zurück (1706). Sie errichtete an der Stelle von ihres Gemals Hause ein Clarissen-Kloster und brachte den Rest ihres Lebens in strengster Frömmigkeit hin. Ihr Tod war elend. Sie fiel bei Mangel an Pflege eines Abends aus dem Bett; zu schwach wieder aufzustehn lag sie am Morgen vor Kälte erstarrt. Dies war in ihrem 82ten Jahre (1730).

Die Verkleidung als Orangenmädchen war damals kein alleinstehender Fall. Selbst die Königin mischte sich als Bäuerin verkappt auf Jahrmärkten unter das Volk. — Bischof Burnet erzählt: „Zu jener Zeit verfiel der Hof auf die ausgelassensten Mummereien; König und Königin und der ganze Hof gingen verkleidet umher, zogen in fremde Häuser und tanzten da unter tollen Späßen. Dabei waren sie kaum zu erkennen, wenn man nicht um das Geheimniß wußte. Sie ließen sich in gewöhnlichen Mieths-Sänften umherführen. Einmal verloren sich die Träger der Königin, indem sie diese nicht kannten, von ihr. So blieb die Fürstin verlassen und wußte sich nicht zu helfen. Eine Miethskutsche brachte sie nach Whitehall zurück." S. Burnet's Gesch. Thl. 1. S. 368.

Miß **Boynton**, erste Gemalin Talbot's,

war eine Tochter von Matthew B., dem zweiten Sohne des Sir Matthew B. auf Barmston in Yorkshire. (Die Schwester dieses Fräuleins heirathete später den berühmten Earl von Roscommon.) — Erst nach dem Tode dieser seiner ersten Frau wurde Talbot Herzog von Tyrconnel und nahm die Jennings, Wittwe von George Hamilton, zur Frau.

Miß **Blague**,

eine der Ehrendamen der Herzogin, war nach Lord Orford eine Schwägerin von Sydney, Lord Godolphin. 1765 spielte sie bei Hofe in Crown's Calisto die Rolle der Diana und erhielt dann den Titel einer Ehrendame der Königin. Lord Orford nennt sie eine Tochter des Colonels Blague. Sie vermälte sich mit Sir Thomas Yarborough auf Snaith in Yorkshire.

Miß **Temple**.

Anna, Tochter von Thomas Temple auf Frankton in Warwickshire, wurde mit Sir Charles Lyttleton in dessen zweiter Ehe vermält und hatte mit ihm fünf Söhne und acht Töchter. Sie war die Großmutter des berühmten Lord Lyttleton und starb am 27. August 1718. Ihr Gemal erreichte das sechsundachtzigste Jahr. († 1716.)

Mistreß Wetenhall.

Elisabeth, Tochter des Sir Henry Bedingfield und Gemalin von Thomas Wetenhall, zu Hertall=Court, Peckham in Kent. Der polemische Schriftsteller Edward Wetenhall, der im Jahre 1668 zum Bischof von Cork und Roß ernannt wurde, ist hier nicht mit Thomas W. zu verwechseln. S. Wood's Athenae Oxonienses. Thl. 2, 851, 998.

John Wilmot, Earl von Rochester,

ist durch seine Abenteuer ebenso bekannt wie durch seine beißenden Satyren. Nachdem er eine Zeitlang mit Ehren die Waffen getragen, widmete er sich ganz dem Hofe. Er strebte in seinen Schriften und im Leben danach, das System des Epikur zu überbieten. Er starb in der Blüthe der Jahre, wie denn ein so üppiges Leben zu frühem Tode führen mußte. Seine Bekehrung kurz vor dem Ende durch Bischof Burnet wird von Macaulay erwähnt. — Es zogen seine Satyren, wie die Memoiren melden, ihm häufige, wenn gleich immer nur vorübergehende, Verbannung zu. —

Er war ein Mann, sagt Lord Orford von ihm, den die Musen zu begeistern liebten, und welchen anzuerkennen sie sich schämten, ein Dichter, der ohne Rücksicht die Kunst übte, der Welt seine Verse mehr durch Zweideutigkeiten als wegen ihres Werths genießbar zu machen. (Noble Autoren, Thl. 2. S. 340.) — Bischof Burnet sagt: er war ursprünglich sittsam, bis der Hof ihn verdarb. Den eigenthümlichen Reiz seines Humors erreichte Keiner. Er ergab sich den tollsten Streichen, ging in den Straßen als Bettler verkleidet umher, machte als Bedienter die Cour und schlug als italienischer Marktschreier eine Bretterbühne auf. Einige Jahre lang war er stets berauscht und stiftete überall Unfug. Der König liebte der Unter=

haltung wegen seine Gesellschaft mehr als seine Person und der Lord erwiederte dies Gefühl in gleichem Maaße. Er rächte sich durch Satyren. Er hielt einen Diener, der den ganzen Hof kannte, staffirte den Menschen mit Soldatenrock und Muskete aus und hielt ihn als Schildwacht den ganzen Winter durch jede Nacht an den Thüren solcher Damen aufgestellt, die er in Liebeshändel verwickelt glaubte. Ein militärischer Posten wird nicht beachtet; man glaubt ihn im Dienst; in dieser Weise kam der Lord durch seine Pseudo-Wache hinter alle Geheimnisse. Hatte er hinreichenden Stoff gesammelt, so zog er sich auf's Land zurück und schrieb einen oder zwei Monate lang Satyren. Einst im angetrunkenen Zustande wollte er dem König ein solches gegen eine Dame verfaßtes Produkt überreichen; aber durch Zufall gab er ihm ein gegen den Monarchen selbst gedichtetes Libell. — Er verfiel bei Krankheiheiten in Gewissensskrupel. Am Schluß seines Lebens war ich viel um ihn und bin überzeugt, er würde, hätte er sich erholt, von seinen Fehlern zurückgekommen sein. (Burnet, Geschichte seiner Zeit, Thl. 1. S. 372.)

Pepys giebt in seinem Tagebuch eine Entführungsgeschichte: „Lord R. entführte am Freitag Abend Mistreß Mallet, die große Schönheit und reiche Erbin aus dem Norden. Nachdem sie mit Miß Stewart in Whitehall zu Nacht gespeis't, fuhr sie mit ihrem Großvater, Lord Hally, nach Hause, wurde bei Charing-Croß überfallen und mit Gewalt in eine sechsspännige Kutsche gesteckt, wo zwei Frauen sie empfingen. Unmittelbar darauf ward Lord R. bei Uxbridge verhaftet; — der König hatte die Dame oft vor dem Lord gewarnt, doch ohne Erfolg; — man hat von ihr noch nichts wieder gehört; der Fürst ist sehr aufgebracht und schickte den Lord nach dem Tower. —

Mit Hindeutung auf König Karl's häufige Wiederholungen seiner Abenteuer in Schottland sagte R.: „er wundere sich, wie Jemand ein solches Gedächtniß besitze, daß er nicht den kleinsten Um-

stand übergehe und dabei doch vergessen könne, daß er die Geschichten Tags zuvor denselben Personen erzählt.“

Miß **Sara Barry**, die Nichte der Gouvernante.

Obgleich dieses Mädchens Vatername im Text nicht angeführt wird, so ergeben viele Umstände als wahrscheinlich, daß es die nachmals berühmte Miß Barry gewesen, diese wurde von Lord Rochester auf die Bühne gebracht, nachdem sie mit ihm eine Intrigue gehabt, deren Frucht eine Tochter war. Das Kind lebte bis zum dreizehnten Jahre und wird häufig in den Liebesbriefen an Miß B. erwähnt, welche in des Lord's Werken mit abgedruckt sind. — Bei dem ersten Auftreten auf der Bühne erregte sie keine Erwartung und wurde bald als unbrauchbar mit andern Darstellern entlassen. Sie war von guter Herkunft, die Tochter eines Advokaten, Robert Barry, der auf eigene Kosten für Karl I. ein Regiment ausgerüstet und dadurch sein Vermögen geopfert hatte. Wahrscheinlich ist Sara in ihrem neunzehnten Lebensjahre zum ersten Male aufgetreten. Carl erwähnt die große Mühe, die Lord Rochester angewandt, sie zu unterrichten. Bedeutende Fortschritte belohnten bald den Kunsteifer. Sara überstrahlte alle Anderen und begründete in der Rolle der Monimia ihren Ruf für immer. — Mistreß Barry, sagt Dryden in der Vorrede zu Cleomenes, jederzeit musterhaft, übertraf in dieser Tragödie sich selbst und gewann einen Ruhm, wie ihn noch kein Weib auf der Bühne errang. — In erhabenen Charaktern, sagt Cibber, hatte sie viel Würde und Majestät; Mienen und Bewegungen waren herrlich, die Stimme tönte voll, klar und stark; keine Gewalt der Leidenschaft war ihr unerreichbar und im Ausdruck der Innigkeit, wie bei der Darstellung des Schmerzes schmolz ihr Ton zur ergreifendsten Melodie. In erschütternden, Mitleid erregenden Scenen besaß sie eine allen

Darstellern überlegene Kunst. Im Trotz, in der Rache Gluth strömte sie die Empfindungen mit hinreißender Gewalt aus. — Sie war die erste Künstlerin, die eine jährliche Benefiz-Vorstellung bewilligt erhielt; dies fand unter König Jakob's Regierung statt. Cibber's Apologie, 1750, S. 133. — Sie war nicht schön, sagt Tony Aston, verzerrte ihr Gesicht und nahm Attitüden an, als stände sie zum Modell; bei mittlerer Größe hatte sie schwarzes Haar, lichtblaue Augen und etwas Fülle in der Gestalt. Im Trauerspiel erschien sie erhaben, im Lustspiel gewandt, lebhaft und graziös. Sie konnte weder singen noch tanzen. — Die in Otway's Werken befindlichen Briefe glaubt man an die Barry gerichtet. Ihre letzte Rolle scheint Phädra gewesen zu sein; 1708 verließ sie ihrer Gesundheit wegen die Bühne und starb 1713 in ihrem fünfundfünfzigsten Jahre.

Die „Gouvernante" oder Vorsteherin der Ehrenfräulein war nach den Hof-Listen jener Zeit entweder eine Lady Saunderson oder Mistreß Luzie Wyse.

Der Earl von Oxford. — Roxelana.

Aubrey de Vere, der letzte Lord des Namens Oxford und der zwanzigste Earl aus dieser Familie. (Vergl. über ihn Macaulay Kap. 8.) Lord O. starb, nachdem er unter drei Regierungen hohe Würden bekleidet hatte, etwa im achtzigsten Lebensjahre und ward in der Westminster-Abtei begraben. Der Verfasser einer Geschichte der englischen Bühne (1741) sagt: Mistreß Marshall, eine berühmte Künstlerin, bekannter unter dem Namen Roxana, sei die von Lord Oxford Getäuschte gewesen. Evelyn schreibt (Tagebuch, 9. Januar): „Ich sah den dritten Akt von der Belagerung von Rhodus. Darin erschien die schöne und berühmte Roxelana, welche nach dieser Rolle ihren Namen führt; ich denke, es war ihr letztes Auftreten, da sie

des Lord Orford Mätresse werden soll.“ — Die Einzelheiten der Intrigue sind fast ebenso gegeben, wie sie von Hamilton erzählt werden. Madame Dunois, in ihren Memoiren über den englischen Hof, Thl. 2. S. 71., giebt eine genauere Darstellung. — Mistreß Marshall, die erste Roxelana in Lee's Drama: „die Königinnen als Nebenbuhlerinnen,“ gehörte zu des Königs, nicht, wie Hamilton meint, zu des Herzogs Truppe. — Lord Orford hat, wir wissen nicht, auf welche Autorität gestützt, dieser Künstlerin den Namen: Mistreß Barker gegeben, ein Name, der in den Annalen des englischen Theaters wohl gänzlich unbekannt sein dürfte.

Middlesex, — der Herzog von Dorset.

Zu jener Zeit, von der unser Autor spricht, war Lionel, welcher im Jahre 1674 starb, Earl von Middlesex. Der Lord aber, den Hamilton meint, ist Charles Sackville, damals Lord Buckhurst, später Earl von M. und zuletzt Herzog von Dorset, geboren im Jahre 1637. — Bischof Burnet sagt: er war ein edler, gutmüthiger Mann von so lässigem Temperament, daß er kaum redete, außer wenn der Wein ihn ein wenig anregte; dann aber ward er sehr lebhaft. Niemals war in einem Menschen bei so großer Bitterkeit der Feder so viel persönliches Wohlwollen vorhanden; das Letztre ging bis zum Uebermaaß. Dorset wollte nicht einmal wirkliche Uebelthäter bestraft sehen. Er zeigte sich freigebig bis zu dem Grade, daß er gewöhnlich Alles, was er bei sich hatte, hingab, wenn Jemand sein Mitleid erregte. Doch dabei war er sehr unthätig und verschmähte des Königs Anerbietungen, indem er die Last einer Günstlingsstellung fürchtete. Er haßte den Hof und verachtete den Fürsten, als er bemerkte, dieser sei weder edel noch zartfühlend. B. B. Geschichte, Thl. 1. S. 370.

Lord Orford sagt über ihn: „Dorset war der glänzendste Kavalier an dem üppigen Hofe Karl's II. und an dem einförmigen Hofe Wilhelm's III. Er besaß ebenso viel Geist als sein erster Gebieter oder dessen Zeitgenossen Buckingham und Rochester, ohne dabei des Königs Kälte, des Herzogs Grundsatzlosigkeit oder des Lords Leichtsinn zu theilen. Mit Verwunderung sagte der Letztere: er wüßte nicht, wie es käme, aber Lord Dorset möge thun, was er wolle, — er werde nie getadelt. — Er blieb nicht frei von menschlichen Schwächen; allein er besaß dabei auch den versöhnenden Zug der Menschenliebe. Ein Jeder entschuldigte den, welchen alle Welt liebte; selbst seine beißenden Verse scheinen ihm vergeben worden zu sein, ihm, dem besten Menschen mit dem schlimmsten Kiel." Lord Orford, Noble Auoren, Thl. 2. S. 96.

Pepys erzählt in seinem Tagebuche von Dorset's Verbindung mit Nell Gwynn, der Aktrice, unterm 13. Juli 1667: „Herr Pierce meldet mir zu meinem Bedauern, daß Lord Buckhurst die Nell Gwynn von des Königs Theater weggenommen hat und ihr hundert Pfund jährlich giebt. So hat sie denn ihre Rollen zurückgesandt und will nicht mehr spielen." — Und am 14. desselben Mts.: „Lord B. und Nell logiren im Kings-Head-Gasthofe und sie führen mit Charles Sedley ein lustiges Leben. Armes Mädchen! ich bedaure sie, doch noch mehr ihren Verlust für die Bühne." — Am 28. August bereits jedoch schreibt er: „Nell ist von Lord Buckhurst schon wieder verlassen und der Lord schwört, sie habe Alles, was sie von ihm bekommen konnte; ihr großer Bewunderer, Major Hart, haßt sie jetzt; — sie ist sehr arm und hat auch Lady Castlemaine's Gunst verloren; wie sie nach dem Theater kam, wurde sie von Allen übersehen."

Dorset starb im Jahre 1705/6. (Vergl. Macaulay, Kap. 8.)

Sir Charles Sedley

war geboren um das Jahr 1639 und ward zu Oxford erzogen. Er stürzte sich mit aller Ausgelassenheit in die herrschende Zeitrichtung. Burnet sagt: „Er hat einen leichten, sprudelnden Witz, ist aber nicht so correkt wie Lord Dorset, noch so blitzend wie Rochester." B. B. Geschichte seiner Zeit, Thl. 1. S. 372. — Später nahm er eine ernstere Richtung und war bei der Revolution gegen die Stuarts sehr thätig. Dazu veranlaßte ihn wahrscheinlich Jakob's Benehmen gegen die Tochter Catharine, Gräfin Dorchester. (Vergl. darüber Macaulay, Kap. 6.) Eines Tages befragt, warum er so gegen den König wüthe, der sein Kind doch zur Gräfin gemacht, erwiederte er: „Ich hasse den Undank und weil der König meine Tochter zur Gräfin erhoben, will ich die seinige zur Königin machen." (d. h. ihn vom Throne stürzen.)

Den von Macaulay angedeuteten Exceß erzählt Wood in seinem Athenae: „Sedley's unanständiges Benehmen auf einem Wirthshaus-Balkon bei Coventgarden erregte einen Auflauf; das Volk wollte die Thür stürmen, bewarf Sedley und seine Gefährten mit Steinen und schlug die Fenster ein. Die fanatische Partei vergrößerte den Skandal und ein Prozeß war die Folge. Sir Charles Sedley wurde zu 500 Pfd. Sterling Strafgeld verurtheilt. Als der Zahlungstag herankam, wurde Killegrew zum König wegen Niederschlagung der Summe entsandt, doch ohne Erfolg."

Pepys spielt auf einen ähnlichen Vorfall an, wo Sedley und Dorset halb entblößt in der Nacht durch die Straßen rannten und endlich von der Schaarwacht geschlagen und festgesetzt wurden. Der König nahm sich dabei ihrer an, aber der Lord Oberrichter blieb fest in der gerichtlichen Verfolgung. — Als bei dem ersten Falle der Richter Hyde den Angeklagten fragte: ob er das Buch: „der vollkommene Gentleman" nicht gelesen, erwiederte Sedley: Seine Lordschaft aus dem Spiele lassend habe er wohl mehr Bücher gelesen wie der

Frager. — Jakob's II. Liebe zu Sedley's Tochter bildet eine der pikantesten Episoden bei Macaulay.

Sir George **Etheredge**,

der Verfasser von drei Lustspielen, war etwa 1636 geboren. Zur Regierungszeit Jakob's II. wurde er in Hamburg und Regensburg als Gesandter verwandt. Auf diesem Posten starb er beim Eintritt der englischen Revolution. Die Autoren der Biographia Britannica sagen, er habe einst seinen Gästen zu eifrig dienen wollen, sei beim Fortgehen derselben die Treppe hinuntergestürzt und habe so den Hals gebrochen.

Brounker

war ein Bruder des Lord Viscount B., Präsidenten der königlichen Akademie. — Der jüngere, in den Memoiren erwähnte B. war Kammerherr bei Jakob, dem Herzoge von York. Diesem B. schreibt es Lord Clarendon zu, daß der Erfolg der Seeschlacht von 1665 vereitelt wurde. „Der Herzog," sagt er, „hörte erst einige Jahre später die Wahrheit, als Brounker's schlechter Lebenswandel und sein abscheulicher Charakter ihn so verhaßt gemacht hatten, daß das Parlament sich damit beschäftigte und die Thatsachen feststellte; darauf wurde er aus dem Hause der Gemeinen fortgewiesen, obgleich der König ihn gegen alles Verdienst in Schutz nahm. Er machte sich nur durch seine Unverschämtheit und durch die niedrigsten Dienste geltend."

Bei der Seeschlacht gegen die Holländer erzählt Bischof Burnet, wie der Herzog von York sich mit dem Befehl zu Bett gelegt habe,

ihn zu wecken, sobald die feindliche Flotte in Sicht sei. Brounker jedoch, der von der Herzogin geheime Instruktionen hatte, den Herzog im Kampfe nicht zu weit vorschreiten zu lassen, weckte ihn als dienstthuender Kammerherr nicht allein nicht, sondern richtete, aus der Cajüte kommend, im Namen des Prinzen an den kommandirenden Kapitän den Befehl, die Segel einzuziehen. Der Kapitän gehorchte dem unbegreiflichen Kommando mit Widerstreben. Der Herzog war beim Erwachen außer sich; er entließ den Frevler jedoch erst später, als die freche Aeußerung desselben, der König werde sich noch aus allen Entschlüssen herausbramarbasiren lassen, ihm Anstoß gab. Das Wort war ein Stich auf den Kanzler, des Herzogs Schwiegervater.

Pepys nennt den Brounker einen pestilenzialischen Schuft, einen Atheisten, der seinen König und sein Land schon um sechs Groschen verkaufen und über dessen Entfernung Niemand betrübt sein würde. Tagebuch, 29. August 1667.

Ralph **Montague**.

Für Ralph's historische Bedeutung ist hier der Sturz des Ministers Danby anzuführen:

„Der französische Hof, welcher Danby als seinen Todfeind kannte, bewirkte dessen Fall geschickt dadurch, daß er ihn als seinen Freund erscheinen ließ. Durch die Vermittlung von Ralph Montague, einem schamlosen und intriguanten Mann, welcher eine Zeitlang als englischer Gesandter in Frankreich gelebt hatte, ließ Ludwig XIV. dem Unterhause Beweise vorlegen, daß der erste Lord des Schatzes (Danby) bei einer vom englischen Hofe an das französische Kabinet gerichteten Bitte um Geld die Hand im Spiele gehabt habe. Diese Enthüllung brachte die gewünschte Wirkung hervor. In den Augen des Volks war Danby nun der Mäkler, der England an Frankreich verkauft hatte. Es wurden von den Zeitgenossen die

Umstände übersehen, die ihn gegen seinen Willen zum Instrument einer schnöden Politik gemacht. Seine hohe Stellung war vernichtet und es schien selbst sein Leben in Gefahr." Macaulay, Kap. 2.

Montague's älterer Bruder wurde vor Bergen getödtet im August 1665. (Vergl. Arlington's Briefe, Bd. 2.) — Sein Name war Eduard. — Boyer, welcher in seinem Leben der Königin Anna über ihn in einige Irrthümer verfällt, sagt: „Er wurde entlassen, weil er der Königin die Hand zu zärtlich gedrückt habe. Seine Ungnade brachte ihn eine Zeitlang auf das Festland."

John **Churchill**, nachmals Herzog von Marlborough. (1650 bis 1722.)

„Als die Herzogin von Cleveland sich vom König verlassen glaubte," erzählt Burnet, „so überließ sie sich vielfacher Untreue; bei einer Gelegenheit wurde sie durch Buckingham's Vermittlung vom Könige selbst ertappt; der Galan sprang dabei aus dem Fenster. Dies war im Jahre 1668." — Mistreß Manley, eine Gesellschaftsdame der Herzogin, sagt in ihrer Lebensskizze, sie sei Augenzeuge gewesen, wie Marlborough, welcher von der Cleveland Tausende empfangen, ihr beim Spiel zwanzig Guineen zu leihen sich weigerte. Geschichte der Rivella, S. 33.

Lord Chesterfield's Charakteristik des Herzogs erscheint hier am Orte: „Von allen Männern, die ich je beobachtet, — und ich kannte den Herzog sehr genau, — besaß Churchill Anmuth im höchsten Maaße, ja, er verkörperte die Grazien in sich und gewann dadurch mehr, als je ein Mensch erlangte; denn ich wage im Widerspruch mit großen Historikern, welche allen Begebenheiten tiefliegende Ursachen unterschieben, ohne Scheu die bedeutendere Hälfte von seinen Erfolgen dieser vollendeten Anmuth zuzuschreiben. Er war ohne alle literarische Bildung und handhabte die Muttersprache schlecht; auch seine Orthographie war ganz mangelhaft. Er besaß kein besondres

Talent und war eben so wenig ein glänzendes Genie. Ohne Zweifel hatte er aber gesunden Menschenverstand und Urtheilskraft im höchsten Grade. Dies würde ihn jedoch nicht weit über seine erste Stufe erhoben haben, nämlich über die Stellung eines Pagen bei der Gemalin Jakob's II. Hier trugen ihn aber plötzlich die Huldgöttinnen empor; denn als Garde-Fähnrich erblickte ihn die Hauptmätresse König Karl's und sie wandte ihm fünftausend Pfund Sterling zu. Damit kaufte er sich eine Leibrente zu 500 Pfund von meinem Großvater Halifax. Diese bildete den Grundstein seines späteren Vermögens. Seine Gestalt war schön, seine Manieren, Frauen und Männern gegenüber, unwiderstehlich. Durch das einnehmendste Wesen gelang es ihm, die ganze Zeit des Krieges hindurch die uneinigen Mächte der großen Allianz zusammenzuhalten und ihre Kraft unverwandt auf das große Ziel des Kampfes zu lenken, — trotz aller ihrer Privatzänkereien und Verkehrtheiten. An welchen Hof er sich auch begab, — und er mußte oft zu den widerspänstigsten Kabineten in eigener Person gehen, — immer gelang es ihm, Alles zu überreden und zu seinen Absichten zu lenken. Der Großpensionär Heinsius, ein ehrwürdiger Staatsmann, in Geschäften ergraut, welcher die Republik der vereinten Staaten über 40 Jahre geleitet hatte, wurde gänzlich von Marlborough beherrscht, wie die Republik dies noch lange nachher empfinden sollte. Er war immer kalt und Herr über sich selbst; Niemand bemerkte in seinem Antlitz irgend einen Wechsel. Mit größerer Huld, als womit Andre eine Sache gewähren, verstand er etwas abzuschlagen, und selbst die, die ihn am unzufriedensten verließen, waren doch entzückt von seiner Person und durch seine Manier einigermaßen über das Mißlingen getröstet." Chesterfield's Briefe, S. 136.

Miß Arabella **Churchill**,

Tochter von Sir Winston Ch. und Schwester des Herzogs von Marlborough, war geboren 1648. Vom Herzog von York hatte

sie drei Kinder: James, Herzog von Berwick, den berühmten Feldherrn, dann Henry Fitzjames, gewöhnlich der Groß-Prior genannt, nachmals Herzog von Albemarle und Henrietta Lady Waldegrave. — Später ward Miß Churchill vermält mit dem Vorsteher des Kron-Juwelen-Amts und Sekretär der Control-Behörde Charles Godfrey. Von diesem hatte sie zwei Töchter, darunter eine Lady Falmouth. Die Churchill starb im zweiundachtzigsten Lebensjahre. 1730.

Sie hatte ihren ersten Geliebten, ihren Gemal und ihre Kinder überlebt. Der König, ihr erster Anbeter, war entthront im Exil, ihr Gemal diente gegen ihn, ihr Bruder, der Herzog von Marlborough, kämpfte gegen Ludwig XIV. und ihr berühmter Sohn, der Herzog von Berwick, focht wieder für den französischen Monarchen in Spanien. Von was für Empfindungen muß diese Frau damals bewegt worden sein!

Jakob, Herzog von **Monmouth**,

war der Sohn Karl's II. von Luzie Walters; er wurde in Rotterdam im Jahre 1649 geboren. Seine Erziehung erhielt er hauptsächlich zu Paris unter den Augen der Königin-Mutter. Nach der Restauration überhäufte ihn der König, wie Macaulay erzählt, mit Aemtern und Würden. Diese genügten dem Ehrgeizigen nicht; seine Schwäche ward von der großen protestantischen dem Herzoge von York abgeneigten Partei benutzt, um den Bastard unter Verdrängung des unpopulären Thronerben als Bewerber um die Krone aufzustellen. Bei Jakob's Thronbesteigung machte Monmouth den mißglückten Versuch eines Aufstandes, wurde gefangen und auf Towerhill am 14./15. Juli 1685 enthauptet. — Macpherson schildert seinen Charakter in wenigen Zügen: „Vom Volke geliebt war Monmouth ein passendes Werkzeug zur Förderung von Shaftsbury's Plänen. Sein schönes Aeußre zog an und er bestach durch zuvorkommendes Wesen. In der Freundschaft war er beständig, seinem Worte treu, von Na-

tur zartfühlend und ein entschiedener Feind aller Grausamkeit und Strenge. Er zeichnete sich, körperlich gewandt und kräftig, in allen Leibesübungen und Spielen aus. Er war persönlich tapfer und liebte das Gepränge wie die Gefahren des Krieges. Allein bei diesen glänzenden Eigenschaften zeigte er sich eitel bis zur Ueberspanntheit, schwankend in seinen Schritten, und von beschränktem Geist. Ohne Würde ehrgeizig, rastlos thätig ohne Ausdauer, stets in Ränke verstrickt blieb er fortwährend ein Thor. Er nahm den Beifall der Menge für einen Beweis seines Verdienstes und fiel ein Opfer seiner Anmaßung." M. Original-Dokumente, Thl. 1, Kap. 3.

Evelyn's Tagebuch ist eine Hauptquelle für die Darstellung Macaulay's. — Jener fügt dem Bericht hinzu: „Seine Mutter, mit Namen Barlow, war die Tochter von sehr geringen Leuten, — ein schönes Weibsbild, das ich oft in Paris gesehen; sie starb im Elende ohne einen Pfennig zum Begräbniß. Und doch hatte man dem Perkin weisgemacht, der König hätte sie geheirathet, — eine abenteuerliche und lächerliche Erfindung! Um die Welt aufzuklären, wurde das Gerücht öffentlich und feierlich im versammelten Rathe und unter Beglaubigung durch Zeugen vom Könige, seinem Vater, selbst widerlegt, — wenn dieser in der That sein Vater war; denn der Herzog ähnelte am meisten einem Herrn Sidney, welcher mit der Mutter vertraut gewesen."

Lady Anna Scott, Gemalin des Herzogs von Monmouth.

Diese war Universal-Erbin des Earl Francis von Buccleugh. Bei der Vermälung nahm der Herzog den Namen Scott an und Beide führten den Titel Herzog und Herzogin von Buccleugh. Obgleich aus dieser Ehe mehrere Kinder stammten, scheint die Verbindung doch nicht glücklich gewesen zu sein. Monmouth hielt es öffentlich mit der Lady Harriet Wentworth, die er noch auf dem Schaffot für sein Weib in den Augen des Himmels erklärte. Die

Herzogin heirathete als Wittwe den Lord Cornwallis und starb im einundachtzigsten Jahre. — Hinsichtlich ihres kolossalen Vermögens ist unser Memoirenschreiber nicht genau, denn es überstieg seine Angabe um Vieles.

Prinz Rupert.

Lord Orford's günstigeres Bild darf hier dem Text zur Seite nicht fehlen: „Mit dem Geschmack seines Oheims geboren, dessen Sache er ohne Erfolg vertheidigt hatte, war Prinz R. den Wissenschaften hold, die eines Helden Mußestunden zieren. Wäre der Hof des ersten Karl friedlich gewesen, wie hätte des Prinzen wahlverwandter Sinn die Neigung des Onkels unterstützt! Welche ganz andre Rolle spielte derselbe jedoch an einem so verschieden gearteten Hofe! Der wissenschaftlich gebildete, denkende Krieger, der zum Schmuck eines gesitteten Hofes dienen konnte, wurde, als die Höflinge nur witzige Lebemänner waren, als ein pedantischer Techniker verspottet. Selbst ein Mann (Hamilton), der nicht als der geringste unter den Geistreichen gilt und der über die Indelikatesse der Zeit erhaben scheint, zieht Tugenden, Talente und Verdienste in das Lächerliche, weil — Prinz Rupert ein unbeholfener Liebhaber war!" —

Dann erzählt Lord Orford seine Erfindung der Mezzotinto-Kunst im Einzelnen. Andre, wie Evelyn, Dallaway bestätigen das Urtheil. Der Prinz erfand eine zweckmäßige Art des Kanonenbohrens, verbesserte die Metallgußmischung und die Pulverfabrikation. Seine Geschicklichkeit im Schießen gränzte an das Wunderbare.

Miß Hughes

war eine der Künstlerinnen von des Königs Truppe. Sie scheint die erste weibliche Darstellerin der Desdemona gewesen zu sein. Dem Prinzen Rupert gebar sie eine Tochter, Namens Ruperta, welche an den Generallieutenant Howe vermält ward. Für die Hughes kaufte

der Prinz den prächtigen Landsitz des Sir N. Crispe bei Hammersmith, später Eigenthum der Markgräfin von Brandenburg und endlich der Sitz der Königin Caroline, Gemalin Georg's IV. —

Zur Zeit König Jakob's berichtet Macaulay: „Die Königin Maria blieb vom Verdacht der Bestechung nicht frei. Es gab in London eine berühmte Perlenkette, die zu 10,000 Pfund Sterling geschätzt wurde. Sie hatte dem Prinzen Rupert gehört und dieser sie der Margareth Hughes vermacht, einer Courtisane, welche gegen den Schluß seines Lebens große Gewalt über ihn übte. Tyrconnel (Talbot) rühmte sich laut, mit dieser Kette habe er der Königin Beistand gewonnen. Einige meinten indeß, dies sei eine von Talbot's Prahlereien und ebenso schlecht begründet, wie einst seine Aussage gegen Miß Hyde."

Nelly Gwynn.

Eleanor oder Nelly Gwynn stammte aus den untern Klassen. Ihre Mutter war Fischhändlerin in London und sie selbst verkaufte bis zum dreizehnten Jahre Fische. Da nahm ein herumziehender Gaukler sie unter seine Truppe auf und ließ sie in den Wirthshäusern singen. Ihr hübsches Gesicht veranlaßte eine Mistreß Roß, die ein Freudenhaus hielt, das junge Mädchen bei sich aufzunehmen und ihr im Lesen, Schreiben, Rechnen und besonders im Singen Unterricht geben zu lassen. Nelly machte rasche Fortschritte. Nach manchen Wechselfällen wurde sie im Jahre 1667 im Coventgarden-Theater angestellt. Sie war keine Künstlerin ersten Ranges, aber mit natürlicher Lebhaftigkeit verband sie nicht unbedeutende Talente im Gesange und Tanze. — Eine Begebenheit, wie dergleichen in der Coulissenlaufbahn öfter vorkommen, lenkte die Aufmerksamkeit auf sie. Im Jahre 1671 hatte sie des Königs Blicke auf sich gezogen. Dryden schrieb für sie einen Epilog zu seinem Stück: „Tyrannische Liebe." „Die Verse, in denen die größte Ungebundenheit waltete," sagt

Macaulay, Kap. 3, „kamen in den Epilogen vor. Sie wurden gewöhnlich von Lieblingsschauspielerinnen gesprochen und nichts entzückte das lockere Publikum mehr, als wenn es Zweideutigkeiten von einem schönen, noch für jungfräulich gehaltenen Mädchen deklamiren hörte." — William Preston, ein mittelmäßiger Schauspieler an einer kleinen Bühne, war in einem neuen Stück mit auffallend großem Hut erschienen. Das Volk interessirte sich dafür und nahm wegen dieses gewaltigen Kopfdeckels ein unbedeutendes Werk in Schutz. Dryden, auf diesen Triumph eifersüchtig, schrieb eine Art komischer Oper und ließ der Nell Gwynn darin einen Hut, so groß wie ein Wagenrad, geben. Dieser einfache Scherz gefiel ausnehmend. Alles lachte darüber und König Karl lachte am meisten. Von jenem Augenblick an war die Gwynn Liebling des Monarchen und des Publikums. Die öffentlichen Organe wetteiferten mit den schönen Künsten, ihrer Anmuth zu huldigen. Sie verdiente es, denn sie war gut, gefühlvoll, mitleidig und schämte sich nie ihres Ursprungs. Das erhielt sie auch bei den untern Klassen so beliebt, daß sich das Volk eines Tages vor dem Laden eines Juweliers zusammenrottete, welcher ein prachtvolles Silber-Service für die Herzogin von Portsmouth angefertigt hatte. Das Volk brach in Schmähungen gegen die Herzogin aus und wollte das Geschenk seinem Liebling Nelly zugewandt sehen. Freilich war diese eine Engländerin, Protestantin und Fleisch von seinem Fleisch; die Portsmouth dagegen eine Französin und Katholikin, wurde als ein Instrument Ludwig's XIV. betrachtet, um Karl zu beherrschen. —

Zu dem Herzog von York sagte der Fürst auf dem Sterbebette: „Ich bitte Dich, laß die arme Nelly nicht Hunger leiden." Macaulay, Kap. 4.

Trotz dieser Anhänglichkeit war der König doch nicht der erste auf der Gunstleiter der schönen Aktrice. Ihr Favorit scheint der Earl von Dorset gewesen zu sein. Sie nannte ihn, wie erzählt

wird, ihren Karl den Ersten, den Major Hart den Zweiten; der König war erst ihr dritter Karl. M., Kap. 8.

Ueber ihr Auftreten in Dryden's „jungfräulicher Königin" sagt Pepys: „In diesem Stück ist eine komische Rolle: Florimel, von der ich nie erwarten darf, sie je wieder so gut gespielt zu sehen wie von Nell Gwynn, sowohl in dem Theil, wo sie als wildes Mädchen auftritt wie auch, wenn sie als junger Stutzer erscheint. Sie giebt darin die Haltung und Manieren eines jungen Fants so trefflich, wie nur irgend ein Schauspieler sie geben kann."

Bischof Burnet erwähnt sie folgendermaßen: „Gwynn, die übermüthigste und tollste Creatur, die je an einem Hofe lebte, blieb bis zu des Königs Tode in hoher Gunst und wurde mit ungeheuern Kosten unterhalten. Der Herzog von Buckingham sagte, als sie zuerst zum König gekommen, hätte sie nur 500 Pfund Sterling jährlich gefordert und der König diese verweigert. Aber vier Jahre später, meinte er, erhielt sie 60,000 Pfund baar von ihm. Cibber nimmt sie in Schutz und lobt an ihr, daß sie sich nie in Staats-Intriguen gemischt habe und dem König wahrhaft ergeben gewesen sei. Madame de Sevigné zieht eine Parallele zwischen der Herzogin von Portsmouth und Nelly und sagt: „Der König theilt seine Aufmerksamkeit zwischen diesen Beiden. Die Aktrice ist so stolz wie die Dame; sie beleidigt sie, macht ihr Grimaçen, raubt ihr häufig den Fürsten und rühmt sich ihrer Bevorzugung. Sie ist jung, rücksichtslos ausgelassen und von drolliger Laune; sie singt, tanzt und spielt ihre Rolle mit besondrer Anmuth. Sie hat vom König einen Sohn (den nachmaligen Herzog von St. Albans) und hofft ihn anerkannt zu sehen. Von der Herzogin sagt sie: Diese Person behauptet, sie sei eine Frau von Stande und mit den ersten Familien in Frankreich verwandt; wenn dem so ist, warum erniedrigt sie sich zur Courtisane? Sie sollte vor Scham vergehen. Was mich betrifft, so ist es mein Beruf; ich will nichts Bessres sein; ich habe einen Sohn vom

König, den er anerkennen sollte und er wird es thun, denn er liebt mich ebenso sehr wie diese Dame."

Als eines Tags Nelly Gwynn in ihrer Kutsche durch die Straßen von Oxford fuhr und der Pöbel, sie für die Herzogin haltend, anfing zu schimpfen und zu drohen, steckte sie den Kopf aus dem Schlage und sagte lachend: „Liebe Leute, ihr irrt euch, ich bin das protestantische Kebsweib."

Eine Zeitlang benutzte Dryden sie, indem er ihr die besten Rollen gab, um dadurch dem König zu gefallen; dahin gehört die Geschichte mit dem Hute. (S. oben.) — „O Nell," sagte Karl eines Tags zu ihr, „was soll ich thun, um das Volk zufrieden zu stellen? Sein ewiges Geschrei bringt mich um." — „Möge Ew. Majestät nur einen Weg einschlagen," sagte sie. — „Und der wäre?" fragte Karl. „Entlassen Sie Ihre Mätressen und kümmern Sie Sich um den Staat." — Der Gwynn edler und menschenfreundlicher Eifer setzte die Stiftung von Chelsea-Hospital durch.

1619 wurde sie mit Pomp beerdigt und die tugendhafte Königin nahm den Leichenredner Dr. Tennison für seine Grabrede in Schutz, als man ihn deswegen zurücksetzen wollte.

Namen-Register.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Hamilton, Antoine,

Memoiren des Grafen Grammont der englische Hof unter Karl dem Zweiten ; ...
nebst geschichtlichen Erläuterungen nach englischen Quellen

Leipzig 1853